

dlv

J. W. van den Berg

**Wie Schafe
unter Wölfen**

CLV

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dieses Buch berichtet wahre Erlebnisse der Christen in China, die im fiktiven Lebensbild des Evangelisten Feng Tiu zusammengefasst werden.

Das Wunder des erstaunlichen Gemeindewachstums unter den überaus schwierigen Bedingungen des chinesischen Kommunismus und die beklagenswerte Stagnation bei uns, die wir alle Freiheiten besitzen, erklärt sich sicher aus dem Unterschied zwischen dem Glaubensmut, der Treue und Entschiedenheit dieser Leute und unserer Gleichgültigkeit und Verweltlichung.

1. Auflage 1999

© 1997 Den Hertog B.V., Houten (NL)

Originaltitel: Als lammeren in het midden van de wolven

© der deutschen Ausgabe 1999 by

CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Übersetzung: Hermann Grabe

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner, Ulm

ISBN 3-89397-418-0

Einige Personen, die in diesem Buch vorkommen:

Feng Tui:	Hauptperson
Linnang:	der kleine Maultiertreiber, er wird auch wohl der kleine Evangelist genannt
Mike Longfield:	Missionar in Langsan, Lisuland bis 1950
Tsi:	sein einheimischer Führer
Tsu-Leng:	ein Christ in Kingku, der als er vor Gericht Feng für unschuldig erklärte, getötet wurde
Lee Meekoon:	Ältester in Paoschan, einer unabhängigen Gemeinde im Binnenland
Djeng:	von der C.O.C.M. (Chinese Overseas Christian Mission) nach Hongkong ausgesandt, um bei dem Bibelschmuggel nach China zu helfen
Jong Sian:	ein Geschäftsmann aus Kunming, gleichzeitig Kurier für die C.O.C.M.
Lei:	Ziegenhirte in Langsan
Sen:	sein kleiner Freund

Schiang ist eine Stadt südlich des Hwang-Ho, des Gelben Flusses. An ihrem Rand steht ein großes Haus, das von einer grauen, bröckeligen Mauer umgeben ist. Ein rostiges Tor gibt den Weg zu fünf geräumigen Innenhöfen frei, die von Unkraut und wirrem Buschwerk überwuchert sind. Offensichtlich ist dies Haus seit vielen Jahren unbewohnt. Der Eigentümer muss allerdings sehr reich gewesen sein, vielleicht war er der Mandarin [Bürgermeister] oder ein erfolgreicher Geschäftsmann. Den Innenhöfen zufolge hatte er vier verheiratete Söhne. Wenn eine Tochter heiratete, verließ sie das Elternhaus; aber ein Sohn blieb bei seinen Eltern und bekam einen eigenen Innenhof. Um diesen baute er dann so viele Zimmer, wie er nötig hatte.

Einem Fremden erscheint es eigenartig, dass schon so lange niemand mehr hier wohnt. Was mag da passiert sein? Den mit den Umständen Vertrauten ist die Frage allerdings schnell beantwortet: Als das chinesische Kaiserreich zu bestehen aufhörte, brach im ganzen Land eine Zeit der Unruhen und der Anarchie aus. Das nutzten viele aus, indem sie die Häuser der Reichen überfielen und ausplünderten. Auch das Haus in Schiang musste dran glauben. Die Bewohner waren geflohen und hatten all ihr Hab und Gut zurückgelassen. Das alles ist jetzt mehr als acht Jahre her. Stürme, Regengüsse, Kälte und Hitze haben seither das einst schöne Haus in einen Trümmerhaufen verwandelt. Wird es wohl jemals wieder bewohnbar gemacht?

An einem prächtigen Frühlingstag bleibt ein mit zwei Ochsen bespannter Karren vor dem verrosteten Tor des Hauses in Schiang stehen. Im Nu ist er von einer Gruppe Jungen umringt, die sich gerade in der Nähe mit Seil-

springen amüsiert. Der nicht mehr ganz junge Fuhrmann springt von seinem Gefährt und schreit: »Weg da!« Und wie sie nicht schnell genug verschwinden, holt er seine lange Peitsche aus dem Köcher am Kutschbock und lässt die Schnur über den Köpfen der Jungen knallen; doch sie bücken sich nur, um nicht getroffen zu werden. Was aber dem Fuhrmann mit seinem Geschrei und der knallenden Peitsche nicht glückt, erreichen die drei Passagiere, die er mitgebracht hat, sehr schnell. Wie zwei Männer und eine Frau unter der Plane zum Vorschein kommen, stieben die Jungen schreiend auseinander. In sicherem Abstand bleiben die Tapfersten stehen. Sie sehen, wie der Fuhrmann das schief herabhängende Heckteil hochklappt, wieder auf den Karren klettert und in den Hof hineinfährt. Die beiden Männer und die Frau laufen hinter dem Wagen her. Kurz noch bleiben die Waghalsigsten stehen, um zu gucken, dann rasen sie nach Haus, um zu berichten, dass drei »fremde Teufel« in das seit Jahren leer stehende Haus eingezogen seien.

Am selben Tag, an dem in Schiang der Wagen mit den »fremden Teufeln« in den Hof einfährt, streichelt in Schang-Hé, einem kleinen Dorf östlich von Schiang, ein kleiner Junge vorsichtig das rote, glänzende Seidenpapier eines großen Drachens. Er hat die Gestalt einer Fledermaus und die ist das Zeichen für ein langes, glückliches Leben.

»Jetzt ist er fertig, Feng«, sagt Chang Tiu, der Vater des Kleinen. »Wenn morgen die Sonne aufgeht und der erste Wind von den Bergen bläst, lassen wir ihn steigen.«

Heute ist Feng fünf Jahre alt geworden und der große Drachen ist sein Geburtstagsgeschenk. Schon ganz früh heute Morgen war sein Vater zu dem Priester gegangen, um ihn zu fragen, was die beste Zeit sei, Feng in die Schule zu schicken. Der Priester hat daraufhin die Zauberknochen befragt und Chang Tiu hat Weihrauch vor den Göttern geräuchert, um sie gnädig zu stimmen. Auch ein

Silberstück hat er dem Priester gegeben und dieser meinte dann, morgen in einem Jahr solle Feng zur Schule kommen. Feng hat keine Vorstellung davon, wie lang ein Jahr dauert, das interessiert ihn auch nicht. Ihm ist nur eins wichtig: Morgen lassen wir den scharlachroten Drachen steigen! Dann kann er an dem Band fühlen, wie der Drache daran zieht, wenn er hoch oben in der Luft steht.

Am folgenden Morgen sind Feng und sein Vater schon früh auf. Ein wenig färbt sich der Himmel über den kahlen Bergen im Osten und »verrät«, dass es nicht mehr lange dauert, bis die Sonne mit ihren Strahlen alle Täler rings um Schan-Hé erwärmen und die Schafe aus den Höhlen nach draußen locken wird. Die Torwächter haben seit einer halben Stunde die Türen zu Fengs Geburtsort aufgetan und begrüßen einen Maultiertreiber, der das Dorf verlässt. Sie schauen ihm nach, wie er mit seinen schwer beladenen Tieren den Pfad entlang der Mauer einschlägt, der sich dann zu den Bergen hinaufwindet.

»Linnang ist wieder der Erste«, sagt Djeng, der alte Torwächter. Sein Kamerad schüttelt den Kopf: »Nein, Chang Tiu und sein Sohn waren noch früher.«

Sie sehen, wie die beiden zur Seite treten, um dem Maultiertreiber Gelegenheit zu geben, seine Tiere an ihnen vorbeizuleiten. Es ist sehr eng an dieser Stelle.

Linnang bleibt kurz stehen und bewundert den schönen Drachen. »Was für eine prächtige Fledermaus«, sagt er. »Der wird sicher gleich ganz hoch in der Luft stehen, höher als die Adler, denke ich.«

Feng lacht froh. Wie der Mann mit seinen Tieren weiterzieht, sagt er leise: »Wie klein der ist, mein Vater!«

»Ja, mein Sohn. Der kommt sicher nicht aus den nördlichen Provinzen. Da sind die Männer alle groß und stark. Aber er ist ein guter Mensch, Feng.«

»Warum?«

»Er war freundlich gegen dich, mein Sohn, darum.«

Linnang hat den ersten Pfad nach rechts eingeschlagen und ist darum schnell den Blicken entschwunden.

Chang Tiu und Feng laufen geradeaus. Im Tal grasen Hunderte von Schafen. Zwischen den erwachsenen Tieren tummeln sich viele Lämmer. Zwei Hunde bewachen die Herde. Vor einer der Höhlen sitzt der Hirte. Er rührt in einem schwarz berussten Topf, der an einer Kette über einem lustig flackernden Feuer hängt. Die Kette hängt an drei eisernen Stäben, die oben zusammengebunden sind. In dem Topf brodelt eine dicke Hirsegrütze.

Ringsumher scheint alles friedlich zu sein; doch hoch in der Luft schwebt ein Adler. Der große Vogel ist nur ein dunkles Pünktchen am blauen Himmel. Die scharfen Augen des Adlers haben die Herde schon lange gesehen und wehe dem Lämmchen, das sich zu weit von der Herde entfernt!

Auf einer kleinen Anhöhe über der grasenden Herde und den springenden Lämmern steht Feng und blickt mit strahlenden Augen zu seinem Drachen hinauf. Der Vater hat klug die aufsteigende Luftströmung ausgenutzt, um ihn so hoch wie möglich zu bringen. Und jetzt steht die Fledermaus da wie ein roter Flecken in der hellen Luft.

»Fühl einmal, mein Sohn, wie er zieht.«

Der kleine Junge zögert.

»Hab keine Angst«, ermutigt ihn der Vater, »ich halte ihn gut fest.«

»Kann er mich in die Luft ziehen?«, will Feng wissen.

Chang Tiu lächelt ein wenig. Er hockt sich hin. »Komm her zu mir. Ja, so, zwischen meine Beine.«

Nun wagt Feng es. Gegen seinen Vater gelehnt fasst er das Band an, dicht über dessen starken Händen. Er gibt sein Bestes, die Fledermaus nach unten zu ziehen; aber er kann das Band nicht einholen. Chang Tiu lächelt wieder. Ganz vorsichtig zieht er daran.

»Er kommt, er kommt«, stottert Feng. »Er kommt, eh ... ich hab ihn nach unten gezogen!«

»Wie stark du bist, mein Sohn«, lobt ihn sein Vater.

»Aber ich lasse das Band nicht los; denn sonst würde

dich die Fledermaus mit in die Luft nehmen. Aber es gibt noch stärkere Vögel, große Raubvögel, wie die Adler. Wenn sie die Flügel ausbreiten, sind sie wohl mehr als zwei Meter weit. Sieh, so.«

Chang Tiu windet die Flugleine ein paarmal um sein Handgelenk und zieht mit der Hacke seiner Sandale einen kurzen Strich. Dann macht er zwei große Schritte und zeichnet erneut eine Linie. »So lang sind seine Flügel, wenn er sie ausbreitet. Die Adler können leicht ein Lamm aus der Herde stehlen und es in ihren Klauen hoch mit in die Luft nehmen, bis oben in die Berge. Wir gehen jetzt nach Hause, mein Sohn.«

Er beginnt, das Band einzuholen. Feng läuft ein wenig weiter, um Blumen zu pflücken. Wie er sich hin hockt, fällt plötzlich ein Schatten auf ihn. Erschrocken sieht er, wie der große Vogel über dem Tal mit all den vielen Schafen seine Kreise zieht. Er schwebt niedriger und niedriger.

»Vater!«, schreit Feng ängstlich. »Vater, sieh einmal!«

Chang Tiu holt mit einem letzten Ruck die Fledermaus ein, lässt sie ins Gras fallen und legt die Hände an den Mund, um nach dem Hirten zu rufen, der gerade in seine Hütte tritt.

Die Kreise, die der Adler über der nichts ahnenden Herde beschreibt, werden enger und enger und der Abstand zu den Schafen immer kleiner. Der Vogel hat mit seinen scharfen Augen, die aus mehr als tausend Metern Höhe ein Opfer erkennen können, zwei Lämmer entdeckt, die sich ein Stückchen von der Herde entfernt haben. Plötzlich erblickt einer der Hunde den Raubvogel. Mit wildem Gebell rennt er zu den beiden Schäfchen; aber der Adler ist schneller! Er stößt nach unten, und wie er sich wieder auf seinen mächtigen Schwingen in die Luft erhebt, trägt er ein Lamm in seinen Klauen. Höher und immer höher entschwebt er in die blaue Luft.

Starr vor Schreck hat Feng alles beobachtet. Erst als der große Vogel nicht mehr zu sehen ist, kommt wieder

Bewegung in ihn. Er rennt zu seinem Vater und versteckt sich schluchzend unter dessen Jacke. Der schöne Drachen, über den er so froh war, liegt vergessen auf der Erde.

Und hoch oben, auf einer Fels Spitze warten zwei hungrige Jungvögel, dass ihnen ihre Mutter etwas zu fressen bringt.

Es ist eineinhalb Jahre später. In einem kahlen Raum, dem ein Perlenvorhang als Tür dient, sitzen etwa zwanzig Kinder über große Papierbögen gebückt. Sie haben Schreibunterricht und tun ihr Bestes; denn der Lehrer ist sehr streng. So, wie er da in dem ungestaltlichen Zimmer vor seinen Schülern sitzt, nötigt er ihnen eine Menge Respekt ab. Ein pechschwarzer Zopf kommt unter einer runden Mütze hervor und hängt bis weit auf den Rücken herab. Seinen dunklen Augen entgeht nichts. Heute Morgen hat er eine Seite aus den Büchern des Konfuzius abgehört. Wehe dem Jungen, der seine Aufgaben nicht macht! Der Lehrer ist im Strafausteilen nicht knauserig.

»Ihr dürft nie vergessen«, so fängt er jeden Morgen an, »was Konfuzius gesagt hat, stimmt! Wer ein gelehrter Mann werden will, muss alle Bücher, die der große Meister geschrieben hat, so lange studieren, bis er sie auswendig aufsagen kann. Das reicht aber nicht. Man muss sie auch aufzuschreiben verstehen! Alle Schriftzeichen muss man fehlerlos zu Papier bringen können!«

Mit der Zungenspitze zwischen den Zähnen pinselt Feng alle aufgegebenen Schriftzeichen auf das große Blatt aus Reispapier. Er hat sich schon an die Schule gewöhnt und gibt sich die allergrößte Mühe. Vater und Mutter sind stolz auf ihn. Sie meinen, er würde sicher einmal ein sehr berühmter Mann, vielleicht sogar der Mandarin¹ in einer der ganz großen Städte.

Im vorigen Jahr hat er ein Brüderchen bekommen. Zu-

¹ Bürgermeister

sammen mit seinem Vater ist er zum Buddhaempel gegangen, um Weihrauch zu opfern. Feng lässt kurz den Pinsel ruhen. Noch drei Wochen, dann hat er frei von der Schule. Dann beginnen die Neujahrsfeste! Die werden vierzehn Tage dauern! Er darf bei dem großen Umzug mitmachen. Dann gibt es auch ein prächtiges Feuerwerk, und dann ...

»Der Sohn des Chang Tiu darf seine Gedanken nicht abirren lassen. Er muss seine Aufgabe auf dieser Seite jetzt sofort beginnen«, hört er die strenge Stimme des Lehrers. Feuerrot beugt sich Feng über das Papier und schaut nicht wieder auf, bevor er mit der aufgetragenen Arbeit fertig ist.

2

Während nun Feng die weisen Worte des Konfuzius in seinen Kopf zwingt und peinlich genau die Hunderte von Schriftzeichen auf das dünne Reispapier pinselt, während sein Brüderchen Tsu-schen seine ersten wackeligen Schrittden macht, besucht Linnang die kleinen Städte und Dörfer der Provinz Schansi. Er ist wie gewöhnlich schon wieder früh unterwegs. Seine Geschäfte gehen gut und er verdient schönes Geld! Nach etlichen Stunden – die Sonne hat schon ihre größte Kraft verloren – sieht er in der Ferne Kantung, eine kleine Stadt am Hwang-Ho. Dort wird er die Nacht verbringen und am nächsten Morgen das Fährboot nach Schiang nehmen, um dort seine Waren auf dem Markt auszustellen. Kostbare Waren führt er mit sich! In Schang-Hé hat er ein hellgelbes Seidentuch gegen fünf Figuren aus Jade eingetauscht. Die kunstvoll gearbeiteten Stücke stellen fünf Tiere vor: ein Pferd, eine Eule, eine Fledermaus, einen fliegenden Adler und ein Maultier. Die wird er sicher teuer verkaufen können! Der Mann, der sie ihm

angeboten hatte, wollte nicht glauben, dass der Stoff echte Seide war!

»Du bist nicht recht gescheit«, sagte er, »fünf Figuren für einen solchen wertlosen Fetzen Seide?«

Doch ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatten Figuren und Seide die Besitzer gewechselt. Linnang lässt die kleine Karawane ein wenig rasten. Mit einiger Anstrengung zieht er aus seinem Kittel ein kleines Päckchen heraus. Darin liegt, eingewickelt in einen schmutzigen Lappen ein Drachen aus Elfenbein. Die Figur ist wohl dreimal so groß wie die fünf, die er gegen die Seide eingetauscht hatte. Der Mensch, dem der Drachen bis gestern gehörte, hatte keine Ahnung von dem Wert dieser Figur. Er wollte einen Sack Holzkohlen, weiter nichts! Ha, wie leuchten die robinroten Augen des Drachen! Der offene Rachen zeigt messerscharfe Zähne und eine schmale, spitze Zunge. Er stellt den Himmeldrachen Lung vor, der den Regen gibt. Er hat sicher einmal dem Kaiser gehört; denn das Tier hat an jeder Pfote fünf Krallen. Der Maultiertreiber birgt seinen Schatz wieder sorgfältig unter seinem Kittel. Falls die Himmelsgeister ihm günstig gesonnen bleiben, wird er sich im folgenden Jahr einen Esel dazukaufen und einen Jungen mieten, der ihm auf den Reisen gute Dienste tun kann. Und dann ...

Linnang läuft wieder hinter seiner kleinen Karawane her und spinnt an seinen Zukunftsträumen. Wenn er genug verdient hat, geht er auf Reisen! Erst natürlich nach Peking. Da wird er die riesigen Standbilder begucken, die am Weg zu den Kaisergräbern stehen. Gewaltige Elefanten, Pferde und Kamele. Kolossale Männerfiguren, allesamt aus Stein gehauen. Er wird sicher in dem eisernen Ungeheuer reisen, das die Menschen »Zug« nennen, das auch bald durch die Provinz Schansi fahren soll. Selbstverständlich geht er auch in die Hafenstadt Tientsien. Da sind die Winter sehr streng und die Sommer schrecklich warm. Man sagt, das kommt, weil der Wind

niemals von See her weht. Das ist eigenartig. Hier weht der Wind einmal aus dem Osten, dann wieder aus dem Süden, manchmal auch aus dem Westen oder aus dem Norden. – Er wird auch auf den heiligen Berg Tais-Jan steigen und wie die anderen Pilger all die Tausende von Stufen hinaufgehen. Dazu braucht man einen ganzen Tag, sagen die Leute. Aber das nimmt man wohl auf sich, weil man damit ein gutes Werk tut. Oben wird er dann schlafen. Und morgens wecken ihn die Tempelglocken. Dann wird er den Sonnenaufgang betrachten und die buddhistischen Priester sehen, wie sie den Berg ersteigen und nach jedem Schritt mit der Stirn auf die Stufen schlagen. Natürlich geht er auch zum Kaiserkanal, der schon im dreizehnten Jahrhundert angelegt wurde. Die alten Chinesenkaiser reisten gern per Schiff. Und selbstverständlich muss er auch noch ...

Über die schmalen Bergpfade zieht eine kleine Karawane: zwei Maultiere und ihr Herr. Es sieht schon lange nach Regen aus und die dunklen Wolken um die Berggipfel sinken immer tiefer. Der Maultiertreiber und seine beiden Tiere beeilen sich so schnell sie können. Noch eine Viertelstunde, und sie haben Lei Dschung erreicht, ein winziges Dorf mit acht Häusern und einer Herberge. Es liegt seit undenklichen Zeiten sicher unter einer überhängenden Felspartie verborgen. Am Fuß des Felsens steht ein kleiner Tempel, in dem zwei Priester in langen gelben Gewändern ihren Dienst verrichten. Der Maultiertreiber ist schon oft in diesem winzigen Nest gewesen, wohl drei- oder viermal im Jahr kam er gewöhnlich dorthin. Doch nun ist es schon eine ganze Zeit her, dass er seine Waren auf dem Innenhof der Herberge ausgestellt hat. Wie werden die Menschen sich wundern, wenn er gleich wieder unter ihnen steht! Mit den ersten schweren Tropfen klappern die Hufe der Lasttiere über den Pfad am Tempelchen vorbei. Die Priester sehen die Maultiere vorüberziehen; aber bevor sie den

Führer der kleinen Karawane begrüßen konnten, steigt dieser schon den Weg zum Dorf hinauf.

»Das war Linnang!«, sagt Priester Wang verwundert.
»Wo mag er so lange gesteckt haben?«

Sie blicken dem kleinen Kaufmann nach, bis sie ihn durch die Pforte schreiten und hinter der Mauer verschwinden sehen. Das Unwetter bricht nun in voller Stärke los und noch immer tauschen sie ihre Vermutungen aus, was wohl mit Linnang geschehen ist; so ziehen sie sich in ihr Heiligtum zurück, um zwischen still brennenden Öllampen und stummen Götterbildern ihrer Beschäftigung nachzugehen.

Am Abend ist die Herberge überfüllt. Jeder will wissen, warum Linnang so lange weggeblieben war. Auf der steinernen Khang, dem gemeinschaftlichen Bett, unter dem die Heizrohre des Ofens verlaufen, sitzen die Männer und älteren Jungen von Lei Dschung. Die Frauen, Mädchen und kleineren Kinder sind zu Hause geblieben. Das gehört sich so. Die Frau des Herbergswirts und ihre zwei Töchter lassen sich auch nicht blicken; aber sie kennen eine Stelle, wo sie alles hören können, was auf der Khang besprochen wird. Jetzt hat man den heißen Tee, den der Wirt ausgeschenkt hat, ausgetrunken und Linnang beginnt zu erzählen:

»Genau vor sechzehn Monaten war ich auf dem Wege nach Kantung, als ich von Räubern überfallen wurde. Sie ließen mich schwer verwundet am Rand des Maultierpfades liegen. Ich meinte, sterben zu müssen. Auch wenn jemand vorüber gekommen wäre, wie hätte er mit helfen können? Würdet ihr jemand, der so schwer verletzt ist, helfen? Der würde ja doch sterben und es wäre eine Sünde und Schande, so viel Geld für Essen und Trinken und Krankenpflege unnütz zu vergeuden! Vor Schmerz und Elend fiel ich in Ohnmacht. Und als ich meine Augen wieder öffnete, lag ich nicht mehr am Wegesrand, sondern in einem Bett. Nein, nicht auf einer Khang. Ein solches Bett meine ich nicht, sondern so eins

wie in den Häusern der Reichen oder in den Krankenhäusern. Alles war weiß: die Wände, die Gardinen und das Laken, unter dem ich lag. Und als ich mich ein wenig bewegte, hörte ich eine Männerstimme in einer fremden Sprache reden. Ganz vorsichtig schaute ich umher. Oh, wie hab ich mich erschrocken! Da beugte sich ein Mann über mich: »ein Ausländer!« Linnang hielt inne.

Verwunderte Rufe erklingen: »Ein Ausländer! Ein fremder Teufel!«

»Ich habe auf meinen Reisen auch Ausländer gesehen, Menschen, die ganz fern im Westen von China wohnen«, fährt Linnang fort, »aber noch nie so von nahe! Ich machte darum schnell die Augen wieder zu und verhielt mich ganz still. Aber das half mir nichts. Der Mann rief etwas, und dann hörte ich eine Tür gehen und merkte, dass noch jemand an mein Bett kam.« Wieder hört Linnang auf zu erzählen, und um die Spannung aufrecht zu erhalten, blickt er sich eine Zeit lang um.

»Noch ein fremder Teufel?«, fragt der Wirt. »Ja, aber diesmal war es eine ... Frau.«

Nun hören die Zwischenrufe gar nicht wieder auf.

»Eine Frau!«

»Eine fremde Teufelin!«

»O weh, so nahe bei!«

»Wie sah sie aus?«

Linnang macht eine Handbewegung.

»Sie beugte sich über mich und ich sah, dass sie blaue Augen und gelbe Haare hatte.«

Es ist, als ob niemand mehr atmet. Blaue Augen und gelbe Haare!!

»Der Mann erfasste mein Handgelenk und sagte etwas zu der Frau. Sie ging zum Glück weg und der Mann setzte sich an mein Bett.«

»Wo bin ich?«, fragte ich.

»So«, sagte er, »du bist wach?«

»Ich verstand ihn gut, wenn er auch ein wenig anders sprach als ich. Er gab mir etwas zu trinken und sag-

te, ich müsste jetzt schlafen. Wenn ich mich ein wenig erholt hätte, würde er mir sagen, wo ich war. Seine Stimme klang sehr freundlich, so dass ich keine Angst mehr hatte und die Augen beruhigt schloss.«

Linnang kratzt sich am Hals. Das ist für den Wirt das Zeichen, den großen Teekessel vom Feuer zu nehmen und allen noch einmal einzuschenken.

»Ich war in Schiang«, erzählt der kleine Maultiertreiber weiter, »in einem Haus, das von den fremden Teufeln als Krankenhaus eingerichtet war. Wer Hilfe braucht, kann dahin gehen, einerlei, wer er ist.«

»Doch sicher nur die Reichen!«, sagt einer der Männer.

»Nein, jeder ist dort willkommen, auch die Ärmsten! Ich hatte ja auch kein Geld. Alles hatten sie mir weggenommen. Und doch konnte ich so lange dort bleiben, bis es mir wieder besser ging. Und das hat lange gedauert. Ich hatte einen eisernen Bogen über meinem Bein, weil es an zwei Stellen gebrochen war. Es war zwischen zwei Holzplatten eingebunden, damit sich die gebrochenen Knochen nicht verschieben konnten. Auch hatte ich viele Schmerzen in meiner Brust. Einige Rippen waren angebrochen. Als die Schmerzen so groß wurden, dass ich nicht mehr schlafen konnte, gaben sie mir eine weiße Tablette. Die musste ich mit Wasser herunterschlucken. Das half gut. Das Essen war prächtig; viel Reis mit Gemüse, das ich noch nie probiert hatte. Das Grünzeug bauten sie selbst an. Mir war noch lange so seltsam im Kopf; aber das würde von selbst vergehen, sagten sie. Das stimmte auch; denn nach etwa drei Wochen konnte ich aufrecht sitzen, ohne dass mir schwindelig wurde.

Eines Tages kam die Frau, die ich Schwester Mirjam nennen musste, und setzte sich an mein Bett. »Soll ich dir einmal etwas vorlesen, Linnang?«

Ich fand das gut; denn die Tage wurden doch ziemlich langweilig für mich.

Sie zeigte mir das Buch, das sie mitgebracht hatte und sagte mir, dies sei das einzige Buch in der ganzen Welt,

in dem keine Lügen stehen. Das glaubte ich ihr nicht. ›In den Büchern des Konfuzius stehen auch keine Lügen‹, sagte ich. Aber neugierig war ich doch. Die Geschichte, die sie vorlas, handelte von einem Kranken, der überhaupt nicht mehr gesund werden konnte. Immer lag er nur im Bett und konnte selbst nichts mehr tun. Nur reden. Zum Glück hatte er Freunde, die für ihn sorgten und die hatten ihm von einem Mann erzählt, der ihn gesund machen konnte. Wir kommen und holen dich, wenn der Mann in unsere Gegend kommt, versprechen sie ihm. Nun, das geschah eines Tages und der Mann, Jesus heißt Er, hat den lahmen Mann wieder gesund gemacht. Wie? Ja, das habe ich nicht verstanden. Er sagte nur: ›Nimm dein Bett und geh nach Haus!‹ Das Bett war eine dicke Decke. Die konnte man aufgerollt nach Hause tragen. Ich fand das eine schöne Geschichte; aber ich glaubte nichts davon.«

Linnang blickt seine andächtig lauschenden Zuhörer kurz an und merkt an ihren Gesichtern, dass sie diese Geschichte auch nicht glauben mochten.

»Das sagte ich der Schwester Mirjam und die nickte. ›Das will ich dir wohl glauben, Linnang. Ich werde dir aber jeden Tag eine Geschichte aus diesem Buch erzählen. Das ist besser für dich zu verstehen als das Vorlesen‹, sagte sie.

Nun, das hat sie getan und jetzt glaube ich alles, was in diesem Buch steht. Der Mann, von dem ich euch erzählte, der Kranke gesund machen konnte, einerlei, was sie hatten, ob sie nun blind oder taub waren oder eine schrecklich ansteckende Krankheit hatten, ist Jesus, der Sohn Gottes.«

»Wie ging es denn mit dir weiter, Linnang?«

»Wie kommst du an zwei Maultiere?«

»Die Räuber haben dir doch alles weggenommen!«

Es ist, als glitte eine leichte Enttäuschung über das Gesicht des kleinen Maultiertreibers. Er zögert noch mit der Antwort. Sicher hat er erwartet, sie wollten noch mehr

von Jesus, den Sohn Gottes, hören. Aber er lässt sich gegenüber den Männern, die ihm so eifrig zuhören, nichts anmerken.

»Es hat wohl drei Monate gedauert, bis ich wieder richtig laufen konnte. Während ich da in dem Haus war, habe ich die Sprache der Fremden gelernt, so dass ich sie nicht nur sprechen, sondern auch schreiben kann. Und sechzehn Monate nach dem Überfall habe ich ihnen Lebewohl gesagt. Die Tiere und was ich sonst noch brauchte, bekam ich von den Männern und der Frau aus dem Haus. Ich hatte für sie gearbeitet. Ich putzte Gemüse und webte Decken und Handtücher. Als ich wieder gehen konnte, habe ich im Garten gearbeitet und Einkäufe erledigt. Als ich wegging, wohnten wohl mehr als zwanzig Menschen in dem Haus. Das Haus hat einen Namen, einen schönen Namen. Es heißt ›Haus der Barmherzigkeit‹.

Jeden Abend steht das Tor offen und jeder kann hereinkommen und die Geschichten von Jesus hören, dem Sohn des Herrn des Himmels, der alles gemacht hat, der alles weiß und alles sieht. Übermorgen werde ich weiterziehen; aber morgen hoffe ich, euch noch mehr von Ihm zu erzählen.«

Ein Herr des Himmels, der alles gemacht hat? Der alles weiß und alles sieht? Der einen Sohn hat, der Wunder tun kann?

Sie können es nicht begreifen, die einfachen Bergbewohner aus Lei Dschung. Aber ganz sicher wollen sie morgen Abend wieder kommen, um die Geschichten aus diesem Buch zu hören, das nicht lügen kann.

3

Im Süden von Schansi, der Gegend, in der Linnang nach dem Überfall nun schon wieder ungefähr zwei Jahre seine Waren feilbietet, scheint die Zeit still zu ste-

hen. Die größeren Ortschaften werden immer noch von den Mandarinern nach uralter Sitte regiert. Linnang besucht wie seit eh und je die Städtchen und Dörfer. Feng studiert noch immer eifrig die Lehren des Konfuzius, Chang Tiu schnitzt weiter seine Jadediguren und Ahnenschreine (in China werden die toten Vorfahren als Götzen verehrt). In seiner freien Zeit zeigt er seinem Sohn, wie man aus kleinen Stücken Abfallholz niedliche Tiere schneiden kann. Das Holz holt er von einem Tischler, der auf dem Marktplatz seine Werkstatt hat. Tsu-schen, sein jüngerer Sohn, ist schon ein großer Junge geworden und soll auch bald in die Schule kommen.

Linnang geht es schon lange nicht mehr darum, viel Geld zu verdienen und seine Waren als die Besten in ganz China anzupreisen. Nein, jetzt geht es ihm nur darum, seinem Meister zu dienen, dem Sohn des Herrn des Himmels und Ihn anzupreisen! Wie sollte er auch von Ihm schweigen können, der ihn täglich auf den gefährlichen Pfaden beschützt, die an steilen Abgründen vorbei führen und wo überall Räuber lauern können! Sein Herr sorgt für ihn, dass es ihm an nichts fehlt, außerdem hat Er ihn gelehrt, mit dem einfachen Leben, das er führt, zufrieden zu sein. Zweimal im Jahr zieht der kleine Maultiertreiber zum Hwang-ho, um das Haus der »fremden Teufel« zu besuchen. Da war es ja, wo er zum ersten Mal im Leben von Schuld und Sünde, aber auch von Gnade und Vergebung gehört hat. In dem Haus hat er den Herrn Jesus als seinen Seligmacher kennen gelernt. Und in allen Dörfern nennen sie ihn nicht mehr Linnang, den Maultiertreiber, sondern Linnang, den Evangelisten.

Doch ganz spurlos geht auch an der Provinz Schansi und an Schang-Hé, dem Städtchen hinter den dicken Felsenmauern, die Zeit nicht vorüber. Seit einigen Wochen ziehen regelmäßig Gruppen von Soldaten durch die Straßen. Niemand schenkt ihnen viel Beachtung. Kaufleute, die nach Schang-Hé kommen, berichten von

Chiang Kai-Schek, der ein großes Heer von Kommunisten eingekesselt hat. Maultiertreiber erzählen von dem »langen Marsch«, den die Kommunisten durch die Berge gemacht haben und von den Hunderten, ja Tausenden von Soldaten, die dabei zugrunde gegangen sind. Kulis sagen, das kleine Inselreich Japan wolle mit China Krieg machen. Alles sind nur vage Gerüchte und alles liegt weit von Schang-Hé entfernt, außerdem hat man dicke Mauern und starke Tore! Krieg? Ach hör doch auf! Wer sollte ein so unbedeutendes Städtchen angreifen wollen? Und doch sind Kaufleute dabei, die solange reden, bis manchem auch in Schang-Hé Angst und Bange wird.

»Ihr braucht nicht zu glauben«, sagen sie, »dass starke Mauern und feste Tore die Soldaten aufhalten können. Es gibt nämlich Flugzeuge, die können Bomben fallen lassen, und die Bomben explodieren und dann gibt es Tod und Verderben. Da helfen keine Mauern und wenn sie noch so hoch und dick sind!«

Aber in Schang-Hé hat noch kein Mensch ein Flugzeug gesehen. Nein, soweit wird es doch wohl nicht kommen! Und so geht das Leben seinen gewohnten Gang. Händler preisen ihre Waren an, Mütter waschen und nähen Kleidungsstücke, Väter arbeiten schwer, um ihre Familien zu ernähren. Und die Kinder? Die spielen, balgen sich und führen Streiche aus, wenn sie nicht ihren Eltern helfen müssen. Krieg? Nein, daran glaubt keiner!

Vor dem Haus, in dem der Unterricht stattfindet, ist großes Geschrei und Gerangel. Die Schule hat noch nicht begonnen und die Jungen nutzen die Zeit mit Bockspringen, Drachen fliegen lassen und anderen Spielen – und Krach machen natürlich. Feng ist kein Spiel zu wild, kein Fluss zu tief und kein »Bock« zu lang. Oftmals ist er der Anführer einer Horde, die die engen Gassen mit ihren vielen Winkeln unsicher macht. In der Schule tut er, was er kann; aber der Reiz des Neuen ist schon lange dahin

und der strenge Lehrer hat manchmal Mühe, den Sohn des Chang Tiu in Schach zu halten. Doch seine Arbeiten liefert Feng immer pünktlich ab und meistens sind sie ohne Fehler. Was er auswendig lernen muss, kann er ohne »Kunstpauzen« aufsagen. Sein Vater duldet keine schlechten Zensuren und Feng hat nicht nur Respekt vor den harten Händen seines Vaters, die mit dem Austeilen von Schlägen nicht sparsam sind, sondern er wurde auch zur Ehrfurcht gegenüber seinen Eltern und alten Menschen erzogen.

Oft kann er ganz still, neben seinen Kameraden an die raue Stadtmauer gelehnt, zuhören, was die alten Männer sich erzählen. Niemals werden er und seine Freunde die Wahrheit dieser Geschichten bezweifeln. Sie saugen die Worte der Alten förmlich in sich auf. Da geht es um feurige Drachen, Gift spritzende Skorpione, um die wilden Horden des Dschingis Khan, die räubernd und mordend durch das Land zogen. Dann laufen ihnen die Schauern den Rücken hinab, wenn er hört, wie grausam früher Missetäter bestraft wurden. Atemlos hören sie auch, wenn die Alten von Flutkatastrophen reden, die in manchen Jahren Millionen von Opfern gefordert haben. Dann sehen sie förmlich, wie das Wasser des Gelben Flusses höher und höher steigt, weil so viel Schlamm von den Bergen durch lange Regenfälle herabgespült wurde. Sie spüren die Angst der Menschen und Tiere, wenn der Hwang-Ho mit rasender Geschwindigkeit alles, was ihm im Weg steht, in wüsten Strudeln und riesigen Wellen mit sich reißt. Ihr Herz fängt heftig an zu schlagen, wenn die Rede auf die schrecklichen Erbeben kommt, denen Zehntausende von Männern, Frauen und Kindern zum Opfer fallen. Es ist, als bewege sich unter ihren Füßen der Erdboden und sie halten den Atem an, wenn sie von Felsen hören, die von den Bergen stürzen, von riesigen Erdspalten, in denen Häuser und Bäume in Sekundenschnelle verschwunden sind.

Nein, immer nur Unsinn machen, rangeln und toben,

das wollen sie nicht. Von Haus aus hat jeder Junge, jedes Mädchen im »Reich der Mitte« (so nennen die Chinesen ihr riesiges Land) das Zuhören mit in die Wiege gelegt bekommen. Die größten Rowdies werden wie Lämmer, wenn Vater oder Großvater oder ein anderer älterer Mensch eine Geschichte erzählt.

Aber jetzt, eine halbe Stunde vor Schulbeginn, ist keine Zeit, spannende Geschichten zu hören. Ihre hohen Stimmen werden von der hohen Wand des Hauses neben der Schule zurückgeworfen. Feng schreit lauter als alle anderen. Er gehört zu den Besten der Gruppe, die jetzt an der Reihe ist. Kein »Bock« ist ihm zu lang und zu hoch. Das Spiel wird immer interessanter, weil schon so viele ausgeschieden sind. Von zwanzig Mitspielern sind nur noch sieben übrig. Denen wird es nicht leicht gemacht. Man kann die »Böcke« natürlich nicht höher, dafür aber länger machen. Drei Jungen stehen mit gebeugten Rücken Seite an Seite, die Hände auf den Knien. Mühelos schweben die sieben darüber hin. Die Anlaufstrecke ist festgelegt. Wer nur eine Fußlänge früher oder später beginnt, muss ohne Erbarmen aufhören. Jetzt macht ein vierter Junge den »Bock« länger. Zwei von den sieben schaffen es nicht und werden ebenfalls Zuschauer. Die »Böcke« stellen jetzt auch ihre Füße ein wenig weiter auseinander. Feng schafft auch das mühelos. Nummer zwei schafft es auch; aber für Tschu, den Sohn des Mandarins, ist der »Bock« zu lang. Auch die anderen Jungen sind ausgeschieden. Tschu wird angewiesen, sich als fünfter anzustellen. Da reift in seinem Kopf ein gemeiner Plan. Letzte Woche hatte Feng auch gewonnen. Er sprang noch eine Fußlänge weiter als Tschu und wurde von den anderen im Triumphzug um den Schulhof getragen. Das hatte Tschu mächtig geärgert. Ha, der Sohn eines Künstlers, wie sie dutzendweise in Schansi rumlaufen, sollte besser sein als er, der Sohn des Mandarins von Schang-Hé? Na, der soll sich in Acht nehmen! Gut, dass er als Letzter steht! Wenn Feng an der

Reihe ist, wird er sich nur ein wenig aufrichten. Er wird schon aufpassen, dass niemand etwas merkt. Der Sohn des Chang Tiu macht dann einen schönen Purzelbaum und wer nicht auf den Füßen landet, muss ausscheiden, auch wenn er den Sprung geschafft hat! Tschu spannt die Muskeln. Prima, das geht gar nicht besser! Wang-Li ist der Erste. Leicht wie eine Feder schwebt er über die Jungen. Geschafft!

Dann läuft Feng auf den »Bock« zu. Genau im richtigen Augenblick hebt Tschu den Rücken. Feng verliert das Gleichgewicht und rollt auf dem Boden. »Schade!«, rufen die Zuschauer, »das tut uns leid!«

Feng rappelt sich hoch. Sein Gesicht ist weiß vor Wut.

»Das hast du getan!«, faucht er. »Du hast dich aufgerichtet, das habe ich deutlich gefühlt!«

»Ich?«, fragt Tschu mit erstauntem Gesicht. »Du kannst nicht springen!«

Feng ist fast einen Kopf kleiner als der Sohn des Mandarins; aber er überlegt nicht einen Augenblick und schlägt zu. Seine Faust dröhnt gegen Tschus Kinn. Der schwankt ein wenig, erholt sich aber schnell und schlägt zurück. Sekunden später rollen die beiden Kampfhähne auf der Erde. Feng versteht es unter Aufbietung aller Kräfte seinen Rivalen zu besiegen und setzt sein Knie in die Magengrube des Bürgermeistersohnes. »Sag die Wahrheit!«

Schweigend sehen die anderen Jungen zu. Sie gönnen Feng den Sieg, passen aber auf, dies nicht merken zu lassen. Tschu liegt so still wie möglich. Jede Bewegung, die er oder Feng macht, tut ihm schrecklich weh.

»Na, was ist?«, will der Sohn des Chang Tiu wissen, »hast du Schuld oder nicht?«

Die Antwort bleibt Tschu erspart.

»Was geht hier vor sich?«

Im Nu steht Feng aufrecht.

»Auah!«, stöhnt Tschu und Tränen treten ihm in die Augen. Er rollt sich auf die Knie und würgt, als müsse er

sich übergeben. Die Hände unter den weiten Ärmeln seines Mantels verborgen schaut der Lehrer diesem Theater zu. Feng senkt das Haupt und wagt nicht, aufzublicken.

»Der Sohn des Chang Tiu kann hineingehen!«, sagt der Lehrer streng. »Und du, Tschu, steh auf und stell dich nicht so an! Wir werden die Angelegenheit gleich eingehend untersuchen.«

In der kurzen Frühstückspause knöpft sich der Lehrer die beiden Streithähne vor. Tschu gibt zu, sich aufgerichtet zu haben, als Feng über ihm war. Er bekommt seine gerechte Strafe: Zehn Wochen keine Pause, außerdem muss er zehn Seiten zusätzlich aus dem gerade durchgenommenen Buch lernen. Auch Feng darf zehn Wochen nicht nach draußen gehen. Während der Zeit hat er tausendmal den weisen Spruch des Konfuzius zu schreiben: »Wenn du wütend wirst, bedenke die Folgen!«

4

Durch den hellblauen Himmel jagen fünf Flugzeuge. Die Sonne blitzt auf ihren Tragflächen. Die Motoren machen schrecklichen Lärm. Die Maschinen sind nicht groß. Der Pilot sitzt allein darin. Er ist Flugzeugführer, Navigator und Richtschütze in einer Person. Das Ziel dieser Staffel ist ein kleines Städtchen im Bergland von Schansi. Mit der Sonne im Rücken wird man die Maschinen von der Stadt aus nur schwer erkennen können. Und hätte sie jemand bemerkt, würde es auch nichts nützen. Überhaupt kommen den Menschen in diesem Städtchen Flugzeuge gar nicht in den Sinn. Niemand denkt an Tod und Verderben, an Bomben und Granaten.

In Schang-Hé ist Markttag. Das Nord- und das Südtor stehen einladend weit offen. Maultiere suchen, von ihren Herren angetrieben, einen Weg durch die engen

Gässchen bis zu dem freien Platz mitten in der Stadt. Dutzende von Verkaufsständen mit rufenden und sogar laut schreienden Händlern sind dort in langen Reihen aufgestellt. Und mitten durch all das Getriebe und den Lärm schlendert Feng. Gerade war er bei seinem Vater, der seit einiger Zeit seinen Stand neben dem des dicken Seidenhändlers aufgeschlagen hat. An der Bude des Chang Tiu war schon allerlei Kundschaft. Seine Jadedefigürchen sind zur Zeit »in« und er gilt als ehrlicher Kerl, der gewiss niemand übers Ohr haut. Feng war auch einen Augenblick bei dem Seidenkaufmann stehen geblieben. Der schacherte gerade mit einem Mann, der ein Stück gute Seide kaufen wollte. »Für meine Tochter, die will heiraten. Es muss aber erste Qualität sein!«

»Selbstverständlich, selbstverständlich, edler Herr«, hatte der Kaufmann geantwortet. Er suchte aus seinem Durcheinander ein feuerrotes Stück hervor und nannte dabei den Preis.

»Du bist nicht recht bei Verstand«, sagte der Kunde. »Ich geh' woanders hin. Behalt deinen Kram!«

»Doch wohl nicht, edler Herr. Du meinst sicher gar nicht, was du sagst. Sieh doch mal, bessere Seide gibt es in ganz China nicht.« Er drappierte die Seide über seiner Schulter. Sein ledriges Gesicht bekam richtig Farbe davon.

Der Kunde hob die Schulter. »Du bist aus einer geldgierigen Familie. Deine Mutter war ein schrecklicher Geizhals und dein Vater ein elendiger Betrüger!«

Der Seidenkaufmann verzog keine Miene, sondern ergriff das glänzende Tuch und verdrehte es zu einem wirren Knoten. Dann setzte er sich gleichmütig darauf. »Du wirst sehen, edler Herr, dass diese vortreffliche Seide keinerlei Falten bekommt. Selbst wenn man ein ganzes Jahr auf dieser kostbaren Seide sitzt oder wenn man sie einen Monat lang ins Wasser legt, wird sie unverändert glatt und farbenfroh zum Vorschein kommen.«

Der Kaufmann sprang auf und da lag die Seide wie

eine blutrote Blume, als sei sie nie verknotet oder gedrückt worden. Der Mann, der sich schon zum Weggehen umgedreht hatte, sah den Kaufmann aus schmalen Augenschlitz an.

»Ich werde dir den schlechten Lumpen abkaufen, wenn du ihn mir zum halben Preise lässt.«

Der Händler warf beide Arme in die Luft. »Du machst mich bettelarm, edler Herr. Den halben Preis? Wo würdest du bessere Seide finden? Als ...«

»Sei bloß still, Sohn eines Räubers. Du verkaufst mir den Lappen nur für den Preis, den ich dir genannt habe!«

Der Kaufmann nahm einen alten Lumpen und begann, die Seide einzupacken.

»Du wirst überall damit prahlen, wie gut du eingekauft hast, edler Herr. Bedenke aber, wenn du deine Tochter in diesen wunderbaren Stoff gekleidet siehst, dass du mich arm gemacht hast. Ich gebe dir die Seide für den von dir genannten Preis; aber dann bekomme ich von dir die hässlichen Reisschüssel, die du in der Hand hältst.«

Schweigend händigte der Mann das Geld und die beiden Reisschüsselchen aus. Der Kaufmann schaute seinem schwierigen Kunden nach, rieb sich die knochigen Hände und lachte vergnügt. Und während er versuchte, ein wenig Ordnung in das Durcheinander auf seinem Ladentisch zu bringen, gab er Feng den guten Rat: »Merk dir gut: Niemals den Preis zahlen, den ein Kaufmann fordert!«

Mit einigen Geldstücken, die sein Vater ihm gegeben hatte, beginnt Feng nun seinen Rundgang über den voll gestopften Markt. Die Schule ist geschlossen, denn es ist kein gewöhnlicher Markttag, sondern der Jahrmarkt, an dem alle frei haben. Es ist auch viel mehr los als sonst. Feng genießt den Trubel in vollen Zügen. Er wird erst zweimal um den ganzen Markt laufen und dann aussuchen, was er kaufen will. Man kann ja sein Geld nicht einfach so weggeben. Niemals! Mm ... wie riecht das lecker! Er zwängt sich zwischen zwei Frauen hindurch,

die anscheinend etwas sehr Wichtiges zu bereden haben. Ihm läuft das Wasser im Munde zusammen. Gebackener Fisch! Er wird schnell unter diesem Ladentisch hindurchkriechen, obendrauf liegen Dutzende von lustig gefärbten Decken und einige Kupfergefäße. Das scheint ihm eine schöne Abkürzung zur Fischbude zu sein. Feng bückt sich und überlegt, ob er rechts oder links an dem Dosenstapel vorbei kriechen soll. Gerade, wie er beschließt, an der linken Seite zu bleiben, geschieht es!

Ein schreckliches Gebrumm tief fliegender Maschinen und fast gleichzeitig ein ungeheurer Krach von explodierenden Bomben, die über die dicht an dicht stehenden Buden Tod und Verderben bringen. Die so plötzlich hereingebrochene Verwüstung ist vollkommen! Keine Bude steht mehr und unter ihren Trümmern liegen viele tote Männer, Frauen und Kinder zwischen Stoffresten, Gemüse und Obst. Ganze Straßenzüge in Marktnähe gibt es nicht mehr. Die dicken Mauern, hinter denen sich die Bewohner von Schang-Hé so viele Jahre sicher fühlten, haben die Verheerung nur noch schlimmer gemacht. Der Luftdruck bei den Explosionen konnte nicht entweichen und dadurch wurden mehr Menschen getötet als von den Bomben selbst, die mit großer Genauigkeit ins Ziel gelenkt waren.

Jetzt ist alles totenstill, was vor zehn Minuten noch ein Platz voller Leben mit fröhlichen Händlern, Käufern und Schaulustigen war, liegt in Staub und Trümmern.

Da, es bewegt sich etwas!

Unter einem wirren Haufen bunter Decken kommt eine Hand zum Vorschein, die versucht, den Berg wegzuschieben. Nach einigen vergeblichen Bemühungen gelingt es und ein Kopf taucht auf, der augenblicklich wieder verschwindet. Der Kopf gehört Feng! Er saß gerade unter dem Ladentisch, als die Bomben krachend explodierten. Der Boden erbebt. Die Bude stürzte zusammen und ganze Haufen fröhlich bunter Tücher fiel als schützender Mantel auf ihn.

»Ein Erdbeben«, schoss es ihm durch den Kopf. »Gleich wird sich die Erde spalten und mich verschlingen!« Schreckliche Angst schnürte ihm die Kehle zu und der Deckenberg drohte ihn zu ersticken. Das Dröhnen und Beben hielt an und schien minutenlang zu dauern. Dann wurde es still, wirklich totenstill! Erst – so wie er es empfand – Stunden später wagte er sich zu bewegen und noch lange brauchte er, um sich aus dem wirren Deckenhaufen zu befreien. Was er da sah, ließ ihn augenblicklich wieder unter den Tisch kriechen. »Nein, nein!«, stöhnte er nur. »Nein!«

Im Nordosten der Provinz Schan-tung stehen fünf Flugzeuge. Auf der Unterseite ihrer stumpfen Flügel ist eine aufgehende Sonne zu sehen. Der Flugplatz, auf dem sie gerade vor zehn Minuten gelandet sind, ist nicht groß. In einem quadratischen Gebäude, das am Rand des kleinen Flughafens steht, melden fünf Männer einem gedrungenen Mann mit Brille, der hinter einem kahlen Tisch sitzt: »Auftrag Schang-Hé ausgeführt!«

Der kleine Mann guckt sie durch seine blanken Brillengläser scharf an. Sein schwarzes Haar glänzt wie ein frisch polierter Spiegel, seine Finger spielen mit einem goldenen Füllhalter. Schweigend schiebt er den Fünfen eine Landkarte hin. Die beugen sich über das Blatt. Der Füller weist auf einen Ort im nordchinesischen Bergland. Kurz und deutlich sagt der kleine Mann hinter dem sonst leeren Tisch: »Folgender Auftrag: morgen 10 Uhr 20, Jeng-Dschüing.«

5

Über die schmalen Bergpfade, die von Schang-Hé nach Süden führen, laufen zahllose Männer, Frauen und Kinder. Hier und da haben sie ein Maultier an der

Leine. Die Luft ist klar und Tausende von Blumen verwandeln die unteren Berghänge in wunderschöne Gärten. Aber niemand hat ein Auge dafür, um so mehr für den klarblauen Himmel, nicht wegen seiner Schönheit, sondern voller Angst. Angst vor dem, was drei Tage zuvor geschehen ist. Da war auch ein so wolkenloser Himmel, an dem die Sonne wie ein goldener Ball über der Stadt strahlte. Der emsige Jahrmarkt, die sich überbietenden Händler, die Käufer und Zuschauer, die Kinder, die nicht zur Schule mussten, all das hatte Schang-Hé so fröhlich gemacht. Niemand dachte an die drohende Gefahr in Gestalt von fünf Flugzeugen, die rasend schnell angebraust kamen. Dann war es plötzlich passiert! Von Freude und Frohsinn war nichts übrig geblieben. Tod und Verderben waren über die Stadt hereingebrochen. Und das alles durch fünf kleine Flugzeuge, die so schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren.

Mitten unter den wie betäubt dahinziehenden Menschen läuft ein Junge von ungefähr zwölf Jahren. Er trägt auf seinem Rücken eine aufgerollte Decke, in die er seine Esstübchen und eine hölzerne Schüssel gesteckt hat. Der Junge ist Feng. Einige Stunden zuvor ist er mit den anderen aus dem zerstörten Südtor gezogen, weil das Gerücht umging, die Flugzeuge sollten wieder kommen. So ist er mit vielen anderen Bewohnern von Schang-Hé auf Wanderschaft gegangen. Wohin? Er weiß es nicht. Warum? Ach, was hält ihn noch in seiner Vaterstadt? Gestern wurden alle Toten begraben. Als die Rettungsmannschaften ihn unter dem Deckenhaufen fanden und merkten, dass ihm nichts fehlte, hatten sie sich nicht mehr um ihn gekümmert. Es gab so viel Wichtigeres zu tun. So viele Verwundete mussten versorgt und Tote geborgen werden. Da hatten sie keine Zeit für einen Jungen, der sich wohl selber helfen konnte. Er ging also los, um seinen Vater zu suchen. Aber der ganze Markt war ein einziges Schlachtfeld. Ihm wurde schlecht angesichts von so viel Blut und so vielen verstümmelten Leichen.

Schnell verließ er diesen Ort des Grauens, um nach Hause zu kommen. Aber nicht einmal die Straße, in der er fast dreizehn Jahre gewohnt hatte, konnte er finden, geschweige denn das Haus.

Und jetzt läuft er hier mitten unter den schweigenden Menschen. Die Sonne brennt, seine Kehle ist ausgetrocknet und in seiner Brust nagt der große, tiefe Kummer. Das ist das Schlimmste von allem. Bald werden sie über den Hwang-Ho setzen und nach Tschonang gehen. Dort – so sagen sie – werden sie sicher sein. Da ist kein Krieg! Tschonang, aber das ist so weit. Tage- und wochenlang laufen! Und er ist so müde, so schrecklich müde! Machen die Menschen denn überhaupt keine Rastpause? Feng zieht seine Decke wieder etwas höher hinauf und schlurft hinter den anderen, ebenfalls aus dem Lot geratenen Menschen, her, die auch nicht mehr wissen als er; die auch müde sind und Durst und Kummer haben. Wie müde er doch ist! Wie gern möchte er sich hinsetzen! Aber die schweigende Karawane zieht weiter und Feng läuft mit. Es geht ja wohl nicht anders!

»He, aufwachen!«

Ein junge Frau schüttelt Fengs Arm. Verwirrt blickt der Junge um sich. Was ... Wo ist er? Was will die Frau von ihm? Ah, er sieht es schon! Essen! Hastig sucht er nach seinem Schüsselchen, das er neben sich gelegt hatte, als sie ein wenig ausruhten. Er war sofort eingeschlafen und hatte gar nicht gemerkt, dass die Frauen und Mädchen für Essen und Trinken gesorgt hatten. Geduldig wartet Ah-Weh bis er seine kleine Schüssel gefunden hat, dann füllt sie ihm warmen Hirsebrei hinein. Feng läuft das Wasser im Munde zusammen. Schnell fahren die Essstäbchen von der Schüssel in den Mund und wieder in die Schüssel. Und was zu Hause verboten war, macht er zum Schluss: Er leckt die Schüssel sorgfältig aus! Wie gut, dass die Flüchtlinge eine Höhle gefunden hatten, in der sie ein wenig ruhen können. Die überhängenden Felsen sorgen dafür, dass kein Sonnenstrahl auf

den Boden der Felsplatte fällt. Hier ist es herrlich kühl – und für ihr Gefühl – sicher! Auf den ausgebreiteten Decken sind die Kinder gleich eingeschlafen.

Die Männer machten sofort Feuer und holten Wasser, das nicht weit entfernt aus einem Felsen sprudelt. So dauerte es auch nicht lange, bis die Hirse in den großen Töpfen brodelte, die man händeweise ins kochende Wasser gestreut hatte. Das warme Essen tat Jung und Alt gut, und wie es nach dem Brei auch noch Tee gab, fiel ein großer Teil der Müdigkeit von ihnen ab. Man beschloss, einige Stunden in der Höhle zu verbringen. Die Maultiere wurden von ihren Lasten befreit und suchen nach Gras, das hier aus den Felsspalten herauswächst.

Feng ist wieder eingeschlafen. Er atmet tief und ruhig. Kein Angsttraum erschreckt ihn. Ja, er schläft so fest, dass es Mühe kostet, ihn aufzuwecken.

»Komm, wir gehen weiter! Wach endlich auf!«

Recht unlustig schließt er sich der Karawane an. Gern wäre er in der sicheren Höhle geblieben, wo keine Feinde ihn aus der Luft sehen und kein Flugzeug ihn finden kann. Schon eine Stunde später sieht es so aus, als hätten sie überhaupt nicht geruht. Die Sonne hat noch nicht viel von ihrer Kraft verloren, die Wege sind staubig und die kleinen Kinder lassen sich nur mit Mühe weiter schleppen, dauernd hängen sie an den Jacken ihrer Eltern. Die ganz Kleinen werden getragen.

Feng hat auch ein schwächtiges Kerlchen auf seinen Schultern. Das Kind hält sich an Fengs Zopf fest. Wenn er bei unvorhersehbaren Bewegungen Angst hat, herunter zu fallen, greift er wohl auch ein wenig heftig zu. Der kleine Liu hat keine Eltern mehr und seine Schwester hat ihn auf die lange Reise nach Tschonang mitgenommen. Nach einer halben Stunde ließ er sich auf die Erde fallen und weigerte sich, weiter zu gehen. Feng hatte Mitleid und setzte ihn mit einem Schwung auf die Schultern und da saß Liu nun »hoch und trocken«. Seine Müdigkeit war bald vergessen.

Allmählich wird es erträglicher mit der Sonnenglut. Der feurige Ball hat seinen Weg gemacht und wird bald hinter den westlichen Bergspitzen verschwinden. Vor dem Dunkelwerden muss ein Platz zum Übernachten gefunden werden. Das ist hier im Bergland kein Problem und schon bald lodern überall Feuer auf. Nachdem sie warme Hirse und heißen Tee getrunken haben, werden die kleinen Kinder in ihre Decken gerollt. Liu schläft schon und Feng hat seine Decke dicht neben dem Kleinen ausgebreitet. Aber einschlafen kann er nicht. Sein schmerzlicher Verlust tritt ihm in voller Stärke vor die Seele. Den ganzen Tag war er wie betäubt im Trupp der Flüchtlinge mitgelaufen. Und so fest er heute Mittag geschlafen hat, so wach ist er jetzt. Draußen vor der Höhle, in der ungefähr dreißig Leidensgenossen eine Schlafstelle gesucht haben, brennt ein großes Feuer. Zwei Männer sorgen dafür, dass es nicht ausgeht. Sie reden leise miteinander. Er kann nicht verstehen, was sie sagen. In seinen Augen brennen Tränen. Warum sind die Himmelsgeister nur so zornig auf ihn? Er hat doch nie vergessen, Weihrauch zu opfern und seine Ahnen hat er stets verehrt. Warum ist Buddha so böse auf ihn?

Wieder sieht er das große Grab vor sich, in dem alle beerdigt wurden. Jetzt kann er seinem Vater zum fünfzigsten Geburtstag keinen Sarg schenken, in den er später gelegt wird, wenn er gestorben ist. Er wird auch keinen weisen Mann einladen, damit er ihn fragen kann, wann die richtige Zeit für die Beerdigung ist. Nein, sein Vater ist beerdigt worden wie ein kleiner Junge, ohne Sarg. Feng dreht sich von einer Seite auf die andere. Er beißt sich in die Hand aus Angst, jemand könnte merken, dass er weint. Das darf man nicht mehr, wenn man fast dreizehn ist! Mutter und Tsu-schen und all die anderen Männer und Frauen und Kinder! Er sieht alles wieder vor sich, das Schreckliche, was zu sehen war, als er unter dem Deckenhaufen hervorguckte. Und die lange Reihe von Toten, die man zur Beerdigung bereitgelegt

hatte. Alle versuchten, ihre Väter, Mütter oder Kinder wieder zu finden. Einige schrien ganz laut, andere liefen tonlos still umher und machten ein Gesicht, als merkten und fühlten sie gar nichts. Er hatte Vater nicht finden können. Völlig verstümmelte Menschen, die niemand mehr erkennen konnte, hatten die Rettungstrupps sofort begraben. Aber Mutter und Tsu-schen hat er gefunden! Eigenartig, Mutter hatte nur eine kleine Wunde über ihren Augen und Tsu-schen schien zu schlafen.

»Das ist meine Mutter und das ist mein kleiner Bruder«, hatte er zu dem Mann gesagt, der die Namen aller bei der Bombardierung Getöteten aufschrieb.

»Hattest du noch einen Vater?«, wollte der Mann wissen.

Er konnte nur nicken.

»Ist er hier nicht dabei?«

Und wieder konnte er nichts sagen. Er hatte nur kurz den Kopf geschüttelt.

»Hattest du noch mehr Brüder und Schwestern?«

Und zum zweiten Mal schüttelte er nur den Kopf.

Feng dreht sich wieder um. Könnte er doch bloß schlafen, dann würde er für ein paar Stunden alles vergessen. Wo sind sie nun? Wann werden sie auf die Erde zurückkommen und wie? Wird er sie erkennen? Er wird sich ein hübsches Stück Holz suchen und ihre Namen hineinschnitzen und immer bei sich tragen. Vater hatte ihm doch immer eingeschärft: »Mein Sohn, vergiss nie, deine Ahnen zu verehren!«

Ja, das wird er tun. Er wird ... Feng ist eingeschlafen. Und neben ihm, ein wenig an ihn gelehnt, liegt Liu. Armes Kerlchen, noch keine drei Jahre alt, und ohne Vater und ohne Mutter.

Es ist einen ganzen Tag später. Die Flüchtlinge aus Schang-Hé sind schon einige Stunden unterwegs. Kurz nach Mittag können sie Lei Tschung erreichen. Dort werden sie übernachten und etwas zum Essen kaufen. Glücklicherweise ist es nicht so warm wie gestern. Di-

cke Wolken ziehen über den Himmel, die das grelle Sonnenlicht oftmals abschirmen. Feng hat heute wieder Liu und seiner Schwester Gesellschaft geleistet. Der Kleine hat schon wieder fast eine Stunde auf Fengs Schultern gesessen, aber jetzt läuft er mit seinen kurzen Beinchen tapfer mit.

»Da liegt Lei Tschung«, sagt ein Mann.

Feng blickt in die angewiesene Richtung. Unter einer überhängenden Felsplatte sieht er einige Häuschen.

»Das ist aber nicht groß«, sagt er. »Können wir da alle übernachten?« »Das wird wohl gehen«, meint der Mann ganz ruhig. »Es ist schönes Wetter. Da können wir draußen schlafen.«

Wie die Gruppe an dem Tempelchen vorbei läuft, stehen die beiden Priester draußen. Sie rufen etwas; aber niemand antwortet ihnen. Der Weg ist arg steil und alle sind sie müde. Feng wendet sich nur kurz nach den beiden ganz in Gelb gekleideten Männern um. Am Berg hang steht das Korn goldgelb und glänzend und der Mais bewegt sich sacht im Wind. Einige Ziegen heben den Kopf und blicken erstaunt auf die Flüchtlinge, die mühsam den schmalen Pfad empor klettern. Die Hühner, die mit ihren harten Krallen im Boden scharren, machen lange Hälse, hinter den schwitzenden Männern, Frauen und Kindern her. Und vor dem Tempelchen stehen die beiden Priester und fragen sich, was all die vielen Menschen in ihrem winzigen Dorf suchen. Sie blicken ihnen nach, bis die Letzten im Dorftor verschwunden sind.

In Lei Tschung werden die Flüchtlinge freundlich aufgenommen. Die Bewohner sorgen für Essen und Trinken und einen Schlafplatz für die Frauen, Mädchen und Kinder. Die Männer und die großen Jungen rollen sich draußen in ihre Decken. Endlich in Sicherheit!

Das Dorf, das so sicher im weiten Bergland versteckt liegt, ist jetzt übervoll. An einem solchen einsamen Ort wird der Krieg sicher vorübergehen. Wer sollte sich für die Hand voll Häuser und deren Bewohner interessie-

ren? Was gäbe es in dem Tempelchen unten am Weg schon zu holen? Und doch ...

6

Eine bis an die Zähne bewaffnete Einheit japanischer Soldaten folgt unter Leitung eines Offiziers dem Maultierpfad, der sich in östlicher Richtung durch das Bergland windet. Sie hat den Auftrag, chinesische Widerstandskämpfer aufzuspüren und zu vernichten. Das ist kein leichtes Unternehmen, denn diese Chinesen kämpfen wie Löwen. Allerdings gibt es Verräter unter den Bauern, die überall zerstreut in den Dörfern wohnen und die Wege besser als alle anderen kennen, diese dienen den Japanern als Führer. Anders wäre es ihnen unmöglich, die versteckten Widerständler aufzuspüren. Auch im Reich der Mitte gibt es Menschen, die für Geld ihre Landsleute verraten und es mit dem Feind halten. Wehe dem Dorf, das einen chinesischen Soldaten beherbergt oder das gar Widerstand leistet. Nach kurzem Gefecht, das meistens von den Japanern gewonnen wird, werden dann alle Bewohner umgebracht und was irgend Wert hat, wird geraubt. Weder aufseiten der Japaner noch der Chinesen gibt es irgendein Pardon. Das Ziel der japanischen Soldaten ist Lei Tschung, wo sich, vagen Gerüchten zufolge, ein Guerillaführer versteckt halten soll. Ein magerer Chinese zeigt ihnen den Weg. Er rechnet auf eine fette Belohnung und ist zu jedem Dienst bereit. Nach zwei, drei Tagereisen, dann werden sie das Dorf erreicht haben.

Es ist Abend und Feng hört still den Männern zu, die eifrig miteinander diskutieren. Ein kleiner Mann ist ihr Übersetzer. Er spricht nicht nur den Bergdialekt aus der Umgebung von Lei Tschung, sondern auch den von Schang-Hé.

»Ihr könnt hier nicht bleiben«, sagt er. »Hört zu, ich habe einen Plan. Ich bin kein Einwohner dieses Dorfes, besuche es aber regelmäßig vier- oder fünfmal im Jahr. Ich bin ein Kaufmann und kenne die Wege rings umher. Ihr seid zu viele und das fällt auf. Überall streifen japanische Soldaten herum und ihr solltet nicht meinen, dass man euch in Ruhe lässt. Ihr seid eures Lebens nicht einen Augenblick sicher; denn sie hassen alles, was chinesisch ist. Im günstigsten Fall rauben sie euch, was ihr noch bei euch habt; aber in neun von zehn Fällen schießen sie alle ohne Gnade tot. Ich würde euch raten, euch in Dreiergruppen zu teilen, die dann nacheinander in stündlichem Abstand weiterziehen. Folgt zunächst dem Maultierpfad, der nach Osten führt. Der teilt sich nach einigen Kilometern. Nehmt den südlichen Weg. Der bringt euch in ein Gebiet, wo nahezu niemand wohnt. Ich glaube, es gibt keine Karte, auf der er verzeichnet ist. Passt gut auf kleine japanische Erkundungstrupps auf, die durch das Gebirge patrouillieren. Blickt nicht nur nach vorn und zu den Seiten, vergesst auch nicht, nach oben zu schauen. Ihre Flugzeuge kommen immer mit der Sonne! Meist sieht man sie, wenn es zu spät ist. Je weiter ihr nach Süden vordringt, um so weniger Gefahr droht euch.«

Linnang, so heißt der kleine Kaufmann, blickt von einem zum anderen. »Es ist noch etwas, was ich euch sagen muss. Die Männer und Jungen sollten lieber ihren Zopf abschneiden. Der Feind findet ein teuflisches Vergnügen daran, seine Gefangenen an ihren Zöpfen aufzuhängen und sie so eines schrecklichen Todes sterben zu lassen. Habt ihr noch Fragen? Sagt sie ruhig, wenn ich kann, werde ich sie beantworten.«

Da bricht ein Stimmengewirr los. Jeder findet, das sei ein guter Plan. Ja, das werden sie tun und gleich die Gesellschaft in Dreiergruppen teilen. Feng ist leise weggegangen, weil er sich fürchtet, in die erste Gruppe eingeteilt zu werden. Zu gern würde er noch einige Tage in Lei Tschung bleiben.

Es ist zwei Tage später. Morgen wird die letzte Gruppe abziehen. Linnang, der kleine Evangelist, steht mit Feng vor dem kleinen Tempelchen.

»Sieh, Feng, Buddha ist nichts. Buddha ist ein Bild aus Stein, das Menschen gemacht haben. Seine Augen funkeln zwar; aber er ist doch stockblind. Er hat Füße und Hände und kann doch weder laufen noch etwas anfassen.«

Mit angsterfüllten Augen starrt Feng auf das steife, leblose Bild des Buddha. Wie konnte Linnang es wagen, so etwas laut auszusprechen! Die zwei Tage, die er in Lei Tschung zugebracht hat, ist er stets in der Nähe des Maultiertreibers gewesen. Am ersten Abend hatte er ihm mit offenem Mund gelauscht. Wie schön konnte dieser Mann erzählen! So etwas hatte er noch nie gehört. Das war viel besser als bei den alten Männern in Schang-Hé!

»Ich bin Christ«, hatte Linnang an dem Abend gesagt. »Mein Gott hat mir befohlen, jedem, dem ich begegne, von Ihm zu sagen.«

Und das hat er getan und zwar auf eine Weise, dass man einfach zuhören musste! Feng hatte sich an dem Abend dicht neben Linnang in seine Decke gerollt. Bei diesem Mann möchte er gern bleiben. Nicht allein wegen der schönen Geschichten, sondern weil er auch in Linnangs Nähe seinen großen Kummer weniger spürt. Wie kommt das nur? Darauf kann er sich keine Antwort geben. Er hat Linnang alles erzählt, von Vater und Mutter und Tsu-Schen, von den Angstträumen, die er hat und von den Fragen nach dem Warum.

Linnang schläft schon längst; aber Feng ist noch hellwach. Der kleine Maultiertreiber hatte von einem lebendigen Gott erzählt! Von einem Gott, der alles weiß und alles sieht! Der auch weiß, wenn die Menschen Kummer und Ängste haben. Bevor er schlafen ging hatte er gesagt: »Er kennt auch deinen Kummer, Feng. Morgen gehen wir beide zum Tempel. Dann werde ich dir zeigen, dass Buddha nichts kann, nichts weiß und dir nicht hilft.«

Und nun stehen sie zusammen vor den offenen Türen des Tempelchens. Die beiden Priester sind auf ihrem Acker ein Stückchen weiter oben und machen sich da zu schaffen. Mit ängstlichem, klopfendem Herzen blickt Feng in die roten, feurigen Augen des Buddha, die ihm unheimlich dunkel entgegen funkeln. Der sanfte Schein der Öllampen lässt die Augen leuchten und macht alles noch unheimlicher und Furcht erregender.

Plötzlich ein Schrei! Einer der Priester kommt mit angstverzerrtem Gesicht auf sie zu und zeigt ins Tal. Sofort reißt er das Horn von einem Haken, auf dem er während seiner Gottesdienste und bei Gefahr bläst. Er stößt mit aller Macht hinein: »Aufpassen! Große Gefahr!«

Tief unten sieht man kleine Gestalten, die wegen der sandfarbenen Kleidung kaum von der Umgebung zu unterscheiden sind. Sie kommen den gewundenen Pfad hinauf.

Japaner! Zuckt es durch Linnang hin und mit einem Ruck zieht er Feng in den Tempel hinein.

»Hier hinter!« Dann stößt er den zu Tode erschrockenen Jungen in eine dunkle Nische hinter dem Buddha-bild.

»Nein!«, schreit Feng in schrecklicher Angst. »Buddha wird ...!«

»Still!«, zischt der Maultiertreiber. »Buddha tut gar nichts!«

Zusammen hocken sie hinter dem Bild. Fengs Herz schlägt, als wolle es ihm aus dem Leibe springen. Der kalte Schweiß bricht ihm aus. O weh, Buddhas Rache wird schrecklich sein!

In Lei Tschung herrscht unbeschreibliche Verwirrung. Der Klang des Horns hat Einwohner und Flüchtlinge gleichermaßen aufgeschreckt und ängstlich erwarten sie hinter den eilig geschlossenen Toren, was nun kommen wird. Ein Schuss fällt und der Klang des Horns verstummt abrupt. Mit den Gewehren im Anschlag rennen die Soldaten an dem Tempelchen vorbei. In Todesangst

klammert sich Feng an Linnang, der sonderbar gefasst abwartet, was nun geschieht. Ohne den Willen seines himmlischen Vaters wird kein Haar von seinem Haupte fallen, weiß der kleine Evangelist.

»Pst, sitz still, beweg' dich nicht«, flüstert er. »Da kommen sie.«

Sie hören die schnellen Schritte der Japaner, die anscheinend mühelos den Weg nach Lei Tschung hinaufrennen. Sie lauschen auf die dröhnenden Schläge gegen das hölzerne Tor, auf das Geschrei des Offiziers, der offenbar befiehlt, das Tor einzuschlagen. Nach dem großen Tumult und nach den vielen Fußstapfen zu vermuten sind nicht nur die Soldaten zurückgekommen, sondern viel mehr Menschen sind unterwegs. Die Angreifer jagen alle Menschen aus Lei Tschung hinaus. Bei dem Tempelchen angekommen, kommandiert der Offizier: »Drei Mann durchsuchen gründlich das Gebäude!« Er ist wütend, dass er den eigentlich Gesuchten nicht gefunden hat.

Die Soldaten treiben ihre Gefangenen unbarmherzig fort. Wer nicht schnell genug läuft, wird mit dem Gewehrkolben zur Eile angetrieben. Wie viele werden die vor ihnen liegende Reise überleben? Was wird aus den kleinen Kindern und den alten Menschen? Wer soll Liu tragen?

Vor dem Tempelchen beraten sich die Soldaten. Keiner will als Erster hineingehen. So beschließen sie zunächst, die Umgebung zu durchsuchen. Das Einzige, was sie finden, ist Wang, der Priester. Er hatte sich hinter Felsblöcken versteckt, aber sein gelber Mantel hatte ihn verraten. Sie binden ihm Hände und Füße und lassen ihn vorläufig da liegen, wo sie ihn gefesselt haben. Zögernd gehen nun zwei von ihnen in das Tempelchen hinein. Die Öllampen mit ihren schwachen Flammen werfen wundersame Schatten an die Wände. Einer der Soldaten schaltet eine Taschenlampe an und leuchtet in die dunklen Ecken und Winkel. Sein Kamerad hat den Fin-

ger am Drücker seiner Waffe. Wenn auch nur die kleinste Gefahr droht, wird er keinen Augenblick zögern zu schießen. Langsam nähert sich der Lichtstrahl der Nische mit dem Buddhabild. Wie das Lampenlicht über Buddhas Gesicht streicht, schießen rote Blitze aus dessen Augen. Das Licht zittert ein wenig und der Soldat, der das Gewehr im Anschlag hält, drückt die Waffe so heftig, dass seine Fingerknochen schmerzen. Wie hypnotisiert blicken sie in das feiste, weiße Gesicht des Götzen, dessen Augen wild und rot funkeln.

»Ach ... da ist keiner«, flüstert der Mann mit der Lampe kurz. »La ... lass uns weggeh'n.«

»Leuchte noch eben in die Nische!«, rät der andere.

Flüchtig lässt der Soldat sein Licht über das Bild gleiten. Der Lichtstrahl zittert über Fengs bloße Beine, über seine verschlissenen Sandalen, gleitet zurück über die gekreuzten Beine Buddhas, bleibt eben dort stehen und verlischt. Das ist zu viel für den Mann mit dem Gewehr. Er dreht sich um und stürzt aus dem Tempelchen hinaus. Der andere versucht, die Lampe wieder in Gang zu bringen, aber vergebens. Mit mindestens der gleichen Hast verlässt nun auch dieser tapfere Soldat aus dem »Land der aufgehenden Sonne« das Gebäude. Draußen atmet er tief durch.

»Lass den Kommandanten das elende Tempelchen selbst durchsuchen, komm, wir gehen«, brummt er.

Wie sie schon ganz unten den Weg einschlagen, den ihre Kameraden genommen haben, fällt ihnen plötzlich der Mann in dem gelben Gewand ein. Sie sehen sich kurz an. »Weiter!«, sagt der Mann, der draußen Wache gehalten hatte. »Wir haben nichts gefunden.«

Still, mit angehaltenem Atem haben Linnang und Feng die beiden Soldaten hereinkommen gehört. Dem Jungen ist die aller größte Angst vor Buddha vergangen. Verwundert hat er auf das kurze Gebet gelauscht, das Linnang zu Gott emporsandte: »Herr, schlage sie mit Blindheit!«

Er konnte sich nicht vorstellen, was der kleine Maultierreiber damit meinte; aber er spürte deutlich die große Ruhe, die von ihm ausging. Das nahm ihm ein wenig von seiner Angst. Wie der Japaner das Licht anknipst, schmiegt er sich unwillkürlich noch näher an Linnang. Wie nun der Lichtstrahl eine Ecke ihres Verstecks erreicht, schließt Feng die Augen ganz fest. Er weiß wohl, dass das nichts hilft; aber er hat doch ein wenig das Gefühl, so könne das Licht ihn nicht verraten! Er fühlt Linnangs Hand seinen Kopf berühren: »Ruhig bleiben, Feng«, sagt sie ihm. Und Gott erhört das Gebet des kleinen Evangelisten! Der Soldat nimmt die Sandalen des Jungen nicht wahr und kurz danach hören sie erst den einen, dann den anderen Japaner hinauslaufen.

Linnang wartet lange, nach Fengs Meinung viel zu lange, bevor er vorsichtig aus seiner Nische kriecht und zur Tür geht. »Komm man, Feng, sie sind weg.«

Mit klopfendem Herzen windet sich Feng hinter dem Bild hervor, das gefühllos vor sich hinstarrt und keine Bewegung macht. Im Vorbeigehen streift Fengs Bein das Knie des Götzen. Erschrocken fährt er zusammen; aber es geschieht nichts. Draußen, im hellen Sonnenlicht, blinzelt er mit seinen Augen. Scheu blickt er sich nach der Gestalt des erschossenen Priesters um. Wie sie den Weg zum Dörfchen hinauf wollen, hören sie eine menschliche Stimme, aber sehen können sie nichts.

»Hier bleiben, ich sehe eben nach.«

Mit weichen Knien und pochendem Herzen blickt Feng Linnang nach. Der läuft ein Stückchen zurück und ruft: »Wer ist da?«

»Ich, Wang, der Priester«, tönt es durch das Gesträuch.

Linnang bückt sich und biegt die Äste ein wenig auseinander. Und da sieht er ihn liegen, an Händen und Füßen gebunden. Schnell zieht er sein Messer und mit wenigen Schnitten befreit er den Mann in seinem verblichenen gelben Mantel.

Feng geht auf die beiden zu. Er lacht vor Erleichte-

rung. Und Wang erzählt, wie ihn die Soldaten zwischen den Felsbrocken fanden und ihn fesselten, um dann in das Tempelchen zu gehen. »Ich hörte sie nach unten gehen und hielt mich so ruhig wie möglich. Sie haben mich sicher vergessen, sonst wären sie wiedergekommen. Wo ist Lin?«, fragt er. »Ich hörte einen Schuss und plötzlich brach der Ton des Hornes ab. Ist ... ist er ...?«

Linnang nickt: »Ja, er lebt nicht mehr.«

»Wo liegt er?«

»An der Stelle, wo er das Horn blies.«

Wang geht mit hängendem Kopf hin. Still betrachtet er seinen Freund. Er stellt sich die Frage, warum Linü sterben musste und er leben darf. Es ist, als ob Linnang Wangs Gedanken errät.

»Gott hat dich noch verschont, Wang. Er wollte deinen Tod noch nicht. Er will, dass du Buddha den Rücken kehrst und den wahren Gott kennen lernst. Komm, wollen wir zuerst deinen Freund begraben?«

Er wendet sich zu Feng um, der den Weg nach Lei Tschung ein wenig vorausgelaufen ist.

»Warte eben!«, ruft er. »Du darfst nicht allein da hingehen. Wang und ich werden erst Linü begraben. Wenn wir fertig sind, gehen wir mit dir.«

Feng setzt sich auf einen großen Stein. Er kann nicht sehen, was die beiden Männer tun, er will auch lieber nicht dabei sein. Es erinnert ihn zu stark an die andere Beerdigung. Und wieder kommen ihm die Tränen über den noch so frischen Schmerz. Er ist jetzt heftiger und unerträglicher als in der Höhle, in der sie die erste Nacht auf ihrer Flucht verbrachten. Warum musste ihm das geschehen? Warum hat Buddha das nicht verhindert?

»Buddha ist nichts.«

Erschreckt blickt Feng auf. Wer hatte das gesagt? Linnang? Wohl kaum, der sucht zusammen mit Wang eine Stelle, wo sie Linü begraben können. Mit dem Ärmel seines Kittels wischt er die Tränen weg und steht auf. Was hat Linnang noch von Buddha gesagt? Er hat

Beine und kann nicht gehen, Hände und kann nichts anfassen. Er hat Augen und kann nicht sehen. Buddha ist nichts! Er blickt auf das Tempelchen, das wohl zehn, zwölf Meter unterhalb von ihm steht. Da sitzt Buddha mit seinen Rubinaugen, die feurige Funken versprühen, wenn Licht darein fällt. Aber geholfen hat er ihnen nicht, als die Soldaten so nahe waren. Da hat Linnang zu seinem Gott gebetet, Er möge die Soldaten mit Blindheit schlagen. Und als das Licht der Taschenlampe auf seine Füße fiel, sah ihn der Soldat nicht. Feng hält den Atem an. Jetzt versteht er! Das war es, was Linnang gemeint hat! Der Soldat war nicht richtig blind, sondern der Gott, von dem Linnang so schön erzählen kann, sorgte dafür, dass der Soldat Fengs Beine nicht sehen konnte! Das also bedeutet »Blindheit«! Feng vergisst für einen Augenblick seinen Kummer. Ein unbeschreibliches Gefühl erfüllt sein Herz, und ein Verlangen, auch so einer wie Linnang zu werden, überwältigt ihn für einen Augenblick. Linnang hatte keine Angst, er vertraute auf seinen Gott!

Feng setzt sich wieder auf den Stein und stützt den Kopf in seine Hände. Er hatte Angst, schreckliche Angst hinter dem Buddhabild! Wie war das möglich? Buddha konnte man sehen und den Gott von Linnang nicht! Und doch hat sein Gott sie beide gerettet und gemacht, dass der Soldat sie nicht sah!

»Schläfst du, Feng?«

Erschrocken springt der Junge auf. »Ne ... Nein, ich ...«, stottert er. Und dann, schnell, als sei er bange, es gleich nicht mehr zu wagen: »Wie kann der Herr des Himmels, der dein Gott ist, hören, was du bittest?«

»Was meinst du genau damit, Feng?«, fragt der Maultierreiber freundlich.

»Na, du batest doch, Er möge den Soldaten mit Blindheit schlagen. Ich verstand das nicht, jetzt aber wohl. Der Soldat war nicht richtig blind; aber konnte nicht sehen, dass wir da waren. War dein Gott denn auch in dem Tempel?«

»Ja, Feng. Er ist überall; Er sieht alles und hört alles!«
Er schweigt einen Augenblick. Wang blickt von einem zum anderen. Er versteht jetzt gar nichts mehr.

»Sollen wir jetzt erst nach Lei Tschung gehen und sehen, ob da vielleicht noch einer übrig geblieben ist? Ich glaube es kaum; denn die Soldaten werden alles genau durchsucht haben.«

Sie gucken in alle Häuser und in die Herberge. Hier und da liegen ein aufgeschlitzter Sack Hirse und einige zerbrochene Reisschüsseln. Nein, viel haben sie nicht mitgenommen. Ihnen ging es offenbar nicht um Raub und Plünderung.

»Warum haben sie bloß die Menschen mitgenommen? Von denen haben sie doch mehr Mühe als Vorteile«, fragt Linnang und sieht Wang dabei an. Er zeigt auf den leeren Stall. »Meine Tiere haben sie mir auch weggenommen.«

Wang, der noch nichts gesagt hat, räuspert sich: »Ich bleibe«, sagt er.

»Ich habe hier meinen Dienst zu tun, Linnang.«

»Aber jetzt kommt doch niemand mehr, um Buddha Weihrauch zu opfern!«, meint Feng.

»Nein, aber ich muss dafür sorgen, dass die Öllampen brennen, wenn die Menschen von Lei Tschung zurückkehren und das werden sie gewiss tun! Dann sind sie froh, dass ich da bin und ihnen, wie gewohnt, Rat geben kann. Essen ist für mich genug vorhanden; auf den Feldern stehen Hirse und Mais, die fast reif sind. Dass der Feind noch einmal kommt, glaube ich nicht. Was sollte er hier suchen? Und was du, Linnang, von den Menschen sagtest, die sie verschleppt haben – sie werden sie sicher freilassen. Vielleicht kehren sie noch in dieser Woche zurück. Linnang, du solltest nicht überstürzt wegziehen. Heute Nacht musst du bestimmt noch hier bleiben. Die Sonne hat noch nicht ihren höchsten Punkt erreicht; du hast nun Zeit, zu überlegen, was du für deine Reise in den Süden mitnehmen willst. Und vielleicht magst du uns heute Abend wieder eine Ge-

schichte aus dem Buch erzählen, das nicht lügen kann.«

Linnang blickt den Buddhapriester an. »Ist das wirklich deine Meinung, Wang? Glaubst du wirklich, dass in Gottes Wort keine Lügen stehen?«

Wang zuckt mit den Schultern. »Du sagst es jedesmal, wenn du mit dem Erzählen anfängst. Dann muss es ja wohl wahr sein; denn du bist ein ehrlicher Mann. Komm, lasst uns an die Arbeit gehen. Du denkst über das nach, was du mitnehmen willst und ich begeben mich in das Buddha-Heiligtum.«

Linnang blickt dem Priester nach, wie er durch das Tor hinausläuft. »O Gott, gib mir heute Abend Weisheit, damit ich die Geschichte erzähle, die Wang hören muss, damit er an die Wahrheit Deines Wortes glauben kann. Lass Deinen Geist mich belehren«, bittet er still für sich.

7

Über den Weg, den Linnang den ersten beiden Gruppen der Flüchtlinge aus Schang-Hé gezeigt hatte, laufen ein Mann und ein Junge von etwa zwölf Jahren. Sie tragen wie die Kulis jeder einen Stock auf ihren Schultern, an dessen beiden Enden jeweils ein Sack fest gebunden ist. Die Säcke wippen bei jedem Schritt auf und nieder. Der Junge hat Mühe, die Säcke im Gleichgewicht zu halten.

»Du musst geradeaus laufen, Feng, und nicht so große, dafür aber gleichmäßige Schritte machen. Guck so.«

Der Mann macht ihm noch einmal vor, wie er sich zu bewegen hat, damit die Stockenden möglichst wenig schwingen.

Feng folgt den Anweisungen seines Genossen so gut er kann. Und weil er von schneller Auffassungsgabe ist, gleicht sein Gang schon bei der Weggabelung dem eines richtigen Kuli, der sein Korn, ein ganzes Pikul¹, mit ei-

nem Joch durch die Berge trägt. Getreide kann man nämlich nicht mit Maultieren transportieren. Es nimmt dann einen eigenartigen Geruch an und ist für menschliche Ernährung nicht mehr zu verwenden. »Wie weit ist es noch bis zur Weggabelung, Linnang?«, fragt Feng.

»Noch ein paar Meilen, schätze ich.«

Schon früh am Morgen waren sie aufgebrochen, doch zuvor hatte Linnang Fengs langen Zopf abgeschnitten.

Sie haben sich von Wang verabschiedet, der ihnen wieder versicherte, die Einwohner von Lei Tschung würden bald zurückkommen. »Ich werde nicht lange allein sein«, waren seine letzten Worte.

»Da ist er, Feng«, Linnang weist nach vorn.

Sie schlagen den südwärts führenden Weg ein und schon bald haben sie die Gabelung hinter sich gelassen. Sie laufen jetzt durch eine Gegend, in der fast niemand wohnt. Von den Flüchtlingen ist keine Spur zu entdecken. Der Maultiertreiber scheint jeden Pfad, jede Höhle, ja, jeden Strauch zu kennen. In der Herberge von Lei Tschung hatte er eine große Menge Tierdung in einen Sack gefüllt, den er sich über die Schulter gehängt hat.

»Wozu ist das?«, hat Feng gefragt.

»Wir kommen in Gegenden, in denen wenig Holz zu finden ist, mein Junge. Wie sollen wir da unsere Hirse kochen? Tierdung brennt gut und lange und wärmt mehr als Holz. Wir müssen mit allem rechnen.«

Sie laufen stundenlang, ohne einen Menschen oder ein Haus zu treffen. Was für eine Einsamkeit und Ödnis! Die Pfade sind oft so schmal, dass sie nicht nebeneinanderher gehen können. Tiefe Abgründe und steile Schluchten begleiten ihren Weg. Feng wundert sich über den kleinen Maultiertreiber, der überall ohne Zögern den Weg weiß. »Bist du hier auch schon mal gewesen, Linnang?«, fragt er, wie Linnang vor einer Höhle anhält, in der sie die Nacht verbringen wollen.

¹ ein ostasiatisches Maß für eine menschliche Traglast

»Ja, ich durchstreife seit dreißig Jahren diese Provinz. Man muss die richtigen Wege suchen, indem man sich nach überallhin umblickt. Dann fallen einem die richtigen Wege von selbst ins Auge. Die meisten Menschen gucken immer nur direkt auf ihre Füße, dann kommen sie entweder nie oder mit viel Verspätung ans Ziel. Da, rechts vor dir siehst du einen Weg. Der führt in den Süden. Den müssen wir einschlagen. Halt ihn fest im Auge und du wirst dich nicht verlaufen. Nun wollen wir erst unser Essen kochen und die Decken für die Nacht ausbreiten. Du kannst Wasser für die Hirse holen. Noch keine zwanzig Meter von hier ist ein Felsen, aus dem zu jeder Jahreszeit frisches Wasser fließt. Ja, in der Richtung, Feng!«

Feng hat die Quelle schnell gefunden. Er stellt den Kessel unter das Rinnsal und setzt sich ruhig daneben. Je länger er mit Linnang zusammen ist, um so mehr hält er von ihm. – Die Felsen werfen lange Schatten, nicht mehr lange und die Sonne verschwindet hinter den Bergen und dann kommt die Nacht sehr schnell. O, der Kessel läuft über! Er nimmt ihn und bringt ihn in die Höhle, wo Linnang dabei ist, zwischen drei Steinen aus der Höhle ein Feuer zu entfachen. Eine Hand voll durrer Zweige, von einem vertrockneten Strauch abgeschnitten, fangen schnell Feuer. Gleich danach wirft Linnang einige Stücke von dem Dung darauf und schnell verbreitet sich eine behagliche Wärme in ihrem Nachtlager. Er gießt aus dem Kessel Wasser in einen großen berußten eisernen Topf und wirft einige Hände voll Hirse hinein.

»Hole am Besten gleich noch einen Kessel Wasser, Feng!«

Das Essen schmeckt beiden und nach dem Schüsselchen Tee kommt das Schönste vom Tage: Linnang fängt an zu erzählen. Feng schlürft die letzten Tropfen aus seiner Schüssel, putzt sie mit dem Ärmel seiner Jacke sauber und setzt sich hin, um zuzuhören.

»Erst will ich von der großen Trockenheit erzählen, Feng. Vielleicht hast du davon schon gehört; aber ich habe sie selbst mitgemacht.«

»Erzählst du nichts von dem Sohn Gottes?«, will Feng wissen.

»Natürlich werde ich dir von Ihm erzählen. Es war Seine Hand, die mich beschützt hat, selbst als ich noch gar nichts von Ihm gehört hatte.«

Linnang wirft noch einige Stückchen Mist aufs Feuer, dann schiebt er mit dem Fuß einige Steine beiseite, damit er bequem sitzen kann.

»Sehr weit von hier entspringt auf einem sehr hohen Berg ein Fluss«, beginnt er, »der ist wohl siebenhundert Kilometer lang. Der Fluss heißt Wei-Ho. An manchen Stellen ist er sehr breit, wohl eineinhalb Kilometer. Er fließt an der großen Stadt Xian entlang. Und mündet schließlich in den Hwang-Ho, den Gelben Fluss. Im Wei-Ho sind viele Stromschnellen und hohe Wasserfälle; aber kurz vor der Mündung in den Hwang-Ho sind die Ufer flach und mit Schilf bewachsen. Es ist schon lange her, ich war noch ein Junge von zwölf Jahren, ist dieser mächtige Strom ausgetrocknet. Was blieb, war ein schlammiges Rinnsal. Ich wohnte mit meinen Eltern, zwei älteren Brüdern und meiner Schwester vor den Toren von Tsing-Lian, einer Stadt, die drei Tagereisen vom Wei-Ho entfernt liegt. Das Frühjahr war vorüber und an den Berghängen und auf den Hochebenen wuchsen Hirse, Weizen und Gerste. Es war ein schönes Frühjahr gewesen, fruchtbarer Regen war genug gefallen; und in den Tempeln von Tsing-Lian hatten die Bauern als Dank den Regengeistern Tausende von Räucherstäbchen abgebrannt, weil sie ihnen so gnädig waren. Auch in dem Tempelchen, das bei unserem Hause lag, roch es tagelang nach Weihrauch.

Jeder hatte hart gearbeitet, ich auch, zusammen mit meinem Vater und meinen beiden älteren Brüdern. Vor unserem Hausgötzen brannten wir jeden Abend noch

ein extra Weihrauchstäbchen ab und dankten dem Himmelsherrn für das schöne Wetter an diesem Tag. Aber drei Monate später, als der Sommer fast vorüber war, stand das Korn vertrocknet auf den ausgedörrten Äckern. In all den Monaten hatte es keinen Tropfen Regen gegeben! Die Himmelsgeister hatten die Sonne auf die Erde brennen lassen und die grünen Ähren von Hirse und Weizen wurden braun und dürr. Noch hatten wir genug zu essen; der Vorrat vom vergangenen Jahr war noch nicht aufgebraucht. Aber was sollte werden, wenn der Winter kam?

Meine Freunde und ich hatten abends nach getaner Arbeit keine Lust mehr zum Ballspielen, Hüpfen und Springen. Wir waren todmüde vom Schleppen der Wassereimer. Weiter unten im Tal floss ein kleiner Bach. Er entsprang aus den Bergen unterhalb unseres Hauses. Von dort holten wir das Wasser. Immer zu zweit trugen wir den Stock, an dem der Eimer hing. Eine Stunde brauchten wir für den Hinweg, für den Rückweg entsprechend länger. Das machten wir bis zu dreimal am Tag. Zurück war es sehr mühsam. Wir mussten aufpassen, dass wir unterwegs kein Wasser verschütteten. Aber mit dem vollen Eimer an dem Stock war das gar nicht so einfach. Und oft hatten wir viel kostbares Wasser verloren. Dann kam der Herbst und mit dem Herbst die Kälte, auch wenn tagsüber die Sonne strahlte und nachts die Sterne wie kleine Sonnen an einem samtschwarzen Himmel glänzten. Ja, und dann ist der Hunger gekommen, Feng. Das geschah nicht plötzlich, es gab immer noch etwas zu essen; aber es reichte natürlich nicht endlos. So kam der Tag, an dem meine Mutter den letzten Weizen mahlte und die letzte Hirse in unsere Schüsseln füllte. Alle unsere Weihrauchstäbchen hatten wir längst aufgebraucht; aber die Himmelsgeister gaben keinen Regen. Und dann wurde es Winter! In Tsing-Lian gab es noch Nahrungsmittel zu kaufen und Vater machte möglichst allen Hausrat zu Geld, um dafür Nahrungsmittel

einzukaufen. Weißt du, was auch sehr schlimm war? Die Neugeborenen mussten fast alle sterben, weil die Mütter zu schwach waren, sie zu stillen. Und wenn es dunkel wurde, kamen die Hunde und spürten die toten Kinder auf, die, in Matten gerollt, in den Felsspalten begraben wurden. Wir hatten auch fast nichts mehr zum Brennen, weil wir zu schwach waren, Bäume zu fällen und nach Hause zu schleppen. Und eines Tages sagte mein Vater: ›Wir ziehen in den Süden, an den Wei-Ho, da gibt es genug zu essen. Da hat es geregnet und die Menschen haben eine gute Ernte eingebracht.‹ Das haben wir dann gemacht. Wir rollten unsere Esstübchen und Schüsseln in unsere Decken und haben uns auf den Weg gemacht. Wir waren nicht die Einzigen. Überall sah man Menschengruppen, auch aus Tsing-Lian. Mutter trug meine kleine Schwester auf den Armen und Großvater saß auf Vaters Rücken.

›Wie weit noch, mein Vater?‹, fragte mein ältester Bruder.

›Noch knapp zehn Meilen, mein Sohn‹, antwortete mein Vater. Ich erinnere mich noch, wie ich erschrocken war. Zehn Meilen, das waren sicher noch drei Tage! Es lag viel Schnee, der das Vorankommen hinderte. Ich hatte von Mutter zwei harte Bohnen bekommen. ›Nicht gleich durchbeißen, Linnang‹, sagte sie. ›Lutsch so lange wie möglich daran, das hilft gegen den Hunger.‹

Ich fragte meinen Vater, ob wir nicht eine Rast halten konnten. Ich war so müde, so schrecklich müde! Aber er gab mir keine Antwort. Ich sah, wie er unter der viel zu schweren Last auf seinem Rücken schwankte. Großvater war ganz mager geworden, aber für meinen Vater wog er noch viel zu viel. Als die Bohnen verschluckt waren – ich hatte sie doch durchgebissen – kratzte ich Rinde von den Bäumen und steckte die in den Mund. Das half ein wenig gegen das nagende Hungergefühl. Sin-han. Mein anderer Bruder, fand am folgenden Tag einen toten Vogel. Mein Vater hat daraufhin einen alten

Kessel, den wir mitgenommen hatten, mit Schnee gefüllt. Hinter einer großen Schneewehe machte er dann ein Feuer und kochte den Vogel. Das hat geschmeckt! Feng, ich kann mich nicht erinnern, jemals eine so köstliche Suppe gegessen zu haben. Meine Schwester wollte nichts essen. Sie ist an demselben Tag noch gestorben. Noch bevor wir an den Wei-Ho kamen, starb auch meine Mutter. Großvater wurde immer schwächer und Sin-han wurde krank. Viele Menschen sind unterwegs gestorben. Auch Sin-han, mein Großvater und mein Vater haben die Stadt an der anderen Seite des Wei-Ho nie zu sehen bekommen.

Wir, mein Bruder und ich, versuchten, uns mit Betteln durchzuschlagen, als das nichts brachte, stahlen wir, was wir kriegen konnten. Als wir uns einige Monate in der Stadt herumgetrieben hatten, brach ein Krieg aus, wie es in unserem großen Land schon so viele gegeben hat. Mein Bruder wurde eines Tages von einer Militäreinheit mitgenommen. Die brauchten Männer und Jungen, die ihnen die Decken und die Munition nachtrugen. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ich konnte ein Stelle als Helfer bei einer Maultierkarawane bekommen und seither verdiene ich mein Brot als Kaufmann und Maultiertreiber.«

Feng hat mit größtem Interesse zugehört. Still betrachtet er den kleinen Maultiertreiber, der den Kessel noch einmal auf die Steine setzt, nachdem er einige weitere Stücke Mist auf das noch brennende Feuer geworfen hatte.

»Wir trinken noch eine Schüssel Tee, Feng. Und dann werde ich dir aus dem Buch erzählen, aus Gottes Wort.«

Am folgenden Morgen sind sie schon wieder früh unterwegs. Immer sind sie auf der Hut vor feindlichen Flugzeugen und Patrouillen, solchen, wie eine nach Lei Tschung gekommen war. Mit den Nahrungsmitteln gingen sie so sparsam wie möglich um. »Wenn wir ohne Aufenthalt weiterlaufen können, mögen wir unser Ziel

in zehn Tagen erreicht haben«, hatte Linnang gesagt. Die Märsche fallen Feng nicht schwer und die Tage werden ihm nicht allzu lang. Er ist ja noch jung und kräftig. Er wundert sich, dass Linnang, der wohl vierzig Jahre älter als er ist, ohne Ruhepausen stundenlang gehen kann. Auch findet er immer einen passenden Schlafplatz, und wie unermüdlich er bei jedem Essen für warmen Tee sorgt! Und außerdem erzählt er nicht nur unterwegs, sondern auch vor dem Schlafengehen von dem Sohn Gottes, der nicht nur Sünden vergeben kann, sondern auch jedem gern vergibt, der sie Ihm von ganzem Herzen bekennt.

»Er ist mein Retter, Feng! Er will auch dein Seligmacher sein!«

Wie sie so fünf Tage unterwegs sind, wird der Weg immer schwieriger, aber auch der Nahrungsvorrat immer kleiner, so dass jeder nur noch einen Sack zu tragen hat. Sie sind ein wenig sorglos geworden, weil sie nirgends ein Flugzeug oder einen feindlichen Soldaten gesehen haben. Plötzlich bleibt Linnang mitten auf dem Weg stehen.

»Ich höre Stimmen«, flüstert er.

Kaum zwanzig Meter vor ihnen kommt eine scharfe Kurve. Linnang schleicht hin und blickt vorsichtig um die Ecke. Wie von einer Wespe gestochen, zieht er den Kopf zurück.

»Soldaten, Feng! Schnell hinter die Sträucher dort!«

Es ist nur ein armseliges Versteck, das sie in wenigen, schnellen Schritten erreichen: eine flache Höhle mit Büschen davor.

Sie hocken sich hin. Um die Kurve kommen zwanzig Japaner. Sie laufen immer zwei und zwei. Die scharfen Bajonette, die auf die Läufe ihrer Gewehre gesteckt sind, funkeln in der Sonne. Neben dem ersten Soldaten läuft ein Mann, dessen Hände auf den Rücken gebunden sind. Es ist ein chinesischer Soldat.

Der Offizier, der den Trupp anführt, gibt einen Be-

fehl. Die Männer werfen ihre Waffen an den Wegrand. Auf dem mit spärlichem Gras bewachsenen Boden machen sie es sich bequem. Einer entfacht ein Feuer zum Teekochen. Ein paar andere braten schon vorher gerupfte Hühner an ihren Bajonetten über den bald mächtig auf-flackernden Flammen. Zwei stehen bei der Kurve und halten Wache. Sie werden nach dem Essen abgelöst. Der Gefangene bekommt nichts. Einer der abgelösten Soldaten setzt sich mit der Teeschale in der einen und einem Hühnerbein in der anderen Hand ganz in die Nähe von Linnangs und Fengs Versteck. Feng bekommt schreckliche Angst. Auch Linnang ist nicht recht wohl: Die Büsche sind auch gar zu dürr und kahl!

»Linnang«, flüstert, Feng ganz leise. »Kannst du nicht beten wie damals?«

Diese Frage schneidet dem kleinen Maultiertreiber durch die Seele. Beten wie damals? Nein, er kann jetzt nicht beten, nicht einmal seufzen! Aber wie soll er das dem Jungen erklären!?

Fengs Beine fangen an zu schmerzen. Er muss sich anders hinsetzen. Hat der Soldat etwas gehört? Er dreht sich um und blickt in Fengs Richtung. Sieht er sie? Es sieht so aus; denn er kommt mit dem halb abgekauten Hühnerbein genau auf das Versteck zu. In dem Augenblick fällt ein Schuss. Einer der wachestehenden Japaner schlägt rücklings hin, ein zweiter Schuss macht dem Leben des anderen ein Ende.

Nur kurze Zeit sind die Soldaten verwirrt, dann wissen sie, was zu tun ist. Sie rennen zu den Waffen, die sie achtlos beiseite geworfen hatten. Das gerät ihnen zum Verderben. Gegen eine Gruppe von dreißig Chinesen, die im Vorteil der Überraschung sind, haben sie keine Chance. Bevor sie ihre Waffen erreicht haben, sind die meisten schon niedergemäht wie Gras von der Sense. Dem Anführer gelingt es noch, zwei chinesische Regierungssoldaten zu verwunden, bevor er selbst erschossen wird.

Linnang und Feng haben alles mit ansehen können. Eine verirrte Kugel drang auch in die flache Höhle ein, knallte gegen die Wand, an die sich Feng in Todesangst gedrückt hatte und bohrte sich dann in die Rückwand ihres Verstecks. Feng wollte aufspringen; aber Linnang hielt ihn zurück.

»Sitzen bleiben!«, warnte er.

Das Gefecht hielt nur wenige Minuten an, dann ist alles vorbei.

Feng will das Versteck verlassen, aber Linnang hält ihn zurück: »Wir sollten lieber abwarten, bis sie weg sind. Man kann nie wissen. Wenn nötig, werden wir hier die Nacht verbringen. Es sind zwar Soldaten der eigenen Armee; aber man kann nicht vorsichtig genug sein.«

»Und wenn sie hierher kommen?«

»Das denke ich nicht. Sie werden wohl so schnell wie möglich den noch nicht gefundenen Japsen nachjagen ... Nein, wie furchtbar!«, stöhnt er und schlägt die Hände vors Gesicht.

Es fallen etliche Schüsse. Ohne Gnade werden die gefangenen und verwundeten Soldaten exekutiert und mit den gefallen Kameraden an die andere Seite des Weges geschleppt und den Steilhang hinab geworfen.

»O Herr, erbarme dich!«, fleht der zu tiefst erschütterte Linnang. »Was soll ich tun? Es sind die Feinde unseres Volkes; aber es sind doch Menschen und kein Vieh.«

Feng hat sich umgedreht, mit dem Rücken zur Höhle. Mit aller Gewalt versucht er seinen Brechreiz zu unterdrücken, weil er schrecklich Angst hat, dadurch das Versteck zu verraten! Können die eignen Landsleute solche Scheußlichkeiten begehen? Er holt zwei-, dreimal tief Luft. Es geht schon ein wenig besser. Dass Linnang ihn davon abgehalten hat, nach draußen zu gehen! Der kennt die Welt! Wer weiß, was geschehen wäre! Verstohlen blickt sich Feng nach seinem Reisegegnossen um. Der sitzt, mit dem Rücken ihm zugekehrt – und starrt mutlos vor sich hin. Fühlt er, dass Feng ihn beobachtet? Er

richtet sich auf und flüstert noch in gebückter Haltung: »Geht's wieder?« Feng muss noch einmal schlucken; er vertraut seiner Stimme noch nicht und nickt nur.

Draußen wird ein Befehl gegeben. Die Soldaten sammeln sich und marschieren in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Keiner blickt sich auch nur um, auch nicht der von den Japanern gefangene und verschleppte chinesische Soldat. Er läuft wie selbstverständlich mit den anderen, als sei nichts passiert.

Die beiden »Höhlenbewohner« blicken ihnen nach, bis sie hinter der Wegkurve verschwunden sind. Ein in sich zusammensinkendes Feuer, ein verbeulter Kessel, eilig weggeworfene Knöchel und halb verzehrte Hühnerbeine sind die stillen Zeugen dieses abscheulichen Dramas, das vor Minuten hier stattfand.

Nachdem sie lange, sehr lange gewartet hatten, macht sich Linnang zum Gehen fertig. »Wir wollen Gott bitten, unser Führer zu sein, Feng.« Sie knien nieder und in kindlich gläubigem Gebet befielt Linnang sich und seinen Begleiter dem an, der retten kann und will, selbst angesichts des Todes.

Dann ziehen sie los. Die Sonne hat ihre größte Kraft verloren und doch schwitzen die beiden Flüchtlinge, als sei es heller Mittag. Die Angst setzt ihnen tüchtig zu. Der Weg steigt erst kaum merkbar an, aber das ändert sich bald sehr deutlich. Linnang läuft voran. Er hat Feng instruiert: »Bei jeder Kurve, an die wir kommen, halte dich zur Flucht bereit. Wenn ich beide Arme hochreiße, musst du sofort ein Versteck für dich suchen. Hier liegen Felsen genug herum, krieche hinter einen und halte dich absolut ruhig! Wenn du den Schrei einer Krähe hörst, die es hier oben noch gibt, kannst du zum Vorschein kommen.«

Die ersten Kilometer ihres Marsches legen sie schweigend zurück. Die Bergwelt um sie her ist von atemberaubender Schönheit; aber Feng hat keinen Blick dafür übrig. Er würde viel lieber alle fünf Minuten anhalten,

um zu lauschen, ob nicht von irgendwo her ein Unheil droht. Aber Linnang marschiert unverdrossen weiter. Einmal hält er an und zeigt nach vorne. Feng blickt in die angewiesene Richtung, kann aber nicht erkennen, worauf ihn der kleine Evangelist hinweisen will. Er hat vergessen, dass Linnang gesagt hat, man dürfe nicht auf die Füße blicken, sondern müsse nach vorn schauen.

»Da teilt sich der Weg, Feng. Noch eine halbe Stunde und wir sind in Sicherheit. Die Soldaten sind ganz sicher auf dem Weg, der nach Osten abbiegt, gekommen. Wir nehmen den Weg, der nun bald nach Westen führt.«

»Können uns dann keine Soldaten mehr begegnen?«

»Ich bin fast sicher. Der Feind legt keinen Wert auf verschneite Berggipfel und Hänge und auf Gegenden, in denen wenige Menschen wohnen, Menschen, die zu den ärmsten unseres Landes gehören. Was hätten sie da zu suchen? Vielleicht ist der Krieg bald vorüber; und wenn er noch lange dauert, was Gott verhüten möge, dann werden die Japaner doch nie so weit nach dem Südwesten ziehen. So viele Soldaten haben die Japaner gar nicht, dass sie das ganze Land besetzen könnten.«

»Und die Flugzeuge, Linnang?«

»Ja, die können in wenigen Stunden viele hundert Kilometer zurücklegen. Ich glaube, dass man vor Flugzeugen nirgends sicher ist. Aber komm, wir gehen schnell weiter. Dann werden wir nicht mehr lange nach einem geeigneten Nachtlager für uns Ausschau halten müssen.«

Aus der halben wird eine ganze Stunde. Der Weg ist schwieriger als Linnang gedacht hat. Die Säcke mit Hirse, die sie nicht mehr am Stock, sondern abwechselnd in der Hand und auf dem Rücken tragen, scheinen immer schwerer zu werden, und Fengs nicht mehr allzu gute Sandalen beginnen auch »Ermüdungserscheinungen« zu zeigen.

»Noch ein Viertelstündchen«, tröstet Linnang, der wohl sieht, dass Feng am Ende seiner Kräfte ist. »Noch ein wenig durchhalten, gleich kannst du ausruhen, so viel du willst.«

Linnang und Feng sind in Nankiang, einem Dorf, das an einem der Quellflüsse des Jangsekiang liegt, freundlich aufgenommen worden. Der Ort ist wohl fünfmal so groß wie Lei Tschung. Linnang spricht ein wenig den in dieser Gegend gesprochenen Dialekt; aber Feng versteht die Einwohner dieses Dorfes überhaupt nicht. Es dauert aber nicht lange und er kann sich durchaus helfen und sich verständlich machen. Auch Linnang macht gute Fortschritte. Mit Hilfe einiger Dörfler haben sie sich ein einfaches Haus gebaut.

»Wir machen uns einige Bänke und einen Tisch«, hat Linnang gesagt. Er hatte starke Probleme von dem Brett zu essen, das einfach auf den schmutzigen Boden gelegt wird. Nun hat nicht jeder Dorfbewohner eine Katze; aber wenn er und Feng bei Leuten zum Essen eingeladen werden, bei denen ein solches Tier zum Haushalt gehört, dann kostet es große Mühe, es auf Abstand zu halten und manches gute Stückchen Fleisch wird von diesen aufdringlichen Viechern geklaut. Obwohl alle erst sehr befremdet auf den Tisch blickten, dauert es kein halbes Jahr, bis in fast allen Häusern einer steht.

Linnang und Feng haben bei der Mais- und Weizen-ernte geholfen. Und Feng hat sein altes Handwerk wieder angefangen. Er schnitzt Fledermäuse, Maultiere, Drachen und Frösche aus Holz, das hier reichlich vorhanden ist.

»Mein Vater schnitzte Drachen, Fledermäuse, Maultiere und vieles mehr aus Jade. Er verstand das sehr gut und ich habe ihm fleißig zugeschaut, wenn er an der Arbeit war«, erzählt Feng, während ihm die Kinder neugierig bei der Arbeit zusehen. »Er gab mir Holzstücke und zeigte mir, wie man Tiere schnitzt. Wenn ich bald zum Markt nach Pingwu komme, werde ich sie zu ver-

kaufen suchen. Für das Geld werde ich euch Papier, Pinsel und Tinte kaufen. Dann bringe ich euch das Schreiben bei.«

Sie sind auch in der Gegend herumgezogen und noch bevor der Winter einbrach, kamen sie nach Pingwu, einer Stadt, die Feng sehr an Schang-Hé, seinen Heimatort, erinnerte. Auf dem Weg dorthin hat er zum ersten Mal einen Zug gesehen und der kleine Maultiertreiber hat ihm erzählt, was er alles tun wollte, wenn er einmal genug Geld verdient hätte und wie Gott ihm alle Zukunftspläne durchkreuzt hat.

Auf dem Markt wurde ein Teil der reichlichen Ernte verkauft und allerlei nützliche Sachen für den kommenden Winter dafür erworben. Feng hat auch ein schönes Taschengeld an seinen Figürchen verdient, sie wurden ihm nur so aus der Hand gerissen.

Und jetzt ist Winter. Nicht nur die Bergspitzen sind verschneit, nein, auch alle Berghänge, Täler und Bäume samt dem Dorf – alles ist weiß. Und in den Häusern wird eifrig gelernt; denn Feng gibt Unterricht in Holzschnitzen und Schreiben. Und Linnang versucht jedem, der will, das Lesen beizubringen. Das ist mühselig, ja fast unmöglich. Die Worte hier klingen so ganz anders als bei den übrigen Chinesen; doch Linnang gibt nicht auf. Er macht immer weiter und fängt mit Begriffen an, die diesen einfachen Dörflern bekannt sind: Hütte, Haus, Katze, Frau, Mann, Kind, Maultier – und jetzt auch: Tisch und Bank.

Das geht langsam; aber es macht nichts. Der Winter ist noch lang und die Hausarbeit samt der Versorgung der Ziegen und der wenigen Maultiere und Hühner erfordert nicht viel Zeit. Wer will, kann fast den ganzen Tag am Unterricht teilnehmen, den der kleine Maultiertreiber und der Waisenjunge aus Schang-Hé mit dem größten Vergnügen erteilen.

Aber das ist nicht das Einzige! Linnang versteht seine Berufung. Es vergeht kein Tag, an dem er nicht evange-

lisiert, manchmal im persönlichen Gespräch mit einer Mutter oder Großmutter, einem Mann oder einem Kind. Oft besucht er ganze Familien und wer will, kann bei Tag und Nacht zu ihm kommen und ihn hören, wie er von dem großen Herrn des Himmels und von Seinem Sohn erzählt. Ach, wie gern sähe er Früchte von seiner Predigt! Aber er muss es lernen: Nicht Linnang, der Maultiertreiber, sondern Gott muss das Wachstum bewirken.

Für die Bewohner von Nankiang scheint dieser Winter schneller als in anderen Jahren vergangen zu sein. Besuch gibt es in dieser Jahreszeit nicht, höchstens bei ganz wichtigen Anlässen geht man über die verschneiten Berge zu den nächstliegenden Gehöften. Der nächste Ort liegt nämlich auch stundenweit entfernt von Nankiang.

Mit Freuden begrüßt man Anfang März das Frühjahr. Über die braunen Bäume kommt ein grüner Schimmer und es wird nicht mehr lange dauern, bis alle Berghänge mit den schönsten Blumen übersät sind. Wie es um den Krieg steht, weiß niemand in Nankiang. Aber das wird man schon bald erfahren.

Von ihrem ersten Besuch auf dem Markt von Pingwu bringen die Männer alle Neuigkeiten mit, die sie nur aufschnappen konnten. Der Krieg tobt immer noch und es ist auch kein Ende abzusehen. Feng bringt einen schönen Vorrat an Reispapier, neue Pinsel und Tinte mit. Auf den Feldern ist der Boden vorbereitet und in einigen Tagen wird die Aussaat beginnen. Winter, Frühling, Sommer Herbst folgen aufeinander so regelmäßig, wie der große Schöpfer aller Dinge es verordnet hat. Und dann kommt das Jahr 1940.

Aus dem Dorf am Ufer des Saluën zieht eine kleine Karawane von vier Maultieren. Nach etwa dreißig Kilometern lässt sie sich über den Mekong setzen, dann sucht sie ihren Weg über steile Bergpfade in Richtung Norden.

Zwei Männer, ein »fremder Teufel« und ein Chinese, führen, während sie auf einem Tier reiten, jeweils das andere am Strick. Es trägt das Reisegepäck. Man kann es an ihrem Reiten sehen, dass sie es nicht zum ersten Mal tun. Der Chinese führt das Wort und bringt seinen Reisegefährten tüchtig zum Lachen.

»Du machst mal wieder was davon, Tsi«, sagt er. »Vor dir ist kein Dörfler sicher.« Aber an dem Ton, mit dem er das sagt, kann man hören, dass darin kein Tadel liegt. »Aber wir wollen jetzt, wo wir noch nebeneinander reiten können, unsere Lektion von gestern fortsetzen.«

Tsi schaut seinen Reisegegnossen lustig an. »Ich freue mich, dass du auf mich hören willst, Pa-Mike. Du weißt, dass ich nicht an jemand aus dem Dorf gedacht habe, als ich die Geschichte erzählte. Du weißt aber auch, dass ich viel herumgekommen bin und überall gut zugehört habe. Die Geschichte, die ich eben erzählte, hörte ich in Paoschan, wo schon vor Jahren viele Missionare waren.«

Mike Longfield, unter den Lisu Pa-Mike genannt, nickt zustimmend. »Wir sollten aber unsere Übungsstunde fortsetzen, pass auf, ich fange an: ›Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die für das ganze Volk sein wird.«

Tsi wiederholt den Text fehlerlos und in fast akzentfreiem Englisch. »Ich kann dir fast nichts mehr beibringen, Tsi.«

»Na, dann bis du an der Reihe.«

Langsam und deutlich sagt Tsi Lukas 2,10 in der Sprache seines Stammes auf.

»Noch einmal, Pa-Mike.«

Erst beim fünften Mal ist Tsi zufrieden. »Der nächste Text, Pa-Mike.«

»Denn euch ist heute ein Retter geboren, der ist Christus, der Herr, aus der Stadt Davids.«

Jetzt wird der Weg so schmal, dass sie hintereinander reiten müssen, ja, an manchen Stellen sind sie gezwun-

gen, abzusteigen, und zu Fuß zu gehen. So beenden sie die Übungen. Nach etlichen Stunden halten sie Rast, kochen Tee und essen etwas. Durch das Braun der Äste schimmert schon das zarte Grün der ersten Blätter und überall brechen die rosa Knospen der Pfirsichbäume auf.

»Wie schön hat der Herr doch alles gemacht, Tsi. Er brauchte nur zu sprechen und alles war da. Sein Geist macht jedes Frühjahr alles neu.«

Wie sie wieder weiterreiten und ihren Weg verfolgen, stimmt Mike plötzlich ein Lied an, das dem Psalm 147 nachgedichtet ist. Er singt:

The Lord lifts up the meek and casts
the wicked to the ground.
Sing to the Lord and give Him thanks;
on harps His praises sound;

Who covers the heav'n with clouds,
and Who the earth below
prepareth rain, Who makes the grass
upon the mountains grow.

Hoar-frost, likes ashes, scatt'reth He
like wool He snow does give:
Like morsels casteth forth His ice;
who in ist cold can life?

He seneth forth His mighty Word
and melteth them again;
His wind He makes to blow, and then
the waters flow again!

»Noch einmal, Pa-Mike!«, bittet Tsi, der bei der zweiten Strophe schon leise mitgesummt hat. »Bitte, noch einmal.«

Und wieder schallt es durch Berg und Tal:
Der Herr liebt Demut und zertritt

den Bösen in den Grund.
Singt unserm Gott und dankt Ihm sehr
mit Herz uns Hand und Mund!

Er führt die Wolken übers Land;
den Regen spenden sie.
Und reichlich nährt Seine Hand
die Menschen und das Vieh.

Wie Asche streut den Hagel Er,
wie Wolle weiß den Schnee;
und Eis und Raureif ringsumher,
dass nichts vor Ihm besteh'.

Er schmelzt es durch Sein mächtig Wort,
schickt warmen Wind von fern.
Die Bäche rauschen, stürzen fort
und preisen ihren Herrn.

Schon bald hat Tsi die Melodie gelernt. Und so dauert es nicht lange, bis beide zusammen singen und dann dem Herrn danken: »Ja, es ist gut, unserem Gott zu spielen! Ja, ein Lobgesang ist schön, ist lieblich!«

Wie sie an eine Weggabelung kommen, hält Tsi den Finger hoch und lauscht: »Hör', Pa-Mike. Der kleine Kuckuck. Er ruft, dass man jetzt Mais pflanzen soll.«

Sie halten ihre Reittiere an. Deutlich klingt der Ruf des kleinen Vogels: »Sät Mais, sät Mais!«

»Weißt du, Tsi, woher der Vogel kommt und wie viele Kilometer er zurückgelegt hat, um hierher zum Brüten zu kommen?«

Nein, das war für Tsi noch nie ein Problem. Im März ruft er und im Herbst ist er wieder verschwunden. Das ist nun mal so.

»Im Winter wohnt er in einem Land, das viertausend Kilometer von hier entfernt liegt«, belehrt Mike seinen Reisegefährten. »Der kleine Vogel fliegt jedes Jahr zwei-

mal diese ungeheure Strecke und die Jungen, die hier in Lisuland geboren werden, können Ende August schon ihre Eltern auf der weiten Reise begleiten. Der Herr hat ihnen keinen solchen Verstand gegeben wie uns Menschen; und doch wissen sie, was sie zu tun haben. Gott sagt in Seinem Wort: »Die Vögel sollen über der Erde unter der Wölbung des Himmles fliegen.« Wie wunderbar hat er alles gemacht, Tsi!»

Ganz still reiten sie weiter. Das hält Tsi gewöhnlich nicht sehr lange aus; denn er hat immer etwas zu erzählen. Doch was Mike eben erzählt hat, kommt ihm so sonderbar vor, dass er zwei Kilometer schweigt.

»Gibt es noch mehr Vögel, die so weit fliegen, um zu brüten?«, will er wissen.

Mike muss kurz nachdenken, bevor er eine Antwort weiß. Sein Wissen über die Vögel – außer dem von dem kleinen Kuckuck stammt noch aus seiner Schulzeit und das ist schon einige Jahre her. Der einzige Vogel, der ihm einfällt, ist die Schneegans. Die verbringt den Winter in Kalifornien und brütet im Nordwesten Kanadas und Alaskas. Aber warte, die Bibel spricht auch von Zugvögeln. »Wenn wir in einer Stunde Rast machen, werde ich etwas aus der Bibel über die Zugvögel nachlesen. So nennt man nämlich alle Vögel, die in ein anderes Land zum Brüten fliegen. Sie machen einen langen Zug, bevor sie Nester bauen.«

»Haben die Vögel das vor dem Sündenfall auch schon getan, Pa-Mike?«

Wieder muss Mike eine direkte Antwort schuldig bleiben. Er wundert sich über die Fragen des Lisumannes. Der ist nicht nur ein hervorragender Führer in dieser rauen Bergwelt, sondern auch der ideale Reisebegleiter, was seinen Einfallsreichtum betrifft. Wo und wie sein Nachtlager ist, macht ihm nichts aus. Er findet immer eine Möglichkeit. Aber man sieht auch an seinen Fragen, wie klug er ist; und wie schnell lernt er fremde Sprachen! Er beherrscht nicht nur den Dialekt seines Stam-

mes, sondern auch das Chinesisch, das in den Provinzen Jünnan und Kweitschu gesprochen wird. Es ist ein Vergnügen, ihn als Reisegefährten zu haben. Auch die Kenntnis der Angewohnheiten und des Lebens seiner Stammesgenossen und der Stämme im weiten Umkreis ist von unschätzbarem Wert für den Missionar, der in diesem Gebiet arbeiten soll. Mike ist so sehr in Gedanken versunken, dass er vergisst, Tsi eine Antwort zu geben; und dieser ist zu wohlgezogen, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er kann abwarten. Der Weg ist inzwischen so schmal geworden, dass sie wieder hintereinander reiten müssen. Die beiden Lasttiere brauchen keinen Treiber, sie folgen automatisch. An vielen Stellen liegt noch Schnee auf dem Weg und es ist unbegreiflich, dass die Bewohner dieser Gegend ruhig stunden- oder gar tagelange Märsche mit bloßen Füßen machen können, wenn es nötig ist. Schnee, Schlamm, Steine? Es macht ihnen alles nichts.

Eine Viertelstunde später finden sie einen geeigneten Rastplatz. Tsi hat im Nu Tee aufgesetzt, die Esel von ihren Lasten und Sätteln befreit und ihnen Futter gegeben. Nach der Mahlzeit wischen sie ihre hölzernen Teeschalen mit dem Ärmel trocken – auch Mike hat sich dieser chinesischen Gewohnheit des »Geschirrspülens« angeschlossen. Nun blickt Tsi seinen »Herrn« vielsagend an; immerhin hat er eine Frage gestellt, die natürlich beantwortet werden muss.

Während Tsi viel mit dem Tee und den Maultieren zu tun hat, sucht Mike den betreffenden Vers in seiner Bibel auf. Er hat sich unterwegs schon überlegt, wie er Tsi die Sache mit dem Storch, der Turteltaube, der Schwalbe und dem Kranich richtig verständlich machen kann. Und er hat still gebetet: »Herr, zeige mir, wie ich das deutlich darstellen kann, besonders was die zweite Frage betrifft.«

»Du weißt doch, was ein Prophet ist?«, beginnt Mike. »Ein Prophet ist ein Diener Gottes. Er musste dem Volk Israel verkündigen, was der Herr Seinen Leuten zu sa-

gen hatte. In der Bibel kann man von Propheten lesen. Kennst du einen, Tsi?»

Dieser braucht nicht lange nachzudenken: »Elia, Elisa und Jesaja.«

Mike nickt. »Gut. Jeremia war auch ein Prophet, der es aber nicht leicht hatte. Immer wieder musste er das Volk zurechtweisen. »Sage ihnen, dass Ich genau gehört und gesehen habe, was das Volk tut«, lässt Gott ihn sagen. »Da ist keiner, der seine Bosheit bereut! Sie gleichen einem in den Kampf stürmenden Pferd, so rasen sie immer weiter von Mir weg.« Solch ein Pferd hört nur auf seinen Reiter und achtet auf keine Gefahr, wie das Volk Israel, das sich immer tiefer in die Sünde verrennt.«

»Und dann gibt der Herr dem Volk, das nicht von seinen Sünden umkehren will, ein Beispiel aus der Vogelwelt«, sagt Mike dem interessiert zuhörenden Tsi. »Ich werde jetzt vorlesen, was da steht: »Selbst der Storch am Himmel kennt seine bestimmten Zeiten und die Turteltaube, Schwalbe und Kranich halten die Zeit ihres Kommens ein; aber mein Volk kennt das Recht des HERRN nicht.« Das ist ein schwieriger Text. Ich will versuchen, ihn zu erklären. Gott will uns nicht nur Seine Weisheit und Seine Allmacht lehren, die man an diesem Beispiel sehen kann – wie bei diesen Zugvögeln – sondern wir sollen uns auch über unseren häufigen Ungehorsam schämen. Die Vögel sind immer zum Gehorsam bereit. Und die Menschen, die nach Gottes Ebenbild gemacht sind und im Gegensatz zu den Tieren Verstand erhalten haben, sind so oft unwillig und ungehorsam. Du fragst, ob Gott die Zugvögel so geschaffen hat. Ja, sie tun, wozu sie bestimmt sind. »Wozu« bedeutet: zu welchem Zweck. Verstehst du das? – Na, jedenfalls weißt du nun, dass es noch mehr Zugvögel als den Kuckuck gibt, der ruft, wenn es zum Maispflanzen Zeit ist«, beschließt der Missionar seine Worte.

Tsi hat gut zugehört. Er nickt und sagt dann: »Hat das Volk Israel getan, was der Prophet ihnen gesagt hat?«

»Nein, die Israeliten sind ungehorsam geblieben. Gott hat sie gestraft, indem Feinde bei ihnen einfielen, alles verwüsteten und viele Menschen umbrachten. Die das überlebt hatten, wurden ins Land des Feindes geschleppt. Dort lebten sie viele Jahre in der Gefangenschaft.«

»Hat unser Volk auch nicht auf Gott gehört? Der Feind ist auch bei uns eingedrungen und der Krieg ist noch lange nicht zu Ende. Und alle sagen, General Tschiang Kai-schek würde den Krieg verlieren.«

»Wir müssen alles in Gottes Hände legen, Tsi. Er weiß, was für uns gut ist. – Aber nun müssen wir weiter. In Paoschan wartet die Gemeinde auf uns und wir sind noch lange nicht dort.«

9

Während Mike und Tsi ihre Reise über die teilweise noch verschneiten Berge fortsetzen, haben sich Linnang und Feng in Nankiang völlig eingebürgert. Aus Pingwu ist auch ein Missionar gekommen, der nicht nur Nankiang, sondern alle Dörfer in der Umgegend besucht hat. Linnang und Feng sind mit ihm nach Pingwu gereist. Dort erhalten sie zusammen mit anderen Gläubigen ein halbes Jahr Bibelunterricht, und lernen auf diese Weise die Arbeit des 1938 verstorbenen Missionars J. O. Fraser kennen, der nach langen Forschungsarbeiten eine so einfache Schrift für die weiter südlich wohnenden Lisustämme entwickelt hatte, dass praktisch jeder Junge und jedes Mädchen innerhalb von wenigen Monaten lesen lernen konnte.

»Dasselbe müsste Feng auch hier in Nankiang tun«, schießt es Linnang durch den Kopf. »Aber wer sollte das jahrelange Arbeiten bezahlen?« So verwirft er diesen Gedanken. Im nächsten Jahr geht Linnang noch einmal

nach Pingwu und erhält die Ausbildung zum Evangelisten. Der Leseunterricht, den nun Feng zum größten Teil zu leisten hat, geht stetig voran. Zwar braucht es seine Zeit; aber nach zwei Jahren können sie mit einfachem Bibelunterricht beginnen! Linnang freut sich, den Beinamen »der kleine Evangelist« tragen zu dürfen; denn er ist zum Evangelisten für das Gebiet bestimmt worden, in dem sie einige Jahre zuvor als Flüchtlinge gestrandet waren. Mit Feng besucht er die Dörfer und verkündigt ihnen Gottes Wort. Gemeinsam geben sie in den Herbergen Bibelunterricht für jeden, der nur kommen mag. Der Krieg scheint an diesen Gegenden vorüber zu gehen, dann kommt eines Tages die beunruhigende Nachricht, der Feind sei in Birma eingefallen. Die Amerikaner verlassen das Land und die Engländer ziehen sich vor den unaufhaltsam vorwärts stürmenden Japanern zurück. Hunderte von Birmesen fliehen vor den Japanern nach Jünnan.

»Das sind bloß Gerüchte und Birma ist weit von Nankiang entfernt«, sagen die Dörfler. Aber Linnang und Feng denken anders darüber. Der Feind hat immerhin Flugzeuge! Und davon verstehen sie etwas. Doch sie hören nicht auf, die Dörfer ringsum zu besuchen und auch der Bibel- und Leseunterricht nimmt seinen geregelten Verlauf. Dann und wann dürfen sie auch Frucht von ihrer Arbeit sehen. Eine Frau, der der Herr das Herz auf tut, dass sie Acht gibt auf das, was Linnang verkündigt, ein Mann, der stillsteht auf dem Weg, der ins Verderben führt und durch die Evangeliumsverkündigung auf den schmalen Weg des Lebens gebracht wird. Aber auch Enttäuschungen bleiben nicht aus. In Wanjuan, einem Dorf, etwas sechzig Kilometer östlich von Nankiang, gibt es große Probleme mit dem Opiumrauchen. Ungefähr zwanzig Prozent der Bevölkerung sind dieser Gewohnheit verfallen und selbst die Teilnehmer an den Bibelstudien nehmen diese Droge mehr oder weniger regelmäßig. Auch in Kwantu scheint dies ein unausrottbares

Unheil zu sein. Doch sind diese Enttäuschungen sicher nötig für die Verkündiger. Das hält sie ab, die Bekehrung von Menschen direkt auf ihr gutes Wirken zurückzuführen. Auch mit den Opiumhändlern bekommt es Linnang zu tun.

Er weiß, dass es nur ein Mittel gibt, von der Versklavung frei zu werden und das preist er denen an, die zu erkennen geben, dass sie mit dem Opiumrauchen aufhören möchten. Dabei lehnt er die Arzneien nicht ab, die es gibt, um die Lustlosigkeit und die Müdigkeit zu überwinden, die bei Süchtigen sofort einsetzt, wenn das Opium nicht mehr wirkt. »Die Heilmittel hat Gott uns gegeben; aber das wahre Mittel ist das Gebet. Kommt, lasst uns gemeinsam Gott bitten, Er möge uns die Kraft geben, diese Sünde sein zu lassen«, mahnt er in den Dörfern, in denen viel geraucht wird. In Nankiang selbst rauchen sie nicht; aber auch hier versucht der Teufel einzubrechen. Und es scheint ihm nach einigen Jahren auch zu gelingen. Und wie!

Mike und Tsi haben nach einer tagelangen Reise Paoshan erreicht. Die seit einigen Jahren selbständige Inlandsgemeinde freut sich über den Besuch. Alle bemühen sich, es den beiden Männern bequem zu machen. Am folgenden Tag werden Besprechungen durchgeführt. Man macht einen Plan, um zunächst die Dörfer im Westen von Paoschan zu besuchen. Schon zuvor hatte man beschlossen, Linnang, der Evangelist, solle Mike dabei begleiten.

»Er erwartet dich in den nächsten Tagen und ist gern bereit, mit dir zu ziehen. Er ist ein ausgezeichnete Pfadfinder und ein unterhaltsamer Reisegenosse. Mit einem Jungen, Feng Tiu, kam er vor vier Jahren in Nankiang an. Feng ist jetzt sechzehn und begleitet Linnang auf allen seinen Reisen. Er ist ein intelligenter Junge und besucht treu zweimal im Jahr die Bibelschule unserer Gemeinde«, sagt Lee Meekoon, der Ältteste, der die Besprechung leitet.

Mike möchte wissen, wann man am Besten mit dem Besuch der Dörfer beginnt. Der Gedanke, erst zwei Gemeindeglieder nach Nankiang zu schicken, um Linnang und Feng von den Beschlüssen zu unterrichten, scheint ihm nicht sinnvoll.

»Wenn sie Montag in aller Frühe losgehen, können sie in gut zwei Wochen wieder hier sein, wenn Gott will«, sagt ein Diakon.

»Meint ihr, Linnang würde sofort mit mir mitgehen?«, fragt Mike.

»Wenn er keine dringenden Gründe hat, in Nankiang zu bleiben, kommt er sicher mit.«

»Und wenn er nicht zu Hause ist?«

»Das ist allerdings möglich; aber dann werden wir ihn zu finden wissen. Er geht nie los, ohne Nachricht zu hinterlassen, wohin er gegangen ist.«

»Ich freue mich schon, ihn kennen zu lernen. Könnt ihr mir einiges über ihn erzählen?«

In Kürze hört Mike jetzt Linnangs Lebensgeschichte: seine Laufbahn als Maultiertreiber, seinen Aufenthalt in dem Haus der »fremden Teufel«, seine Bekehrung und seine Begegnung mit Feng in Lei Tschung. Dann noch die Flucht aus dem Bergdorf und sein nun schon vierjähriges Verbleiben in Nankiang.

»Sie haben da gute Arbeit geleistet. Feng gibt Schreibunterricht und zusammen mit Linnang versucht er, den Leuten das Lesen beizubringen. Nach zwei Jahren haben sie damit Erfolg gehabt und jetzt erteilen sie den Einwohnern von Nankiang und verschiedenen Bewohnern umliegender Dörfer einen einfachen Bibelunterricht.«

Mit großem Interesse hat Mike zugehört. Je mehr er über diese beiden Menschen hört, um so mehr verlangt ihn, sie zu sehen. Warum so lange warten, bis es soweit ist?

»Wäre es möglich, dass Tsi und ich jetzt gleich nach Nankiang gehen, um dann zu viert den Weg durch die Dörfer zu machen?«, schlägt er vor.

»Ich könnte schon in der nächsten Woche losziehen«, sagt er. »Am Dienstag hofft Pastor Li-wang von seiner Reise nach Kunming wieder zurück zu sein. Ich hätte dann mindestens zehn Tage gewonnen.«

Lee Meekoon nickt bedächtig. »Das wäre zu überlegen«, meint er. Nach noch manchem Hin und Her wird beschlossen, Mike und Tsi am Mittwochmorgen nach Nankiang zu schicken.

Die Reise verläuft ohne nennenswerte Hindernisse. Die beiden haben sich nirgends aufhalten lassen, auch nicht, als sie in einem Dorf übernachteten und erreichen nach sechs Tagen ihren Bestimmungsort. Sie werden von Linnang gastfreundlich aufgenommen.

»Wir hätten heute schon losgehen können; aber Feng gibt im Augenblick noch einer Gruppe von Jungen Schreib- und Leseunterricht. Das war abgesprochen und die Jungen haben dafür einen Marsch von zwei Tagen gemacht. Wir brauchten eigentlich für die Leseübungen einen Mann wie den Herrn Fraser. Der hatte große Fähigkeiten und war ein berühmter Sprachenkenner. Aber Gott hat uns – und besonders Feng – die Geduld, die Weisheit und die Kraft gegeben, durchzuhalten. Er ist ein begabter Junge; wer weiß, was Gott noch mit ihm vorhat. Ich werde ihm eine Meldung zukommen lassen, dass wir gleich bei seinem Unterricht zuhören werden, natürlich nur, wenn du zustimmst, Mister Longfield.«

Das ist für Mike selbstverständlich. »Gern. Linnang. Eh ... du machtest mir eine große Freude, wenn du mich nicht mehr mit ›Mister‹ anredest, sondern mich Mike nennst. Das wird sich auf unser Verhältnis während der Reise sehr positiv auswirken.«

Linnang lacht vergnügt. Seine Augen verraten, wie gut ihm dieser Vorschlag gefällt. »Jetzt sollten wir zur Leseschule gehen.«

Tsi will zurück bleiben; aber Linnang sagt: »Du gehörst genauso gut dazu, Tsi.«

Wie Mike Feng begrüßt, hört er ganz deutlich in sei-

nem Inneren eine Stimme: »Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug!« Er ist zutiefst berührt und hat Mühe, seine Stimme wie gewöhnlich klingen zu lassen. »Ich freue mich, Feng, dich kennen zu lernen. Möge Gott dein Werk segnen.«

Die Jungen geben sich Mühe, den Text aus Johannes 6 aufzuschreiben: »Er aber sprach zu ihnen: Ich bin es, fürchtet euch nicht!«

Nachdem alle fertig sind und Feng die Arbeiten begutachtet hat, liest er den ganzen Text noch einmal vor. »Willst du die Stunde mit uns beschließen, Mister Longfield?«, fragt Feng. »Ich würde mich freuen, wenn du etwas über diesen Text sagen wolltest.«

Mike erfüllt diese Bitte gern und legt den Text Vers für Vers aus. Dann schließt er mit einem Gebet, das ihm so richtig aus dem Herzen kommt. »Herr, gib, dass wir Dich in der Kraft Deiner Auferstehung kennen lernen.«

Am folgenden Morgen, es ist noch ganz dunkel, sind Tsi und Feng schon eifrig dabei, alles für die Reise fertig zu machen. Die zwei Lasttiere stehen bereit, die vier anderen Maultiere werden gesattelt, um ihre Herren über die schmalen Bergpfade zu tragen. Diese Reise wird sicher sechs Monate dauern und nicht ungefährlich sein, geht es doch immer in Richtung des Feindes. Der ist über die Grenze von Birma gedrungen und General Tschiang Kai-schek steht in Gefahr, auch die letzten drei Provinzen Jünnan, Kweitschu und Szetschuan an die Japaner zu verlieren. Wenn der Feind Jünnan erobert, ist China verloren!

Mike, Linnang, Tsi und Feng sind sich der drohenden Gefahr nicht bewusst und dringen weiter nach Westen vor. Täglich legen sie ungefähr dreißig bis fünfunddreißig Kilometer zurück. Sieben Tage nach ihrem Auszug von Nankiang überqueren sie südlich von Mienjang die Eisenbahnlinie und reiten dann immer westwärts. Berge von mehr als viertausend Metern Höhe recken ihre immer beschneiten Gipfel stolz in den Himmel; aber auch

auf den niedriger gelegenen Berghängen und Wegen liegt noch Schnee. Tsi, der hier schon mehrfach war, unter anderem 1932, 1933 und 1934, reitet voran. Er findet immer einen guten Ort, wo man zum Abend das Lager aufschlagen und Essen bereiten kann. Nach dem Essen erzählt er immer von dem Mann, mit dem er hier umhergezogen ist.

10

Ich hatte gehört«, so beginnt Tsi seine Geschichte, »dass man für die China Inland Mission einen Dolmetscher für das Lisuland brauchte. Meine Englischkenntnisse waren noch lange nicht ausreichend, verstehen konnte ich es wohl; aber beim Lesen und Sprechen machte ich viele Fehler. Trotzdem meldete ich mich in der Missionsstation in Kunming an. Ich werde nicht alle Einzelheiten erzählen; aber Gott führte ganz deutlich meinen Weg und ich wurde angenommen. Mit Pastor Hwang machte ich die Reise ins Lisuland zu den Stämmen, die bei den Quellen des Saluën wohnen. Pastor Hwang hat dort fünf Jahre gearbeitet und ich bin sein Zeuge, dass Gott sein Werk gesegnet hat. Es ist dort eine Gemeinde entstanden und Pastor Hwang hat zwei Evangelisten ausgebildet, die in den Gebieten entlang des Saluën Gottes Wort verkündigten und auch hierher das Evangelium brachten. Als ich zwei Jahre lang mit Pastor Hwang in Lisuland gearbeitet hatte, sagte er eines Tages zu mir: ›Tsi, ich will nach dem Süden, um auch dorthin das Evangelium zu bringen.« Pastor Hwang war unermüdlich, nichts war ihm zu viel. Als ich die Bibel besser verstehen konnte, weil Gottes Geist mich belehrte, verglich ich ihn in Gedanken mit dem Apostel Paulus. Niemals hätte ich ihm das sagen dürfen, er hätte das völlig verkehrt gefunden.

In dieser Gegend wurde damals sehr viel Opium geraucht und das machte ihm großen Kummer. ›Tsi‹, sagte er, ›diese Menschen müssen sich auch bekehren.‹

Natürlich war das auch meine Ansicht, aber ich dachte: Das geht gewiss nicht, niemand, der dem Opium verfallen ist, kommt davon los. Ein halbes Jahr haben wir unter den Menschen gelebt; aber als wir weggingen, hatte sich nicht einer bekehrt und keiner war vom Opium befreit worden. Er wurde aber nie mutlos. Auch nicht, als sein Maultier für immer unbrauchbar zu sein schien. Das Tier hatte eine schreckliche Wunde am linken Hinterbein. Ich hatte es am Abend selbst in den Stall der Herberge gebracht, in der wir seit einigen Tagen wohnten. Da fehlte ihm noch gar nichts und jetzt eine so tiefe Wunde! Pastor Hwang vermutete, wer der Täter war, konnte es aber nicht beweisen. Durch dieses Missgeschick mussten wir eine Woche länger in Kingku bleiben.

›Der Herr weiß, ob die von mir ausgestreute Saat Frucht bringt, Tsi‹, sagte er beim Abschied. Und das Wunder geschah. Mehr als ein halbes Jahr später kam ein Mann aus Kingku, der kleinen Stadt, die wir morgen erreichen werden, wie ich hoffe. Er war nicht allein; auf dem Maultier, das er führte, saß eine Frau. Sie drückte ein Kind von noch nicht zwei Jahren an sich. Er half ihr absteigen und erkundigte sich nach Pastor Hwang. Dort wurde er selbstverständlich freundlich empfangen und ich bereitete das Essen für sie. Das Maultier brachte ich zu unseren Tieren in den Stall und versorgte es mit Futter und Wasser. Ich war sehr neugierig, warum der Mann hierher gekommen war: Aber solange Pastor Hwang mich nicht rief, blieb ich in der Küche. Nach einer halben Stunde kam er und sagte, ich solle ein Bett fertig machen. Nun, unser Haus war nicht groß, aber wir hielten immer einen Raum für unvorhergesehene Gäste bereit. Am Abend erzählte Tsu-Leng, so hieß der Mann, was ihn dazu gebracht hatte, uns zu besuchen.

›Als du und Tsi uns die neue Religion brachten, wollte

ich nichts davon wissen. Du hast besonders in unserem Dorf viel Widerstand erfahren. Das war meine Schuld; denn ich wiegelte die anderen auf, nicht auf dich zu hören. Ich war es auch, der in einer Nacht dein Maultier zum Krüppel gemacht hat. Und obwohl du fast sicher wusstest, dass ich der Schuldige war, bist du, als mein kleiner Sohn krank wurde, gleich gekommen und hast ihm Medizin gegeben. Vor allem diese Tat hat mich zum Nachdenken gebracht. Warum hast du das getan? Warum wurdest du nicht wütend über mich? Warum sagtest du nicht: Du hast mein Maultier verletzt; dir helfe ich nicht. Das konnte ich nicht begreifen, auch weil du nicht einer von uns bist und noch dazu eine Religion aus dem Westen brachtest. Warum war das alles? Ich kann lesen und schreiben, und du und dein Diener Tsi teilten bei uns Traktate aus. Ein bisschen neugierig geworden, was darin stand, las ich sie. Hinterher zerriss ich sie sofort. Ich vermisste die Sittenlehre des Konfuzius und eine Philosophie, die über das Tao lehrt. Auch die Weisheit Buddhas konnte ich darin nicht entdecken. Ich las wohl, dass es nur einen Gott gibt, den man nicht sehen kann, der aber doch überall ist. Wie soll man aber an einen Gott glauben, der unsichtbar ist? Wir bilden die meisten unserer Götter ab. Und wer kann gleichzeitig überall sein, wie ihr es von eurem Gott behauptet! Doch irgendetwas war an den Gottesdiensten, das mir gefiel und bald tat es mir leid, die Traktate zerrissen zu haben. Aber fragen wollte ich niemand, euch schon gar nicht! Als ihr nach vielen Tagen aus unserem Dorf wegzogt – wegen des kranken Tieres musstet ihr ja mindestens eine Woche länger bleiben – habe ich euch von einer Stelle, die höher als euer Weg lag, nachgeschaut. Warum? Das wusste ich nicht. Tief in meinem Herzen beneidete ich dich und deinen Diener Tsi. Du lehrtest, dass der Gott, der alles sieht, ein Gott der Liebe ist. Aber dass er auch gerecht ist und alle bestraft, die Ihm nicht gehorchen. Dass Er, wenn man Ihn bittet, zuhören will. Wenn das nur wahr wäre!

Ein Gott, der hört, dem man vertrauen kann, weil Er tut, was Er in Seinem Wort versprochen hat. Ach, ich weiß eine ganze Menge über diesen Gott, nicht, weil ich dir so gut zugehört hätte, sondern einige Bewohner von Kingku haben mir von Ihm erzählt.«

›Du musst auch kommen und Pastor Hwang zuhören, Tsu-Leng«, sagten sie, als ich sie auslachte, weil sie wieder zu dir gingen. ›Er erzählt aus der Bibel, dem Wort Gottes. Darin stehen prächtige Geschichten, die alle wirklich geschehen sind. Komm doch mit!« Doch ich weigerte mich. Aber es gab Menschen, deren Lebenswandel sich veränderte. Das war nicht zu übersehen. Wie kam das? Wenn ich sie fragte, sagten sie: ›Das kommt durch das Buch von Pastor Hwang. Da kann man lesen, dass alle Menschen schlecht sind, aber auch, wie sie wieder gut werden können. Da steht, dass selbst ein Opiumhändler bei dem Gott des Buches willkommen ist.«

Ich aber wollte und wollte nicht auf sie hören, ich wurde böse und verfluchte das Buch.«

Tsu-Leng blickte Pastor Hwang an und Tränen standen in seinen Augen. »Ich kann so nicht mehr weitermachen«, sagte er. »Nur noch eins ist mir wichtig: Wie kann ich für all das Böse, was ich getan habe, Vergebung bekommen?«

›Der Pastor hatte große Mühe, seine Gefühle zu bezwingen«, erzählt Tsi weiter. »In seinem Herzen war das Gebet um Weisheit. Und wisst ihr, was er Tsu-Leng antwortete?«

›Der Gott dieses Buches kann nicht nur vergeben, nein, Er will es auch. Ich werde es dir vorlesen. Hör zu!«

Er suchte in der Bibel nach dem richtigen Text.

Mit gebeugtem Haupt hörte Tsu-Leng auf die Worte des Gottes, der nicht lügen kann. Und in seinem Herzen ging ein Hoffnungsstrahl auf: Sollte das wahr sein? Ist der Gott dieses Buches so gut, so bereit zu vergeben? Auch wenn man Sein Buch verflucht hat? Auch wenn ...

›Hast du das gehört, Tsu-Leng?«, fragte ihn der Pas-

tor. »Das tut der Gott dieses Buches jetzt! Ich will es noch einmal lesen: ›Denn du, Herr, bist gut und zum Vergeben bereit, groß an Gnade allen, die dich anrufen. HERR, höre mein Gebet! Horche auf die Stimme meines Flehens! Am Tage meiner Bedrängnis rufe ich dich an, denn du erhörst mich.«

Die ganze Haltung Tsu-Lengs drückte große Mutlosigkeit aus. Er blickte nicht auf, sagte auch nicht: »Ein wenig Hoffnung habe ich schon bekommen, als du von dem Gott vorgelesen hast, der gern vergibt.« Sanft legte der Pastor seine Hand auf den Kopf des Mannes, der nicht mehr ein und aus wusste. »Sollen wir zusammen Gott anrufen?«, fragte er freundlich. Und ohne eine Antwort abzuwarten, faltete er die Hände und betete zu dem, der barmherzig und gnädig ist, langmütig und groß an Erbarmen und Wahrheit. »Tsu-Leng ist mehr als in halbes Jahr bei uns geblieben«, führt Tsi seinen Bericht fort. »Er durfte zum Glauben kommen und Pastor Hwang hat ihn und seine Frau getauft, Jahre später auch seinen Sohn. – Sie sind nach Kingku zurückgegangen und als wir viele Monate später das Dorf wieder besuchten, zeigte sich, dass er, von der Liebe zu Gott und zu dem Herrn Jesus getrieben, jedem erzählte, wer er gewesen war, und dass der Gott des Buches ihm seinen Sünden vergeben hatte – einerlei ob man es hören wollte oder nicht. Pastor Hwang hat dafür gesorgt, dass er eine Ausbildung erhielt und nun arbeitet er besonders unter Menschen, die dem Opium verfallen sind. Vielleicht begegnen wir ihm in Kingku oder in einem der Nachbardörfer, die wir besuchen werden.«

Im Frühjahr 1942 wird, von niemand erwartet, die Stadt Paoschan bombardiert. Mitten am Tag, um halb zwölf, als der Markt in vollem Gange ist, platzen die Tod und Verderben bringenden Projektile zwischen die nichts ahnenden Markthändler und Käufer. Es ist ein scheußliches Verbrechen. Man spricht von mehr als zehntausend To-

ten. Aber das nicht allein. Gerüchte melden, dass der Feind von drei Seiten ins Lisuland einfällt. Über den Mekong aus dem Süden, per Zug aus Indochina in den Osten und im Westen haben sie den Saluën erreicht. Ein großes Wunder ist, dass unter den Opfern in Paoschan keine Missionare sind. Von den Gemeindegliedern ist nur ein alter Mann umgekommen. General Tschiang Kai-schek gelingt es zum Glück, die drei Provinzen Jünnan, Kweitschu und Szetschuan zu behaupten und die Japaner kommen nicht weiter, als bis zum Westufer des Saluën.

Der Birmaweg ist voll gestopft mit Flüchtlingen; aber Missionar Mike und seine drei Begleiter merken von dem Krieg nicht sehr viel. Sie tun ihren Dienst an den meist kleinen Gemeinden und hören nur gerüchteweise, dass die Japaner am anderen Ufer des Saluën zum Halten gebracht worden sind.

Sie kommen prächtig miteinander aus, wenn auch Feng mit seinen knapp achtzehn Jahren noch nicht so richtig zu den anderen zu passen scheint. Das Reisen durch die Berge ist auch für ihn nichts Neues und bei den Bibelstunden, die Mike und Linnang abends auch dann halten, wenn sie nicht gerade in einem Dorf sind, ist er bestimmt nicht nur Zuhörer. Tsi unterrichtet ihn in der Liusprache und er kann sich keinen besseren Lehrmeister wünschen. Auch Linnang lernt mit, muss aber bald erkennen, dass Feng der Schnellere im Begreifen ist. Ein halbes Jahr sind sie so unterwegs und Mike ist dem jungen Mitarbeiter so verbunden, als sei er sein jüngerer Bruder. Es wird ihm schwer fallen, ihn bald in Nankiang zurückzulassen.

Nicht nur der Krieg zwischen China und Japan, auch der Zweite Weltkrieg dauert an und im Norden des Lisulandes durchstreifen Flugzeuge regelmäßig den Luftraum und liefern sich manche Luftkämpfe. Noch vor dem Jahr 1944 hat der Feind den Saluën überschritten und mehrere Dörfer und Städte beschossen. Aber das

Missionswerk unter der Leitung des wieder auf seinen Posten zurückgekehrten Mike geht unbehellig weiter.

Und dann macht die Atombombe auf Hiroschima plötzlich beiden Kriegen ein Ende.

Es ist einige Jahre später. Im riesengroßen chinesischen Reich herrscht wieder Krieg, ein alles verwüstender Bürgerkrieg! Volksgenossen bekämpfen einander auf Tod und Leben. Tschiang Kai-schek und Mao Tse-tung, zwei Männer, die im chinesisch-japanischen Krieg Seite an Seite gegen den Feind gekämpft hatten, gehen nun aufeinander los, als sei alles Vorangegangene völlig vergessen! Mit Furcht erregender Geschwindigkeit rast das kommunistische Heer quer durch Nord- und Mittelchina bis zum Jangtsekiang und treibt die nationalistische Armee des Generals Tschiang vor sich her. Diese zieht sich schließlich nach Tschungking zurück. Ein von den Kommunisten verursachter ungeheurer Brand legt einen Großteil der Stadt in Schutt und Asche und Hunderte von Bürgern kommen in dem Inferno um. Nun flieht Tschiang mit seiner Frau, der Leibwache, seinen Adjutanten und Verwandten nach Taiwan, einer Insel vor der chinesischen Küste. Der alte Mann hat den Kampf aufgegeben!

Auch die Dörfer und kleinen Städte im Lisuland, denen Linnang das Evangelium gebracht hat, auch Mikes Missionsgebiet, alles ist nun von den Kommunisten »befreit« worden. Mike ist im Spätherbst 1948 zum Urlaub nach Dallas zurückgefahren. Feng sollte mit ihm gehen und im Theologischen Seminar zum Prediger ausgebildet werden. Das Studium sollte mindestens fünf Jahre dauern. Im letzten Augenblick hat Feng »nein« gesagt.

»Ich bleibe in meinem Land, Mike. Hier gehöre ich hin und wenn der Herr will, dass ich Pastor werden muss, dann wird Er wohl einen Weg finden, mir hier eine Ausbildung zu geben. Und wenn nicht, ich kann Ihm ja als Evangelist auch dienen.«

So ist Mike schweren Herzens allein gegangen.

Wie er 1949 zurückkam, hatten die Kommunisten ganz China in der Hand. Eine Stadt nach der anderen, ein Dorf nach dem anderen hatten sie erobert. Manchmal geschah es ohne Blutvergießen; aber oft gingen Luftangriffe voraus und es folgten Verhaftungen und Erschießungen. In Nankiang, wo es den Kommunisten tatsächlich gelang, die Macht völlig geräuschlos an sich zu reißen, wurde es den Christen schnell unmöglich gemacht, sich als Gemeinde zu versammeln. Linnang wurde verhaftet und in einer Versammlung, zu der viele Bürger zusammengetrieben waren, beschuldigte man ihn des Aufruhrs gegen Mao. Die beiden aufgerufenen Zeugen bestätigten die Anklage. Einer von beiden war ein Glied der Gemeinde, der Linnang vorstand! Das Urteil lautete: Enthauptung! Mit großem Lärm ging es zur Exekutionsstätte, ein Stückchen außerhalb von Nankiang und dick mit Stacheldraht gesichert. Linnang lief mit auf dem Rücken gefesselten Händen zwischen zwei Soldaten der Volksbefreiungsarmee. Es war ihm während der ganzen Zeit verboten, etwas zu sagen. Viele Schaulustige liefen mit, aber auch Gemeindeglieder, die den »kleinen Evangelisten«, wenn es denn möglich wäre, durch Blickkontakt zu ermutigen suchten. Unter ihnen war auch Tsu-Leng, der Mann, der einst ein so großer Feind des Evangeliums war. Und zwischen dem Volk liefen, meist in Gruppen zu drei oder vier, Soldaten, die nicht nur für Ordnung zu sorgen hatten, sondern auch alles beobachten mussten, um eventuellen Protesten oder Widerständen sofort energisch entgegenzutreten. Linnang ging mit erhobenem Haupt. In seinen Augen war keine Furcht vor dem Kommenden. Was auch geschehen mag, er weiß, an wen er geglaubt hat! Heute Nacht, als er allein in seiner Zelle lag, war der Herr zu ihm gekommen und hatte alle Angst und Todesfurcht von ihm genommen: »Linnang, fürchte dich nicht vor denen, die nur den Leib töten können; denn sieh, Ich bin bei dir!«

Der Hauptmann, der für alles verantwortlich ist, steht neben dem Henker, der gleich sein schreckliches Werk tun muss. Der Block, auf den der Verurteilte seinen Kopf legen soll, steht schon bereit. Das bis dahin anhaltende Stimmengewirr verstummt. Linnang sagt etwas zu den Soldaten, die ihn begleiten. Sie schütteln den Kopf; doch bevor sie es verhindern können, ruft er laut: »Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten! Fürchtet aber vielmehr den, der sowohl Seele als Leib zu verderben vermag in der Hölle!«

Ein Schlag in den Rücken lässt ihn beinahe vornüber fallen; aber er fasst sich und lässt sich von den doch etwas erschrockenen Soldaten zum Schafott leiten. Um Linnang an weiterem Sprechen zu hindern, stecken sie ihm einen Knebel in den Mund. Rau drücken sie ihn auf die Knie. Ohne den geringsten Widerstand zu leisten legt Linnang den Kopf auf den Block. Das Schwert des Henkers flirrt im Sonnenlicht. Ein Schlag und Linnang ist bei dem, der verheißen hat: »Ich bin bei dir!«

Ohne Regung haben die beiden Soldaten alles verfolgt. Es ist immer so: Nach einer Hinrichtung durch die Kommunisten nehmen die Verwandten und Freunde des Opfers die Leiche mit. Man wartet gar nicht ab, ob das geschieht. Zusammen mit dem Offizier verlassen die Soldaten so schnell wie möglich die Richtstätte. Auch die Zuschauer verlaufen sich. Nur drei Menschen machen sich unter der Leitung von Tšu-Leng daran, den kleinen Evangelisten für die Beerdigung vorzubereiten, so, wie die Jünger Johannes' des Täufers ihren Meister zu Grabe trugen. Jeder von ihnen weiß, dass dies lebensgefährlich ist; Spione lauern überall und sicher auch hier. Still tun sie ihr Werk. Nach der Beerdigung, der nur wenige Gemeindeglieder beiwohnen, geht jeder wieder nach Hause an seine Arbeit. Wer wird das nächste Opfer sein?

Feng, der sich während Linnangs Verurteilung und Hinrichtung in Paoschan aufhält, um die Evangelistenschule zu besuchen, hört erst Wochen später, dass der

»kleine Maultiertreiber« dem abscheulichen Regime Mao Tse-tungs zum Opfer gefallen ist. Sein Kummer ist riesengroß; er wird aber gemildert durch das Bewusstsein, dass Linnang den guten Kampf bestanden und die Krone des Lebens von dem erhalten hat, dessen treuer Diener er war.

»Komm her, Linnang«, wird der Herr sagen, »über wenig warst du treu, über vieles werde ich dich setzen!«

Es bricht eine bange Zeit über die Christen des weiten Reiches herein. In einer Stadt haben sie mehr, in der anderen weniger Freiheit. Es gibt noch Städte, in denen sie sich sonntags ungestört versammeln können. Aber auch das wird nicht mehr lange dauern. Tausende bitten um ein Ausreisevisum, darunter Hunderte von Christen. Auf jeden Fall versuchen sie, so weit wie möglich in den Süden zu kommen. Je näher man Hongkong kommt, um so größer ist die Chance, in Freiheit leben zu können. Vielen wird aber ein Visum verweigert. Je länger die Kommunisten an der Macht sind, um so schwieriger wird es, außer Landes zu kommen. Viele Christen werden, ohne dass auch nur ein Scheinprozess geführt wird, einfach ins Gefängnis geworfen oder sie werden unter erfundenen Anschuldigungen Hunderte von Kilometern von daheim in Arbeitslager gestopft oder in eine Fabrik zum Arbeiten geschickt. Alle ausländischen Missionare, auch die der China Inland Mission, werden ausgewiesen. Auch Mike erhält eines bösen Tages im Jahre 1955 den Befehl, seine Koffer zu packen und zu verschwinden. Es wird ihm kaum Zeit gelassen, sich von seinen Lisugemeinden zu verabschieden. Feng hat ihn leider nicht mehr erreichen können. Nach beschwerlicher Reise kommt Mike endlich in Dallas an. Gleich als Erstes schickt er ein Telegramm nach China an die Adresse der China Inland Mission in Paoschan. »Sicher in Dallas angekommen. Grüßt Feng. Sagt ihm: Wer ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden.« Wird diese Nachricht Feng je erreichen?

Der Gerichtssaal ist überfüllt. Hinter einem Tisch sitzen acht Mann, alle in der Uniform der Volksbefreiungsarmee. Zwei von ihnen, noch junge Leute, haben Federn in der Hand und Papiere vor sich liegen. Die anderen sind viel älter; und wenn man es an ihren Uniformen auch nicht sehen kann, sind sie Offiziere. Einer steht auf und brüllt: »Die Sitzung ist eröffnet! Das Gericht fordert Gehör für Hauptmann Liou!«

Hauptmann Liou steht auf. Er ist ein breitschultriger Kerl mit einem grausamen Zug in seinem fleischigen Gesicht. Er führt sich auf, als sei er ein Richter, obwohl dieser Beruf durch die Volksrepublik abgeschafft wurde. Er richtet seine stechenden Augen auf den Mann, der ungefähr zehn Schritte von ihm entfernt steht und schreit: »Angeklagter Feng Tiu, nach vorne kommen!«

Der Angeklagte, die Hände auf dem Rücken gefesselt, macht einen Schritt auf den Tisch zu. Dann bleibt er stehen.

»Ich sagte: Nach vorne kommen!«

Der Angesprochene beeilt sich, dem Befehl nachzukommen.

»Du bist Feng Tiu, der Sohn des Chang Tiu, stimmt das?«

»Ja, das stimmt.«

»Du bist angeklagt, dich gegen den Staat vergangen zu haben. In folgenden Punkten hast du dich schuldig gemacht:

Antikommunistische Ideologien.

Du propagierst in der Öffentlichkeit einen Aberglauben und leitest illegale Zusammenkünfte mit mehr als sechs Personen!

Du bist auf frischer Tat von einem treuen Mitglied der kommunistischen Partei ertappt worden.

Will dieser Zeuge nach vorn kommen?«

Ein kleiner, verschlagener Kerl kommt auf den Richtertisch zu.

»Du heißt?«, brüllt der »Richter«.

»Jing Jüang«, lispelt der kleine Kerl.

»Kamerad Jüang, was weißt du über den beschuldigten Feng Tiu?«

»Er hetzt die Menschen auf, sich dem Kommunismus zu widersetzen.«

»Zum Beispiel – und sprich deutlicher!«, schreit der Hauptmann.

Kamerad Jüang versucht, seine Stimme zu erheben; aber das gelingt ihm nur schwach.

»Er hat uns verboten, ein Bild unseres Vorsitzenden Mao Tse-tung zu besitzen.«

»Ah«, tönt es durch den Saal. »Ah!«

»Ruhe!!«

Mit einem Gesicht, das wenig Gutes verspricht, blickt Hauptmann Liou den Beschuldigten an. Dann wendet er sich an die Menschen, die den Prozess verfolgen.

»Kameraden, es wird allerhöchste Zeit, dass wir demonstrieren, welche Strafe ein Mann verdient, der keine Ehrerbietung gegenüber unserem Vorsitzenden kennt! Wir verurteilen ihn zur Umerziehung durch das Volk!«

Ein lang anhaltender Applaus kommt aus dem Zuschauerraum.

»Hat noch jemand etwas zur Verteidigung des Angeklagten zu sagen?!« Hauptmann Liou blickt sich im Saal mit einem Wagt-es-ja-nicht-den-Mund-auf-zu-machen-Gesicht um.

Zu seinem größten Ärger ruft eine Stimme aus der dicht gedrängten Menge: »Ja, ich!«

Unter Mühen bahnt er sich den Weg nach vorn. Da stellt er sich ohne die geringste Furcht zu zeigen neben den Kerl, der noch vor zwei Minuten schreckliche Lügen zu Protokoll gab. Er wartet nicht ab, bis er Redeerlaubnis erhält.

»Mein Name ist Tsu-Leng und ich versichere, dass der Beklagte Feng Tiu unschuldig in den ihm zur Last ...«

Mit dem Wutgebrüll eines wilden Tieres kommt Liou mit gezogenem Revolver hinter dem Tisch hervor und drückt ab. Die Waffe versagt. Zum zweiten Mal zielt der Hauptmann, jetzt blass vor Wut. Auch diesmal fällt kein Schuss. Mit einem Fluch dreht der Mann sich um und schlägt Tsu-Leng den Kolben mitten ins Gesicht. Dieser wankt ein wenig. Aus seiner Nase schießt das Blut.

Applaus im Saal!

Ist es das Blut oder der Beifall im Saal, was ihm den letzten Verstand raubt? Er verliert jede Kontrolle über sich. Mit wenigen Schritten ist er wieder am Tisch, reißt einem der Schreiber die Pistole aus dem Halfter und richtet sie ein drittes Mal auf Fengs Verteidiger. Diesmal geht der Schuss los. Tödlich getroffen fällt Tsu-Leng rücklings auf den Boden. Wieder Applaus, wenn auch etwas zögerlich und deutlich weniger enthusiastisch als vorhin. Der Hauptmann wendet dem Menschen, der kein Lebenszeichen mehr gibt, keinen Blick zu und nimmt, als sei nichts geschehen, seinen Platz wieder ein.

»Weg mit dem Kerl!«, donnert seine Stimme.

Zwei Soldaten, die an der Tür des Gerichtssaales Wache hielten, kommen und schleifen den Mann nach draußen. Die ganze Zeit steht Feng mit betendem Herzen auf seinem Platz dicht vor dem Tisch. Als Tsu-Leng nach vorn kam und sich neben ihn stellte, wurde sein Gebet heftiger: »Herr, hilf, sei Tsu-Leng gnädig!«

Der unglückliche Verlauf trifft ihn tief; aber der Herr stärkt ihn im gleichen Augenblick mit den Worten: »Aber in diesem sind wir mehr als Überwinder durch den, der uns geliebt hat.«

Ganz still ist es in dem warmen, dumpfen Saal geworden, so dass man das schnaufende Atmen des Hauptmanns deutlich hören kann. Wie er nach einigen Anstrengungen wieder »normal« reagieren kann, setzt er seinen Scheinprozess fort. Nur seine Stimme verrät, dass

er noch nicht ganz »in Form« ist. Er kann noch nicht wieder so sehr laut brüllen.

»Will noch einer etwas zur Verteidigung des Angeklagten sagen?«

Alle halten den Atem an. Doch niemand bewegt sich, niemand bittet ums Wort.

»Die Strafe wird jetzt verkündet!«

Man überlegt kurz am Tisch. Die Spannung im Saal ist greifbar. Einer der Schreiber übergibt Hauptmann Liou ein Schriftstück. Der studiert es, als habe er es in diesem Augenblick zum ersten Mal gesehen. Er hustet kurz.

»Das Gericht befindet Feng Tiu schuldig, sich an Staat und Partei vergangen zu haben! Er wird zu vier Jahren Umerziehung durch das Volk verurteilt. Diese Umerziehung wird unter der Aufsicht der Bauern in den Staatsgummiplantagen auf der Insel Hainan stattfinden!«

»Die Sitzung ist geschlossen!«, schreit der Offizier, der sie auch eröffnet hatte.

In dem Schlafsaal von neun mal fünfzehn Metern wird durch den Bewacher mit einem Stück Eisen auf einen Bronzegong geschlagen. Das durchdringende Geräusch macht auch den Letzten munter. Fünf Uhr, der Tag beginnt! Aus den Etagenbetten aus Bambus ertönt Gefluhe und Gestöhn. Nur einige Männer stehen gleich neben ihren Betten, die meisten drehen sich noch einmal um, obwohl das strengstens verboten ist. Eine Viertelstunde zum Waschen, Anziehen und Antreten zum Morgenappell ist schon knapp genug. Der Versuch, das Aufstehen um ein paar Minuten zu verzögern, hat eigentlich keinen Sinn und doch versuchen es sicher fünfzig von den siebzig, die hier schlafen. Und mindestens einmal in der Woche bleiben einige liegen. Krank? Das stellt sich heraus, wenn der »Doktor« dagewesen ist. Seine Arzneien sind gewöhnlich so, dass die Kranken einige Stunden nach dem Appell wieder bei der Arbeit erscheinen!

Die Mahlzeit besteht an sechs von sieben Tagen aus einer wässrigen Reissuppe, in der einige Kohlblätter treiben. Jeder Gefangene bekommt bei seiner Einlieferung eine Schüssel und zwei Essstäbchen, die er selbst abwaschen und zu jeder Mahlzeit mitbringen muss. Das Essen findet auf dem Appellplatz statt. Um halb sieben werden erneut alle Namen aufgerufen und jeder erhält ein Messer und einen Eimer. Dann fängt die eigentliche Arbeit an: Kautschuk zapfen.

Auf der Insel Hainan friert es nie, darum eignet sie sich sehr gut für Gummiplantagen.

Die Männer laufen ohne Bewachung durch die großen Pflanzungen. Das gibt es in den Straflagern auf dem Festland nicht. Da werden die Zwangsarbeiter den ganzen Tag über von bewaffneten Soldaten bewacht, die nicht nur mit ihren Gewehren drohen, sondern sie auch gebrauchen. Hier aber herrscht verhältnismäßige Freiheit. Man achtet nicht darauf, wer neben wem geht und sich während des Rundgangs durch die Plantage unterhält.

Feng ist einer der Arbeiter. Er ist nun schon einige Wochen im Lager und hat sich an die hier herrschenden Regeln allmählich gewöhnt. Von seinem Christsein macht er kein Geheimnis. Die anderen aus seiner Gruppe sind aus anderen Gründen verbannt worden und viele der Verurteilten haben nur solche Interessen: Was wird heute Mittag in der Essensdose sein? Was wird es am Abend geben? Wie kann ich mit der geringsten Anstrengung genügend Kautschuk zapfen und hoffentlich kann ich während des abendlichen Politikunterrichts ein wenig schlafen!

Der Herr hat Feng nach seiner Verurteilung wunderbar gestärkt. Dass er in der ersten Zeit nicht schlafen konnte, weil er dauernd an den Tod Tsu-Lengs dachte, hat der Herr jetzt gnädig von ihm genommen. Seine kleine Bibel, die er in drei Teile zerlegt unter seinem Hosenschnallen versteckt hält, ist bis jetzt nicht entdeckt worden. Und er kann nicht nur immer wieder für sich darin le-

sen, sondern hatte während des Kautschukzapfens schon wiederholt Gelegenheit, anderen daraus vorzulesen.

Es ist keine allzu schwere Arbeit, die sie zu tun haben. Unter jedem schrägen Schnitt in die Rinde des Baumes wird ein Becher befestigt. Der muss, wenn er voll ist, in den Eimer entleert werden, den sie morgens ausgehändigt bekommen. Dann wird eine neue Kerbe geschnitten und der Becher darunter befestigt. So müssen alle Becher täglich nachgesehen werden. Wenn ein Eimer voll ist, wird er zu dem großen Tankwagen gebracht. Um am Ende des Tages kontrollieren zu können, wie viele Eimer jeder abgeliefert hat, bekommen die Gefangenen für jeden vollen Eimer ein Stöckchen. Das ist dann am Abend der Beweis, genügend Rohkautschuk abgeliefert zu haben. Zum Mittag erhalten sie bei dem Tankwagen ihr Essen. In der Blechdose, die jeder erhält, ist Reis und ein klein wenig Salz. Dann ist Pause; hinterher wird bis zum Abend ohne Unterbrechung weiter gearbeitet. Das Abendessen besteht aus Reissuppe, in der manchmal ein wenig Schweinefleisch ist. Von sieben bis zehn erhalten die Gefangenen »politische Bildung«. Nach dem Unterricht gehen die Lichter aus.

Auf Hainan gibt es nicht nur Gummipflanzen, sondern auch Ananasfelder. Auch Bananen und Kohl wird angebaut. Aber auf allen Feldern arbeiten Männer, die von der Regierung zur »Umerziehung durch das Volk« verurteilt wurden, es sind vor allem Bauern. Oben in den Bergen suchen Hunderte von Arbeitern nach Steinkohle. Über ganz Hainan verteilt arbeiten viele Tausende von Zwangsarbeitern, Männer, die verurteilt wurden, weil sie studiert hatten oder weil sie reiche Geschäftsleute waren, die sich nach Auffassung der Kommunisten »am Volkseigentum vergriffen« haben oder weil sie als Evangelisten oder Pastoren einen ausländischen Gottesdienst »propagierten«. Alle diese Menschen sind in Produktionsgruppen eingeteilt worden. Und jede Gruppe hat eine Nummer.

Die ursprünglichen Einwohner von Hainan freuen sich durchaus nicht über die Invasion der Gefangenen. Denn: »Je größer die Familie, um so dünner die Suppe.«

Den Christen in Haikou, der Hauptstadt der Insel, ist es verboten, öffentliche Gottesdienste abzuhalten. Alle Kirchen, auch außerhalb Haikous, sind geschlossen worden und zu Wohnräumen für Kommunen umgebaut worden mit getrennten Schlafsälen für Männer und Frauen. Familien werden auseinander gerissen, indem man die Kinder in Heime steckt. Sie werden da so ausgerichtet, dass sie bald ihre eigenen Eltern nicht mehr kennen. Das so hoch gepriesene kommunistische System bringt nicht nur Hainan, sondern ganz China in große Schwierigkeiten. Zwar gibt es bis 1958 noch Gegenden im »Reich der Mitte«, wo die Durchführung von Gottesdiensten möglich ist; aber es wird Pastoren, Evangelisten und Gemeindegliedern immer schwerer gemacht, den Glauben in der Öffentlichkeit zu bekennen.

Von all dem wissen Feng und seine Mitgefangenen nichts. Sie erledigen Tag für Tag ihre Arbeit auf der Plantage.

Eines Morgens, wie der Gong alle aus den Betten jagt, bleiben fünf Männer liegen. Sie haben heftige Kopfschmerzen und sind nicht in der Lage, aufzustehen. Beim Antreten zum Empfang des Abendessens hören die anderen, dass ihre Kameraden in der Krankenbaracke liegen. Besuchserlaubnis wird kurzweg abgeschlagen. Auch nach der »politischen Bildung« darf niemand hingehen. An diesem Abend ist es etwas unruhiger im Schlafsaal als gewöhnlich. Die Krankenbaracke steht in keinem guten Ruf. Und jetzt fünf auf einmal! Das ist noch nie vorgekommen. Die müssen wohl sehr krank sein! An diesem Abend kniet Feng länger als gewöhnlich vor seinem dreistufigen Etagenbett. Heute macht sich keiner über ihn lustig, heute flucht auch keiner und niemand spottet über die Religion. Die meisten aus Fengs Produktionsgruppe Zwölf denken sich: Wenn der Kerl Spaß da-

ran hat, muss er tun, was er nicht lassen kann. Feng ist froh, das unterste Bett bekommen zu haben. Die anderen wollen ihm persönlich nicht übel. Niemand würde ihn anzeigen. Aber er soll ihnen mit seiner ausländischen Religion vom Leibe bleiben. Sie müssen zugeben, dass er stets hilfsbereit ist und wenn es Meinungsverschiedenheiten gibt, die zu einem lauten Streit zu werden drohen, so versucht er zu vermitteln. Heute Abend sind aber auch die lautesten Flucher still.

Kamerad Baong, der Führer der Produktionsgruppe, ein Unteroffizier der Volksbefreiungsarmee, ist kurz bevor das Licht ausgeht, in den Schlafsaal gekommen. »Heute ist zu wenig produziert worden!«, brüllt er. »Wer sich morgen einbildet, krank zu sein, wird von mir persönlich aus dem Bett geschmissen!« Der Klang seiner keifenden, alles übertönenden Stimme hängt noch eine Weile im Raum. Und darum ist es unruhiger als sonst und darum betet Feng auch länger als gewöhnlich. Wie er in das Bambusgestell kriecht, das sein Bett vorstellt, kann er nicht so schnell einschlafen. Sein Gebet war wohl länger als üblich; trotzdem hatte er den Eindruck, dass es höchstens bis zur Decke ging. Auf seine ängstliche Frage: »Herr, was wird jetzt geschehen? Ich habe Angst; aber ich weiß nicht, warum. Möchtest Du es mit bitte zeigen?«, bekommt er keine Antwort. Ach hätte er doch eine Taschenlampe, dann würde er die Bibel aufschlagen und sich darin eine Antwort suchen. Aber gleich, nachdem dieser Gedanke in ihm aufgekommen ist, bittet er Gott um Vergebung. »So darf ich nicht mit Deinem Wort umgehen, Herr. Vergib mir!«

Morgens weckt ihn der dröhnende Gong; aber er hat dermaßen heftige Kopfschmerzen, dass er nicht aus dem Bett kommen kann. Er scheint nicht der Einzige zu sein. Sieben anderen geht es genauso. Der Produktionsführer wird rot vor Wut und der Saal dröhnt von seinen Flüchen und Schimpfkanonaden.

»Raus!«, schreit er. Aber die Männer reagieren nicht.

»Hier, du«, brüllt er Feng an, weil der dem Eingang am Nächsten liegt: »Raus, Christenhund!«

Feng macht eine Anstrengung, dem Befehl zu gehorchen; aber er kommt nicht weit. Er übergibt sich und der saure Brei tropft über den Bettrand auf die Erde. Kamerad Boang kann noch gerade rechtzeitig zur Seite springen. »Raus, oder ich schieß dich über den Haufen!«

In diesem Augenblick betritt der Lagerkommandant den Schlafsaal. Boang verliert plötzlich alle Farbe aus dem Gesicht. Weiß wie ein Laken steht er da. »W ... was ... was kann ich dafür?«, stottert er.

»Wo bleiben die Leute?«, fährt ihn der Kommandant an.

»Eh ich, ich mein', er will nicht aufstehen, mein Herr.«

»Halt die Schnauze, von wegen ›mein Herr‹ und gib Antwort.«

»Ja, mei ... ich meine Kamerad Luhang«, bibbert der Produktionsleiter.

»Ich befahl dem Arbeiter Feng Tiu, aus dem Bett zu kommen und der weigert sich.«

»Mein Herr«. Luhang schaut auf den Angeklagten und sieht mit einem Blick, dass der nicht simuliert. »Alles sofort auf den Appellplatz!«, kommandiert er.

Im Gänsemarsch verlassen die Männer den Schlafsaal.

»Und nun du, Kamerad Boang. Ich sagte dir: Gib Antwort!«

Der Produktionsleiter scheint ein wenig von seinem Mut zurückerhalten zu haben. Er richtet sich auf und beginnt seine Geschichte: »Weil sich gestern fünf der verfluchten Arbeiter geweigert haben, ihr Bett zu verlassen, bin ich heute morgen persönlich beim ersten Gongschlag hingegangen, um den Puls zu fühlen. Es erwies sich, dass es acht Dienstverweigerer gab. Um vor den faulen Schweinen ein Exempel zu statuieren, befahl ich dem abergläubischen Christen, aufzustehen. Als er sich weigerte, drohte ich, ihn zu erschießen.«

Der Lagerkommandant geht zur Tür. Dann dreht er sich kurz um. »Hol den Doktor«, ist alles, was er sagt.

Es ist knapp eine Woche später. Alle Kranken werden wieder für arbeitsfähig betrachtet. Nach dem Morgenappell begibt sich Produktionsbrigade Zwölf wieder vollständig auf die Gummiplantage. Feng geht wie üblich neben seinem Schlafgenossen aus dem obersten Bett. Das ist der Mann, mit dem er noch den meisten Kontakt unterhält, was seine religiöse Überzeugung betrifft. Wenn sie eine kleine Pause einlegen, liest er ihm manchmal einige Verse aus der Bibel vor. Daran schließt sich meistens ein Gespräch an und in den Monaten seither ist ein gewisses Vertrauensverhältnis entstanden. Jünnang hatte die Möglichkeit, Feng am zweiten Tag seiner Krankheit einen Teil seiner Bibel in die Krankenbaracke zu bringen. Er weiß auch, wo Feng die anderen beiden Teile versteckt hält.

»Wie habe ich mich darüber gefreut, Jünnang. Froh war ich und besorgt zugleich. Wie du das fertig gebracht hast, brauche ich nicht zu wissen; aber als Erstes habe ich Gott gebeten, dich unter Seinen besonderen Schutz zu nehmen. Und sieh, Er hat mein Gebet erhört; denn wir dürfen morgen wieder gemeinsam auf der Plantage arbeiten.«

Die Arbeit fällt Feng nicht leicht; er fühlt sich noch schwach und wenn auch die Arbeit nicht so schwer ist wie in anderen chinesischen Arbeitslagern, freut er sich, dass er sich während der Pause eine halbe Stunde ausruhen darf. Wie Jünnang, der etwas später dran ist, auf Feng zukommt, sieht dieser, dass sein Genosse nicht allein ist. Er setzt sich in die Nähe der beiden und fängt ruhig an zu essen. Er kennt den Mann neben Freund Jünnang nicht und unternimmt auch nichts, mit ihm in Kontakt zu kommen. Es ist für ihn nicht schwer, dem Gespräch der beiden zu folgen; aber je länger es dauert,

um so unbehaglicher wird ihm zu Mute. Und der merkt an Fengs Zurückhaltung, dass dieser der Angelegenheit nicht traut.

»Warum hast du die Augen geschlossen, bevor du mit dem Essen angefangen hast?«, hört er den Mann fragen.

»Ich bete zu Gott und bitte Ihn, mir das Essen zu segnen«, antwortet Feng ruhig.

»Bist du Christ?«

»Ja, deshalb bin ich hier.«

»Dann hast du selbst Schuld, dass du an diesem elenden Ort bist.«

Feng antwortet nicht.

»Ich sagte: Du hast selbst Schuld, dass du an diesem elenden Ort bist«, wiederholt der Kerl.

Feng kratzt seine Dose aus und faltet die Hände. Während er das Haupt senkt und ein kurzes Dankgebet spricht, sieht Jünnang ein triumphierendes Grinsen über das Gesicht des Fremden gleiten.

»Musst du schon wieder beten?«, fragt er höhnisch.

»Nein und ja«, antwortet Feng, »ich danke Gott für das Essen, das ich bekomme.«

»Das hier nennst du Essen?«, grinst der Mensch. »Hör mal, weiß du eigentlich, dass manche Menschen versuchen, von dieser Insel zu fliehen?«, fragt er unerwartet. »Hongkong ist nicht weit von hier.«

Feng gibt wieder keine Antwort.

»Denkst du nie daran, das einmal zu versuchen? Was ist schöner, als in Freiheit zu leben.«

»Diese Freiheit wünsche ich nicht, es gibt eine andere Freiheit.«

»Welche?« Aus der Stimme des Mannes klingt eine gewisse Neugier.

»Mein Gott sagt: ›Die Wahrheit wird euch freimachen!‹«

»Welche Wahrheit? Für mich gibt es nur einen Menschen, der die Wahrheit spricht. Weißt du, wen ich meine?«

»Ich kann es mir nicht denken.«

»Der Einzige, der in diesem Land die Wahrheit sagt, ist Tschiang Kai-schek! Darin stimmst du doch mit mir überein?«

Jünnang hält kurz den Atem an. Was wird Feng darauf antworten?

Feng reagiert überhaupt nicht. Er steht auf, nimmt seinen Eimer, grüßt freundlich und geht an seine Arbeit. Wie sich Jünnang zu ihm gesellt, sagt Feng: »Ich fürchte, den Kerl noch nicht los zu sein. Was er vorhat, kann ich nur vermuten; aber dass es nichts Gutes ist, weiß ich bestimmt. Sie sind Meister im Worte-verdrehen und dann beschuldigen sie einen mit Sachen, die man gar nicht getan hat.«

Jünnang nimmt einen vollen Becher von dem Baum und schüttet ihn in seinen Eimer. Er weiß wohl, wen Feng mit »sie« meint. Wenn danach nicht noch etwas kommt, will er nicht Jünnang heißen. Aber zur Beruhigung sagt er: »Es wird wohl alles gut gehen; du hast ja nichts Schlechtes über Mao und die Regierung gesagt.«

»Nein, aber ich bin auf alles vorbereitet, Jünnang. Ach, mein Gott ist ein Gott, der Wunder tut und tausendmal mächtiger als Mao ist.«

»Die Gerichtssitzung ist eröffnet!«

Ein Offizier in der Uniform der Volksbefreiungsarmee setzt sich nach dieser Ankündigung wieder hinter den Tisch, an dem noch weitere Uniformierte Platz genommen haben. Dreizehn Mann aus der Produktionsbrigade Zwölf sind vorgeladen. Es sind die Männer, die vor gut einer Woche krank waren. Feng ist auch dabei. Zunächst hat er sich gefreut, nicht der Einzige zu sein. Aber während die Anklage verlesen wird, verschwindet dieses gute Gefühl schnell. Aus dem Verlesenen erkennt er nämlich, dass sich zwölf der dreizehn Vorgeladenen aufgrund der wertvollen politischen Unterweisung nach Feierabend, mehr und mehr entschlossen haben, sich der Denkweise des großen Vorsitzenden Mao Tse-tung an-

zuschließen. Einer aber, so wird verlesen, weigert sich, der neuen Führung des Volkes zu gehorchen. Er behauptet, der Gott der »fremdem Teufel« sei sein Führer und dass dieser Gott alle Macht auf Erden hat.

Es geht eine leichte Bewegung durch die Männer der Produktionsbrigade Zwölf, die verpflichtet waren, an dieser Verhandlung teilzunehmen. »Ruhe!«, schreit einer der diensttuenden Offiziere. »Der Angeklagte Feng Tiu ist von uns für schuldig befunden.

Er betet zu dem Gott der ›fremden Teufel‹.

1. Er gibt zu, sich nach Hongkong absetzen zu wollen.

2. Er bestätigt, dass nur Tschiang Kai-schek die Wahrheit sagt.«

Es ist ganz still in dem schwülheißen Raum geworden.

»Hat noch jemand etwas zur Verteidigung vorzubringen?«

»Ja, Kamerad Offizier.«

»Du kannst reden«, antwortet der.

»Danke schön, Kamerad Offizier. Mein Name ist Jün-nang Tsche-ung. Ich bestätige, dass sich Kamerad Feng tatsächlich des ersten Punktes schuldig gemacht hat. Was aber die Punkte 2 und 3 angeht, vermissem ich in dieser Verhandlung den Mann, der mit Kamerad Feng gesprochen hat, als er zum ersten Mal nach seiner Krankheit wieder arbeiten konnte. Diesem Gespräch habe ich wörtlich folgen können. Weil ich während der Mittagspause neben ihm saß. Der Mann, der mit Kamerad Feng sprach, fragte ihn, ob er nie daran gedacht hätte, nach Hongkong zu fliehen. ›Was ist schöner als in Freiheit zu leben?‹, fragte er.

Kamerad Feng antwortete ihm, er wünsche diese Freiheit nicht. Danach sagte der Fremde zu Kamerad Feng: ›Es gibt nur einen in diesem Land, der die Wahrheit spricht. Das ist Tschiang Kai-schek. Ist das auch deine Ansicht?‹

Kamerad Feng gab darauf keine Antwort. Er ist weder in Punkt 2 noch in Punkt 3 schuldig.«

Wieder ist es ganz still im Gerichtssaal. Die Männer hinter dem Tisch beraten sich kurz, dann steht der Offizier, der die Anklage verlesen hat, auf und beginnt:

»Jünnang Tsché-ung, die Partei hat dir erlaubt, den Angeklagten Feng Tiu zu verteidigen. Wir sind aber zu dem Schluss gekommen, dass deine Verteidigung des Angeklagten aus Lügen zusammengesetzt ist. Daher kommen wir zu folgendem Richterspruch: Angeklagter Feng Tiu wird zu weiteren vier Jahren Zwangsarbeit auf der staatlichen Gummiplantage verurteilt!«

Er räuspert sich. Dann wendet er sich Jünnang zu und sagt mit erhobener Stimme: »Das Gericht verurteilt Jünnang Tsché-ung zu weiteren zwei Jahren Zwangsarbeit, beginnend nach Abbüßen der ersten Strafe! Du wirst auf der staatseigenen Bananenplantage ›Der freudevolle Acker« umerzogen. Die liegt sechs Kilometer nördlich von Haikou. Außerdem ist es dir von diesem Augenblick an verboten, mit dem verurteilten Feng Tiu auch nur ein Wort zu wechseln! Zwei Arbeiter werden bestimmt, die auf die Einhaltung dieses Befehls zu achten haben!«

Aufs Neue kommt Bewegung in die Männer der Produktionsbrigade Zwölf, hier und da flüstert sogar einer.

Dem Offizier schwillt die Stirnader. »Die Sitzung ist geschlossen!«, schreit er. »Ihr verlasst augenblicklich den Raum, ohne ein Geräusch zu erzeugen. Wer das nicht verstanden hat, wird nach seiner Umerziehung auf der Staats-Gummiplantage noch drei Jahre auf der vorhin genannten Bananenplantage Zwangsarbeit leisten!«

Dankbar kniet Feng am Abend vor seinem Bett. Nach seiner Verurteilung musste auch er gleich wieder an die Arbeit gehen. Für den Rest des Tages war ihm jegliches Gespräch verboten. Doch niemand konnte ihn daran hindern, mit seinem Gott zu reden! Und der Herr tröstete ihn, wie nur Er zu trösten versteht: »Habe keine Angst, denn ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ja, ich helfe dir, ja, ich halte dich mit der Rechten meiner Gerechtigkeit.«

Eines Tages kommen acht neue Zwangsarbeiter, um

die Produktionsbrigade Zwölf zu verstärken. Drei Etagenbetten werden genau an die Tür gesetzt. Der Schlafsaal ist jetzt proppenvoll. Und an demselben Abend macht der Herr Seine Verheißung wahr: »Ich stärke dich! Ich helfe dir!« Wie Feng nach seiner Gewohnheit vor dem Bett niederkniet, folgen zwei der acht Neulinge seinem Vorbild.

»He, Feng, mach die Augen auf!«, rufen einige.

»Du kriegst Gesellschaft!«, schreit Siu, der Mann, der das Bett zwischen Feng und Jünnang besetzt. Er lehnt sich aus dem Bett und reißt ihm an den Haaren. »Schnell, du Glückspilz!«

Feng steht auf. So kann er nicht weiter beten. Auch die zwei anderen beenden ihr Gebet.

Siu hängt noch immer über dem Bettrand. Neugierig betrachtet er Fengs Glaubensgenossen. »Was habt ihr denn gebetet?«, fragt er in spöttischem Ton.

Als er nach seiner Meinung nicht schnell genug Antwort erhält, grinst er: »Gott wird böse sein, dass ihr so schnell aufgehört habt. Passt mal auf, gleich wird er euch umerziehen.«

Mit dieser Bemerkung hat er die Lacher auf seiner Seite.

Ein Schlag auf den Gong macht seinen gottlosen Reden ein Ende. Das Licht geht aus und dann hat es im Schlafsaal still zu sein. Der Führer der Produktionsbrigade Zwölf, Kamerad Boang, hat auch hier seine Spione.

Feng faltet in tiefer Bewunderung seine Hände: »Herr, wer ist ein Gott wie Du! Ehrerbietigsten Dank für Deine treue Fürsorge! Ich bin nicht mehr allein, welch ein Wunder! Ich habe meine Bibel noch! Herr, wenn die beiden Christen, die Du hierher gebracht hast, keine haben, soll ich ihnen dann zwei von drei Teilen meiner Bibel geben? Wir können dann viel mehr Menschen mit Deinem Wort erreichen. Jünnang darf ja nicht mehr mit mir sprechen. Ich kann ihm daher auch nicht mehr aus der Bibel vorlesen. Darf das dann bitte einer von denen tun? Ich

bitte Dich, auch heute Deine bewahrenden und tragenden Hände über uns zu halten und ...« Feng ist betend in den Schlaf gefallen.

Nach dem Morgenappell und dem Frühstück und nachdem jeder seinen Eimer und sein Messer empfangen hat, sucht Feng die beiden auf, die gestern Abend so deutlich gezeigt hatten, dass sie Christen sind. Heute morgen im Schlafsaal hatte sich keine Gelegenheit zum Gespräch ergeben, jetzt aber muss er sie wahrnehmen.

»Woher kommt ihr?«

»Aus Paoschan«, lautet die überraschende Antwort.

Feng bleibt verblüfft stehen. Siu, der hinter ihnen geht, rempelt ihn an. Er hat gleich einen Spruch auf Lager: »Betest du jetzt sogar beim Gehen, Herr Pastor!«

Feng antwortet nicht und Siu zuckt mit den Schultern.

»Blöder Kerl«, murmelt er.

»Ich wurde in Paoschan zum Evangelisten ausgebildet«, sagt er und seine Stimme versagt vor Freude. Die Tränen stehen ihm in den Augen. Einen Augenblick dauert es, bis er wieder sprechen kann.

»Wir sind gleich auf der Plantage, erzählt bitte schnell, wie es in Paoschan aussieht.«

»Die Kirche ist geschlossen; aber die Gemeinde trifft sich in verschiedenen Häusern und im Freien. Als wir gefangen genommen wurden, war es fast unmöglich geworden, Gottesdienst zu halten; es gab zu viele Verräter. Wie lange bist du schon hier?«

»Zwei Jahre und sechs muss ich noch. Und ihr?«

»Fünf Jahre.«

»In der Pause komme ich zu euch, dann suchen wir eine Stelle, wo wir weiter sprechen können.«

Dieser Morgen wird Feng endlos lang. Die Sonne scheint ihm, am Himmel stillzustehen und sein Eimer kommt ihm bei jeder Leerung schwerer vor.

Endlich Mittagspause!

Er sucht die beiden Männer aus Paoschan und wartet

voll Ungeduld, bis auch sie, als die Letzten, ihre Dose ausgehändigt bekommen.

Sein Gebet vor der Mahlzeit fällt diesmal wohl reichlich kurz aus und wie die anderen »Amen« gesagt haben, fällt er mit der Tür ins Haus: »Wir haben uns nicht einmal vorgestellt. Mein Name ist Feng Tiu und ich ha ...«

»Wie hast du gesagt? Feng Tiu? Dann musst du den Evangelisten Linnang, den sie enthauptet haben und den Missionar Mike Longfield gekannt haben, sie sind ...«

Feng springt so plötzlich auf, dass seine Dose samt Inhalt auf den staubigen Boden fällt; aber das lässt ihn im Augenblick völlig kalt.

»Was!? Linnang? Linnang ist für mich wie ein Vater gewesen und Mike ...«

Seine Stimme versagt aufs Neue. Er schluchzt nur noch.

Ming Schung, der ältere der beiden Neuen hebt die Dose auf. Das Einzige, was er sagen kann, ist: »Zum Glück ist nichts rausgefallen.«

Wang Taiwo legt Feng sanft die Hand auf die Schulter. »Es tut uns leid, dass wir dich so entsetzt haben. Wir wussten ja nicht, dass dich diese Nachricht so angreift.«

Feng putzt sich umständlich die Nase und setzt sich wieder ins Gras.

»Ich ... ich ... Es kam einfach so über mich. Aber das ist nicht eure Schuld. Wie gut ist Gott, dass Er euch zu mir schickte. Sagt, wo ist Mike?«

Sie berichten ihm, dass er 1955 des Landes verwiesen wurde.

»Er hat Monate nach seiner Abreise ein Telegramm an das Kontor der China Inland Mission geschickt. Darin stand, er sei sicher angekommen und er grüßte alle mit den Worten: ›Wer ausharrt bis ans Ende, der wird errettet werden.«

Wieder benötigt Feng sein Taschentuch. Ihn überfällt eine starke Sehnsucht nach der Zeit, in der er mit Linnang

und Mike die Dörfer besuchte und von dem Gott erzählen konnte, der gut für schlechte Menschen ist. »O Herr, wie halte ich es sechs weitere Jahre aus. Hilf mir, auszuhalten bis ans Ende!«, seufzt er still für sich.

Hell und deutlich, als stünde der Herr selbst neben ihm, klingt es zum wiederholten Mal in seinem Herzen: »Ich stärke dich, ja, ich helfe dir, ja, ich halte dich mit der Rechten meiner Gerechtigkeit.« Und mit diesen Worten nimmt der Herr das Verlangen nach dem Vergangenen völlig weg. Feng kann ein wenig lächeln. Sein trüber Blick ist verflogen. Mit neuer Kraft erfüllt steht er bald danach auf, um wieder an die Arbeit zu gehen. Die Arbeit, die heute früh nicht so klappen wollte, geht wie von selbst und noch bevor die Zeit abgelaufen ist, hat er die geforderte Zahl an Eimern beim Tankwagen geleert. An der Stelle, wo er Jünnang oft aus der Bibel vorgelesen hat, sitzt er jetzt und holt aus seinem verschossenen Kittel die Bibel hervor. Er schlägt sie bei Jesaja 41 auf. Da steht es schwarz auf weiß! Leise liest er immer wieder diese Worte, mit denen der Herr ihn so wunderbar getröstet hat. Seine Verwunderung steigert sich beim Weiterlesen noch: »Siehe beschämt und zuschanden werden alle, die in Feindschaft gegen dich entbrannt sind. Es werden wie nichts und gehen zugrunde die Männer, die den Rechtsstreit mit mir führen.« Feng versteckt seine Bibel wieder unter seinem Kittel. Er faltet in großer Verwunderung die Hände und vergisst für einen Augenblick, wo er ist. Zwei Arbeiter kommen mit ihren vollen Eimern vorüber. Sie sehen zu ihm hin und begreifen nicht, warum er ausruft: »Ich will dich von ganzem Herzen lieben, HERR, meine Stärke!«

»Total verrückt!«, ist das Urteil des einen. Der andere stimmt ihm uneingeschränkt zu und tippt sich mit dem Finger an die Stirn.

Feng hat sie nicht gesehen. In seinem Herzen singt es: »Ich denke, dass die Leiden der jetzigen Zeit nicht ins Gewicht fallen gegenüber der zukünftigen Herrlich-

keit, die an uns geoffenbart werden soll. ... Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken.«

Am folgenden Abend geschieht etwas Besonderes. Der Instruktionsabend fällt ganz unvermutet aus und die Zwangsarbeiter haben zum ersten Mal während ihrer Gefangenschaft einen freien Abend. Sie dürfen innerhalb der Kommune gehen, wohin sie wollen.

Feng, Wang und Ming wandern in Richtung Plantage, wo es Gelegenheit genug für unbelauschte Gespräche gibt. Sie haben noch nicht viele Worte miteinander wechseln können. Nun holen sie das nach. Feng berichtet von dem Richter, der ihn zu vier Jahren Umerziehung verurteilt hat. Er berichtet, dass Tsu-Leng darum bat, von dem Richter die Erlaubnis zu erhalten, den Angeklagten zu verteidigen. »Er musste es mit dem Leben bezahlen; aber der Herr hat alles gut gemacht. Er hat mich mit den Worten getröstet: ›Aber in diesem allen sind wir mehr als Überwinder.«

»Ich musste meine Reise nach Hainan selbst bezahlen«, fährt er fort, »ihr auch?«

Mig lächelt. »Das muss jeder. Die Partei kauft Fahrkarten nur für Intellektuelle und Rechtsradikale. Hastest du noch etwas, als du hier ankamst?«

Nun muss Feng lächeln. »Noch einen Dollar. Ich habe Schreibpapier, samt Briefumschlag und Briefmarke dafür gekauft. Dann habe ich an den Diakon der Gemeinde in Nankiang geschrieben, aber niemals Antwort erhalten.«

»Wir beide haben zusammen drei Dollar«, sagt Wang. »Ming wollte noch ein wenig warten, bevor er an seinen Sohn in Paoschan schreibt. Wir wissen nicht einmal, ob das Briefeschreiben in der Kommune erlaubt ist.«

»Es gibt Leute in unserer Gruppe, die Antwort bekommen haben«, gibt Feng zurück. »Von dreien weiß ich, dass Geld in den Umschlägen war. Sie wurden zwar geöffnet; aber gestohlen ist nichts.«

Ming und Wang sprechen sich ab, falls Gelegenheit ist, gleich morgen zu schreiben.

Den übrigen Abend verwenden sie damit, in der Bibel zu lesen. Und wie sie um halb zehn in den Schlafsaal kommen, ist Fengs Plan, seine Bibel zu teilen, ausgeführt. Jeder besitzt nun einen Teil von Fengs Bibel!

Monate, Jahre gehen vorüber. Auch in der staatlichen Gummiplantage ist die Zeit nicht stehen geblieben. Siu, der Mann, der es nicht lassen konnte, seinen Spott über Gott und Sein Wort auszuschütten, ist nicht mehr. Eine schwere Krankheit hat seinem Leben in ganz kurzer Zeit ein Ende bereitet. Als er sein Ende kommen fühlte, fragte er an, ob Feng ihn besuchen dürfe. Wider Erwarten wurde dem Gesuch stattgegeben. Siu war kaum noch zu verstehen; aber Feng beugte sich zu ihm herunter.

»Kamerad Feng ... ich habe viel falsch gemacht ... Ich habe dich lächerlich gemacht ... Ich hasste dich ... Ich war neidisch auf dich ... Das will ich dir sagen, bevor ich sterbe.«

»Sollen wir zusammen beten, Siu?«

Er nickte.

»Herr, Du hörst Gebete. Siu selbst kann nicht beten; aber das ist für dich kein Hinderungsgrund. O Gott, rette seine Seele! Er ist dem Tode so nahe. Sei ihm um Jesu willen gnädig und vergib ihm seine Sünden. Amen.«

Einige Stunden danach ist Siu gestorben. Noch am gleichen Abend hat Feng in der Baracke erzählt, dass er bei Siu gewesen ist und für ihn gebeten hat. Dann fragte er, ob er ihnen allen eine Geschichte aus der Bibel erzählen sollte. Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden. Und so erzählte er sehr einfach die Geschichte von dem Schächer am Kreuz. »So gut ist Gott, dass Er selbst Mördern die Sünden vergibt. Und Er vergibt allen, die von Herzen und mit dem Mund bekennen, dass sie des Todes schuldig sind.«

Am folgenden Tag ging das Leben seinen gewohn-

ten Gang und ehe noch eine Woche vergangen war, hatten die meisten Siu schon vergessen. Sie spotteten und fluchten wie zuvor. Nur kurz waren sie beeindruckt gewesen. Für sie war der Kampf ums Überleben wichtiger als der Kampf, auf den Feng sie aufmerksam machen wollte.

13

Einmal hat alles ein Ende. Auch die Strafe, die man Feng auferlegt hatte. Er hat sich fest vorgenommen, nach Nankiang zurückzukehren. Wie das geschehen soll, weiß er nicht, aber Gott, der ihn bis hierher geleitet und behütet hatte, wird sicher Seine Verheißung wahr machen: »Fürchte dich nicht, ich bin bei dir!«

Ming und Wang waren schon im vorigen Jahr entlassen worden. Sie mussten selber zusehen, wie sie wieder in die Heimat kamen.

Eines Tages, knapp einen Monat vor Abschluss seines »Umerziehung«, wird ihm befohlen, sich auf dem Büro zu melden. Mit dem flauen Gefühl: Was ist nun schon wieder los? klopft er an.

»Du bist Kamerad Feng Tiu?«

»Ja, Kamerad.«

»Hier ist ein Brief für dich.«

»Danke, Kamerad.«

Feng will den Brief mit einer Verbeugung und mit beiden Händen annehmen.

»Tu nicht verrückt! Lass die dämliche Höflichkeit! Das ist passè!«

Feng beeilt sich, den Brief »nicht verrückt«, sondern mit einer Hand anzunehmen. »Herzlichen Dank, Kamerad!«

Eben draußen schaut er in den Umschlag. Darin stecken ein Blatt Papier und einige Dollarnoten!

Lieber Feng!

Wir teilen dir mit, dass wir gesund in Paoschan angekommen sind.

Die zehn Dollar sind für dich

Deine Freunde Ming und Wang.

Einen Monat später erhält Feng wieder den Befehl, sich auf dem Kontor zu melden. Der Kommandant der Produktionsbrigade Zwölf sitzt hinter dem Tisch. Einige Papiere liegen vor ihm, anscheinend studiert er sie aufmerksam. Nach einigen Minuten blickt er auf. »Kamerad Feng Tiu?«

»Ja, Kamerad Kommandant.«

»Na, also deine acht Jahre Umerziehung auf der staatlichen Gummiplantage sind abgelaufen. Die Partei ist mit deiner Leistung hier zufrieden. Allerdings wirst du beobachtet und solltest du so dumm sein, weiter mit der ausländischen Religion hausieren zu gehen, kannst du mit weiteren acht Jahren ›Umerziehung durch Arbeit‹ rechnen. Dann aber nicht auf der staatlichen Gummiplantage!«

Das Letzte klingt wie eine Drohung und Feng schlägt die Augen nieder. Der Kommandant nimmt das wahr und fügt hinzu: »Hast wohl schon von den Kohlenminen im Norden gehört? Da sitzen genügend von deiner Sorte. Die haben alle schon gemerkt, dass es kein Vergnügen ist, die Kohlen herauszukratzen, die nur halb losgehackt sind, mit bloßen Fingern, verstehst du? Ha, dann kannst du deine Bibel nicht mehr festhalten! Hier, deine Papiere. Du kannst gehen!«

Mit seinem aufgerollten Bettzeug unter dem linken Arm und einem alten Strohkoffer in der rechten Hand geht Feng zum Lagertor hinaus. Er ist frei; aber er weiß nicht, wie er sich in dieser Freiheit verhalten soll. Wenn er nur erst in Haikou wäre! Von da aus könnte er zum Festland kommen. Er legt sein Bettenbündel und den Koffer an den Straßenrand und fühlt unter seinem Kit-

tel nach einem Bündel Papiere. Die braucht er unbedingt, wenn er eine Fahrkarte für das Fährboot kaufen will. Verliert er sie, so bedeutet das erneute Zwangsarbeit und das bis ans Lebensende. Nachdem er sich überzeugt hat, dass die Papiere noch sicher in ihrem Jutebeutel stecken, das er an einem dünnen, aber starken Band um den Hals hängen hat, nimmt er seinen Kram wieder auf und geht weiter. Nach einigen Kilometern überholt ihn ein schep- pernder Lastwagen. Feng hebt die Hand. Der Fahrer grüßt zurück, fährt aber weiter. Dann bedenkt er sich nach einigen Metern und hält an. Er dreht die Fenster- scheibe herunter und ruft: »Mitfahren?«

»Gern!«, schreit Feng erfreut und läuft hin.

»Sicher zum Hafen«, sagt der Fahrer, wie Feng neben ihm Platz nimmt.

»Ja, aber woher weißt du das?«

»Da gibt's wohl schwierigere Fragen.«

»Wieso?«

»Bettzeug und ein Strohkoffer. Das heißt: Strafe abge- sessen! Das weiß doch jeder. Du bist nicht der Erste, den ich mitnehme. Na ja, sehr viele sind es bis jetzt nicht gewesen. Mit der Freiheit sind sie da nicht sehr spendabel.« Der Fahrer weist mit dem Daumen hinter sich.

»Wie lange hast du gegessen?«

»Acht Jahre.«

»Staatliche Gummiplantage?«

Feng nickt.

»Was hast du ausgefressen? Nichts sicher.«

»Ich war Evangelist einer Gemeinde in der Provinz Jünnan.« Der Fahrer kratzt sich den Hals: »Hm. Ein Scheinprozess also. Die Lumpen!«, brummt er kaum ver- ständlich, weil der Motor wieder so lauten Krach verur- sacht. Er wechselt das Thema: »Hast du schon gehört, dass ganz hohe Bonzen in Maos Regierung mit ihm nicht mehr einer Meinung sind? Dass der ›Große Sprung nach vorn‹ völlig missglückt ist und dass aus all den Refor- men des Vorsitzenden nichts Vernünftiges geworden ist?

Vor allem die blöden Kommunen, die er ins Leben gerufen hat! Man sagt, es gäbe mehr als 24 000 Volkskommunen. Da müssen Tausende von Familien untergebracht werden, Männer, Frauen und Kinder. Nicht als Familie zusammen, sondern getrennt! Ist der noch normal, oder?« Seine Stimme überschlägt sich und er reißt so an dem Steuer, dass die klappernde Kiste vom Weg abkommt. Na einigem Rangieren kommt er wieder auf die Straße.

Feng, der mit einigem Erstaunen diesen Gefühlsausbruch verfolgt hat, fragt ihn: »Woher weißt du das? Davon habe ich auf der Plantage nie etwas gehört. Sei man vorsichtig! Sonst haben sie dich ganz schnell!«

Der Fahrer hält seinen Wagen an und setzt sich bequem hin. »Was meinst du? Ich werde schon aufpassen. Niemand weiß, wie ich darüber denke!«

»Ich aber doch!«

»Ach du, du bist Christ!«

Er startet den Motor wieder und weiter geht's. »Noch eine Viertelstunde, dann sind wir am Hafen. Hast du Geld für eine Fahrkarte? Ich muss auch an die andere Seite, nach Zhanjang; aber ich kann nicht für dich bezahlen.«

Feng beeilt sich zu sagen, dass er für sich selbst aufkommen kann und wahrscheinlich auch noch genug für eine Fahrkarte nach Jünnan hat.

Am Hafen ist viel los; aber Djiang, wie sein Begleiter heißt, kennt sich aus. Er ist nicht zum ersten Mal hier. Feng hat ihm für die Karte einen Dollar gegeben und wartet ruhig ab, bis er wiederkommt. Welch ein Wunder! Er ist auf dem Weg nach Haus! Gott hält getreu Sein Wort!

Zwischen all den Menschen, die die Fähre erreichen oder mit einem anderen Schiff fahren wollen, sieht er hier und da einen Zwangsarbeiter, der wohl auch seine Strafe abgesessen hat. Das aufgerollte Bettenbündel und der Strohkoffer verraten ihn. Allerdings können sie auch

auf dem Weg nach einem anderen Straflager sein. Vor einigen Jahren musste Jünnang auch in die Bananenplantage. Er musste zusehen, wie er dahin kam. Ob man frei geworden ist oder eben erst sein Urteil erhalten hat, einerlei, man muss selbst sehen, wie man an seinen Bestimmungsort kommt. »Sieh selber zu, wie du deine Reise bezahlst!«, hatte ihn der Richter vor acht Jahren angeschrien. Feng muss lächeln. Acht Jahre ist das her! Unbegreiflich, wie Gott ihn bewahrt und getragen hat! Er faltet die Hände: »Herr, ich danke Dir! Hilf, dass ich, wenn es Dir gefällt, weiter in Deinem Weinberg arbeiten kann!«

Die Überfahrt zum Festland verläuft problemlos und schon bald sind sie auf dem Weg nach Tsamkong. Es herrscht ein dichter Verkehr; aber das hindert Djiang nicht, sein Gespräch wieder aufzunehmen.

»Hast du gar keine Angst, dass ich dich anzeige?«, fragt Feng, wenn Djiang wieder Gift und Galle über die Reformen des »Großen Vorsitzenden« spuckt.

»Du und mich verraten? Das tut ein guter Christ nicht!«

»Gute Christen gibt es nicht.«

»Wie bitte?«

»Weißt du, was in der Bibel, in Gottes Wort steht?«

»Na?«

»Da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer.« Er sieht Djiang an und sagt: »Wenn keiner, dann auch keiner von den Christen.«

Djiang schüttelt den Kopf: »Das glaube ich nicht. Keiner, der Gutes tut? Hör auf!«

»Doch, es stimmt, in Gottes Buch stehen keine Lügen. Und wenn du zulässt, dass Gott dir zeigt, wer du bist, wirst du es auch zugeben. Er allein kann dich davon überzeugen, dass du ein Sünder bist, der von sich aus nichts Gutes tun kann.«

»Red' doch nicht solchen Quatsch, Feng! Ich glaube, dass es noch eine ganze Menge guter Menschen gibt, ganz bestimmt bei den Christen.«

»Warum ausgerechnet bei denen?«

»Na, die helfen allen, die es nötig haben. Das habe ich selbst erlebt, als vor vielen Jahren in meinem Heimatdorf eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Ohne an die Ansteckungsgefahr zu denken, halfen die Glieder der christlichen Gemeinde mit gutem Essen und Arznei. Nichts war ihnen zu viel, es sind sogar etliche Christen an der Krankheit gestorben! Nun sag noch, dass es keine guten Christen gibt. Sieh, wir sind angekommen. Ich halte hier kurz an, der Bahnhof ist leicht zu finden. Am Ende der Straße ist der Eingang.«

Er fährt an den Straßenrand und auf Fengs Frage, was er schuldig sei. Meint er mit breitem Grinsen: »Nichts!«

Feng bedankt sich herzlich für die Hilfsbereitschaft und wünscht ihm Gottes Segen. »Bitte Ihn nur jeden Tag, Er möge dir zeigen, wer du bist und wenn Er das aus Gnaden getan hat, bitte Ihn, die zu zeigen, wer Er ist!«

Djiang blickt seinem Passagier nach, bis der um die Ecke verschwunden ist. Es dauert noch einen Augenblick, bis er den Motor startet.

Er soll Gott fragen, wer er ist? Warum? Wird man so ein Christ? Und wenn man dann einem solchen dreckigen Rotarmisten in die Fänge läuft?! Scheußlich! Er mag gar nicht daran denken. Doch eigenartig, die Christen fürchten sich nicht einmal vor dem Tod! Immerhin, acht Jahre Zwangsarbeit, das ist auch nicht ohne! Das kriegt man doch gar nicht fertig, wenn einem nicht jemand hilft. Dieser Feng hat auch kein böses Wort über den Richter gesagt, der ihn verurteilte und auch nicht über den Kerl in dem Lager, der ihm noch weitere vier Jahre aufbrummte. – Es ist nur zu hoffen, dass er heil nach Nankiang kommt. Aber da wird er auch keine Kirche mehr finden, genauso wenig wie in ganz China! – Bitten, damit du weißt, wer du bist? Warte, das werde ich gleich ausprobieren. »Gott, ich bitte Dich, zeige mir, wer ich bin!«

Mit dem Schlüssel in der Hand wartet Djiang ab. Aber

es geschieht nichts. Jetzt aber weiter. Er muss sich beeilen, der Evangelist hat ihn länger aufgehalten, als er gedacht hat. Mit einer resoluten Bewegung startet er den Motor. Eben nachsehen: Springende-Quelle-Weg 21, das ist hier ganz in der Nähe.

Die Zufahrt erscheint endlos zu sein. Feng hat sein Bettenbündel in den Gang gelegt und sich darauf gesetzt. In den Abteilen war nichts mehr frei. An jeder Station hält der lange Zug für eine Weile. Nur wenige steigen aus; aber immer mehr Menschen drängeln sich hinein und alle wollen einen Platz haben. Es ist furchtbar heiß, besonders wenn der Zug steht. Man hat die Fenster ein wenig aufgemacht. Das hilft, wenn der Zug in guter Fahrt ist; geht es aber bergauf, kann die Lokomotive nur langsam vorankommen und höchstens ein leichtes Lüftchen zieht durch den Waggon. Doch auch die längste Reise hat ein Ende. Nach drei Tagen und zwei Nächten steigt Feng endlich in Mienjang aus. Er dankt Gott, bisher ohne Schwierigkeiten durchgekommen zu sein. »Du hast mir bis hierher geholfen. Du wirst mich auch weiter führen; denn was Du versprochen hast, wirst Du sicher auch tun!«

Er blickt sich um. Verschiedentlich ist er schon in Mienjang gewesen, auch auf dem Bahnhof. Viel hat sich in den Jahren nicht verändert. Ob es im Dorf auch so ist, wird er schnell genug erfahren. Dort gab es eine kleine Gemeinde, die Linnang zweimal im Jahr besuchte. Wenn er Zeit hatte, begleitete er ihn zusammen mit Mike und Tsi.

Einmal waren sie alle eine ganze Woche hier. Ach, wie lange ist das alles her! Mike ist Tausende von Kilometern weg. Wird er jemals zurückkommen? Und Tsi? Lebt er noch? Und wie steht es um die Lisugemeinden?

Komm, er muss weiter. Er stolpert in die Schlaglöcher auf dem Bahnsteig, so wenig passt er auf. Jetzt fasst er sein Kofferchen fester, drückt sein Bettzeug eng an sich und geht auf den Ausgang zu.

Die Zeit kann nicht stillstehen, auch wenn es so scheint. Die acht Jahre, die Feng auf Hainan verbracht hat, sind dieselben, die über Nankiang, Lisuland, Schang-Hé, Schiang, ja über ganz China hingegangen sind. In dieser Zeit sind Kinder geboren, es hat Freude und Kummer gegeben, Menschen wurden zu Gefängnis, zu Arbeitslagern und Umerziehung verurteilt. Tausende und Abertausende von Chinesen wurden in dieser Zeit gequält, verfolgt und ermordet. Und immer noch ist kein Ende der Gewalttaten und der Verfolgungen abzusehen. Niemand ist seines Lebens sicher. Jeden Augenblick kann man vor ein Volksgericht gestellt und in einem Schauprozess verurteilt werden. Dazu braucht man nicht in Peking, Kanton oder Schanghai zu wohnen. Das geschieht in den entlegensten Dörfern.

Djiang, Fengs freundlicher Fahrer, hatte Recht, als er behauptete, einige der höchsten Funktionäre hätten an Mao Kritik geübt. Das »Reich der Mitte« scheint langsam dem Untergang entgegen zu gleiten. Alle werden immer ärmer, die Ernten missraten, Maschinen, ja ganze Fabriken stehen still, weil es an Ersatzteilen fehlt, die Lebensmittelrationen werden halbiert und in vielen Gegenden drohen Hungersnöte.

Mao ist es natürlich nicht entgangen, was bei den höchsten Parteifunktionären vor sich geht. Einer von ihnen, Peng Dehuai, wird plötzlich gefeuert. Doch gärt es weiter in den höchsten Regierungskreisen, trotz dieses nicht misszuverstehenden Zeichens. Der Machtkampf zwischen Mao, dem Revolutionsführer und einer Gruppe seiner ehemaligen Anhänger wird immer deutlicher. Dieser Streit soll noch Zehn- ja Hunderttausenden das Leben kosten.

Es ist Sommer 1966.

Durch die Straßen vieler großer Städte marschieren Hunderte von jungen Leuten, mal in kleinen Gruppen, mal in langen Kolonnen. Auf dem rechten Arm tragen sie alle ein rotes Armband, auf dem das Zeichen für »Rote Garde« prangt. Fortwährend schreien sie die gleichen Parolen. In jeder Gruppe wird laut und pausenlos getrommelt und durchdringend klingen die großen Bronzegongs. Das drohende, rhythmische Trommeln treibt den Bürgern Angstschauer über den Rücken. Kein Wunder! Der Tod läuft immer mit! Wehe, wenn die Trommeln schweigen und die Gongs keinen Ton mehr geben und die Gruppe vor einer Fabrik, einer Werkstatt oder einem Haus stehen bleibt! Dann hält der Tod auch an und geht etwas später mit der Gruppe in die Fabrik, in die Werkstatt oder in das Haus hinein.

Die unzähligen Sprüche schreienden und trommelnden jungen Leute sind Studenten, die Mao rekrutiert hat, um auf den Straßen zu demonstrieren. Er hat ihnen die Losungen gesagt, die sie brüllen und so oft wiederholen sollen, dass es bei den Bürgern in den Städten wie eine Gehirnwäsche wirkt. Diese sollen, auch wenn sie den Inhalt nicht verstehen, mitschreien, wenn die Rotgardisten es befehlen. Von allen Reformen Maos ist nichts geworden. China steht am Rande des Abgrunds. »Es lebe die Kulturrevolution!«, brüllen sie. »Rebellion ist nicht verkehrt! Rebellion ist gut! Treibt die Revolution voran, verbessert die Produktion! Weg mit allem, was alt ist!«

Die Menschen verstehen gar nichts mehr. Brauchen sie ihrem Vorsitzenden nicht mehr zu gehorchen? Ist Rebellion plötzlich etwas Gutes? Was geht in den Studenten vor? Sie scheinen besessen zu sein, so rasend führen sie sich auf. Ihre Lieblingsbeschäftigung besteht darin, anderer Leute Sachen zu zerstören und vor Morden schrecken sie nicht zurück. Niemand weiß, wann er an der Reihe ist, verhört und damit verurteilt zu werden. Und welche Scheußlichkeiten denken sich diese Kerle aus, um ihrer Zerstörungswut und Mordlust freien Lauf

zu lassen! Wer in einer Fabrik arbeitet, kann nachts kaum noch schlafen. Was wird morgen sein?

Auch in Schiang, der Stadt, in der die »fremden Teufel« vor vierzig Jahren das Haus mit den fünf Innenhöfen zu einem Krankenhaus ausgebaut hatten, hat eine Gruppe Rotgardisten das Regiment übernommen. Sie zählen nicht nach Tausenden wie in Schanghai oder in den anderen großen Städten, wo sie in Achterreihen durch die Straßen marschieren; aber sie werden von dem gleichen Teufelsgeist beherrscht und ihre Trommeln und Gongs jagen auch hier den Leuten die kalten Schauer über den Körper.

Das Krankenhaus, in dem man vor Jahren Linnang liebevoll aufgenommen und gepflegt hatte, wurde zu einer Schiffsmotorenfabrik umfunktioniert. Der Betrieb heißt »Strahlender Stern«. Er ist nicht groß, mit Büroangestellten arbeiten dort dreißig Mann. Der Saal, in dem Linnang versorgt wurde, wurde zum Männerschlafsaal erklärt, während das ehemalige Büro der »fremdem Teufel« als Frauenschlafsaal fungiert. Die anderen Zimmer sind alle zu einem großen Raum vereinigt worden. Da sollen die Motoren gefertigt werden; allerdings ist auch hier der »große Sprung nach vorn« missglückt. Nichts Neues wird hergestellt, man versucht, mit Schrotteilen unbrauchbaren Motoren neues Leben einzuhauchen.

In einem Haus, nicht weit vom »Strahlenden Stern« ist eine Gesellschaft von zwölf Erwachsenen beieinander. Ein Mann von fünfundvierzig Jahren hat das Wort: »Wie lieblich sind Deine Wohnungen, HERR der Heerscharen.« Über diesen Text werden wir heute unsere Bibelstunde halten; aber lasst uns zuerst den Herrn um Seinen Segen und um Bewahrung bitten.« Alle neigen sich und der Leiter betet kurz, aber eindringlich. Er weiß aus Erfahrung, was es bedeutet, Gottes Segen und Seine bewahrende Hand nötig zu haben.

»Dieser Text ist mir in Hainan, wo ich meine Haftzeit absaß, oft ins Gedächtnis gekommen. Wie habe ich mich

nach der Zeit geseht, wo wir wieder ohne Angst zusammenkommen können. Als ich entlassen wurde, bekam ich noch die Warnung mit, nie wieder gottesdienstlich tätig zu werden. Wenn sie mich wieder fangen, komme ich zur Umerziehung in den hohen Norden, wo ich mit den Händen die Steinkohle aus dem Stollen kratzen muss. Aber, obwohl wir noch nicht in Frieden und Sicherheit zusammenkommen können, um Gottes Wort zu untersuchen, ist es doch ein großes Wunder für mich, dass ich hier in Schiang eine Bibelstunde leiten darf. Der Herr brachte mich in diese Stadt, nachdem ich hörte, dass es in Nankiang keine Christen mehr gibt. Eben, als ich in Mienjang aus dem Bahnhof kam, traf ich einen Mann, der auf mich zukam und sagte: ›Kann ich dir helfen?‹

Ich sagte ihm, dass ich eine Fahrgelegenheit nach Nankiang suchte.

Er zögerte eine Weile, dann sagte er: ›Es ist, als kenne ich dich.‹

Ich wagte es und sagte: ›Ich war Evangelist in der Gemeinde dort.‹

Er nickte: ›Nun erkenne ich dich auch! Ich rate dir, nicht nach Nankiang zu gehen, sondern mit dem Zug ganz woanders hin zu fahren. In Nankiang gibt es keine Gemeinde mehr. Die ist auseinander gejagt. Mehr als die Hälfte der Gemeindeglieder ist geflohen, andere wurden verurteilt, um in Arbeitslagern umerzogen zu werden. Fünf wurden zum Tode verurteilt. Genauso gut wie ich dich erkenne, können es auch andere tun.‹

Ich fragte ihn, warum er so freundlich zu mir war. ›Hast du keine Angst, dass uns jemand belauscht und dich anzeigt?‹ Er gab mir keine Antwort auf meine Frage, sondern sagte, er sei bei meiner Verurteilung dabei gewesen.

›Den Prozess vergesse ich nie; dein Freund wurde damals erschossen.‹

Das war das Letzte, was ich von ihm hörte. Plötzlich verschwand er, es kamen nämlich zwei Angehörige der

Volksbefreiungsarmee um die Ecke. Die Soldaten liefen aber weiter und sahen sich weder nach mir noch nach ihm um. Ich musste nun auch etwas unternehmen, so ziellos hin- und hergehen durfte ich nicht. Das aber war schneller gesagt als getan. Ich betete: »Herr, hilf mir bitte!«

Und Gott gab mir eine wunderbare Antwort! Nicht mit einer Stimme vom Himmel; aber neben mir nahmen zwei Menschen Abschied und der eine sagte: »Na, dann gute Reise nach Schiang!«

»Schiang! Dahin musst du fahren!«, schoss es mir durch den Kopf. Das war Gottes Antwort auf mein Gebet. Ich hatte nur noch eine Hand voll Jüans in der Tasche, als ich die Karte gekauft hatte; aber zehn Minuten später war ich unterwegs nach Schiang.«

Feng blickt den kleinen Kreis an. Seine dunklen Augen strahlen. »Fürchte dich nicht ... ich helfe dir, ich stütze dich mit der Rechten meiner Gerechtigkeit!« Das hat der Herr mir verheißen, als ich es vergessen hatte«, sagt er. »Und der Herr hat mich bis hierher gebracht und ich darf wieder das Werk eines Evangelisten tun. Seine Treue ist groß.«

Nach Beendigung der Bibelstunde gehen die Christen nicht alle gleichzeitig hinaus, sondern zu zweit oder zu dritt und das mit Zwischenpausen. Sorgfältig wird hinter dem Letzten die Tür verschlossen. Nur drei Menschen bleiben in dem Haus. Einer davon ist Feng, die beiden anderen sind Eheleute, die ihr Haus – unter Lebensgefahr – für die Bibelstunde zur Verfügung stellen.

Eine Woche ist vergangen. Wieder sitzen zwölf Menschen zusammen in dem Haus nahe beim »Strahlenden Stern«. Wegen der Gefahr wird auch heute nicht gesungen. Den ganzen Tag ist es in Schiang unruhig gewesen. Mitglieder der Roten Garde haben am Morgen von der Fabrik »Strahlender Stern« Besitz ergriffen. Das ging leider wieder einmal nicht ohne Blutvergießen ab. Die Leitung wurde beschuldigt, konterrevolutionär zu sein und das Personal beschimpfte man als »dreckige Demokra-

ten«. Ein Büroangestellter wurde dermaßen getreten und geschlagen, dass er seinen Verwundungen erlag. Die Rotgardisten sind der Ansicht, alles sei erlaubt, jedenfalls, wenn es die große Kulturrevolution betrifft! Nirgends greift die Armee ein, so machen die unsinnigen Studenten einfach weiter. Das alles hat aber nicht verhindert, dass heute Abend Bibelstunde ist.

»Es ist nicht gut für die Kirche, wenn die Verfolgung niemals an ihre Türen klopft«, so beginnt Feng. »Heute Abend wollen wir gemeinsam über den Text sprechen: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich.«

Er knüpft gleich bei den Ereignissen im »Strahlenden Stern« an. »Das ist kein Einzelfall. Ich war heute noch bei Bruder Schün und hörte, dass besonders in Schanghai die Roten Garden das Sagen haben. Was heute im ›Strahlenden Stern‹ geschehen ist, gehört dort zur Tagesordnung! Es gibt keine Fabriken oder Werkstätten, die nicht von den Roten Garden entweder schon besetzt sind oder es demnächst werden. Und auch da tut die Armee nichts. Das ist für uns und andere Millionen von Landsleuten unbegreiflich. Aber Mao hat nicht das letzte Wort. Es gibt Einen, der regiert, der auch uns in den Verfolgungen, Gefängnissen und Straflagern Kraft gibt.« Dann legt Feng einfach und verständlich den Text aus und wendet ihn auf ihre augenblickliche Lage an.

Am Ende bitten sie noch Gott um Bewahrung für die Zukunft.

Wieder ist es Sommer, nur ein Jahr später. Die Volksbefreiungsarmee erhält Befehl, unter den Roten Garden aufzuräumen. Ein ganzes Jahr lang hat diese, von Mao selbst ins Leben gerufene Studentenbewegung Tod und Elend verbreitet. Tausende junger und alter Bürger wurden durch diese aufgewiegelten Studenten gefangen genommen; Tausende und Abertausende wurden von ihnen misshandelt, erniedrigt und getötet. Jetzt sind sie

an der Reihe. Ein richtiger Krieg entbrennt zwischen dem hochtrainierten und gut bewaffneten Regierungsheer und den ahnungslosen Rotgardisten. Jetzt schreit niemand mehr die bekannten Sprüche. Erbittert kämpfen die Studenten; aber sie haben keine Chance. Wer sich nicht ergibt, wird getötet. Wer die Waffen niederlegt, kommt in Gefangenschaft und dann ins Arbeitslager.

»Es lebe die Große Kulturrevolution!«

»Alles, was früher war, muss weg!«

»Weg mit der alten Kultur, den alten Sitten, den alten Denkweisen, den alten Vorstellungen!«

Von diesen lauten Parolen ist nichts übrig geblieben. Die Große Kulturrevolution kennt nur Opfer! Das sind nicht nur die vielen zehntausend chinesischen Bürger, sondern am Ende auch die Rotgardisten selbst. Sie hatten ihren Vorsitzenden angebetet; doch die Verehrung ist in wilden Hass umgeschlagen. Und Mao selbst? Wird er vielleicht auch eines Tages das Opfer seiner eigenen Großen Kulturrevolution?

15

Während das Reich der Mitte durch die Große Kulturrevolution zerrissen wird, während viele Tausende von Chinesen »umerzogen« und wohl eine gleich große Anzahl sterben muss, übergibt Mike Longfield den Schlüssel seines Hauses an den neuen Besitzer, Mr. A. B. Kinsley. Ihm fiel der Verkauf nicht schwer und über den Preis haben sie auch nicht lange diskutiert.

Als Mike 1956 in seinen Heimatort Dallas kam, überfiel ihn eine so große Mutlosigkeit, dass er sich in ärztliche Behandlung gab. Er war seelisch so geschwächt, dass er sich zu keiner Arbeit imstande sah. Monate dauerte es, bis er wieder hergestellt war. Ein Brief von Tsi hat nicht wenig dazu beigetragen. Dieser schrieb ihm, dass

er mit Gottes starker Hilfe »das Werk von Pa-Mike« fortsetzen dürfe und dass die Gemeinde treu die Zusammenkünfte besucht, ja, dass einige von ihnen sogar ausgehen und die umliegenden Dörfer bereisen, um dort das Wort Gottes auszubreiten. Sofort hat Mike zurückgeschrieben, obwohl der Brief ihm einiges Kopfzerbrechen verursachte, weil er in möglichst wenigen Worten möglichst viel sagen wollte. Wohl dreimal hat er ihn gelesen, bevor er ihn in den Briefkasten steckte. »Herr, gib bitte, dass Tsi den Brief erhält«, betete er, »von uns aus gesehen ist das unmöglich; aber Du bist der Allmächtige!«

Auf Anraten eines Freundes lässt sich Mike zu einem Englischlehrer ausbilden und nach zwei Jahren hält er das begehrte Zertifikat in Händen. Nachdem man 1960 den Europäischen Rat der Chinese Overseas Christian Mission gebildet hat, geht Mike ein Jahr darauf im Auftrag dieser C.O.C.M. nach England, um dort unter den in England wohnenden Chinesen zu evangelisieren und, wo es nötig ist, Englischunterricht zu erteilen. Mit großer Freude hat er diesen Auftrag angenommen und dies als einen Auftrag des Herrn erkannt. Missionare nach China zu schicken ist zur Zeit unmöglich; aber so kann er in einem anderen Land auch seinem Meister dienen.

Das Gebäude der C.O.C.M. ist die Anlaufstelle für alle, die von Übersee kommen. Auch Mike wird darin solange wohnen, bis seine Möbel und sein Hausrat aus Amerika hier eintreffen und er seine neue Zweizimmerwohnung beziehen kann.

Er blättert im Gästebuch, in das jeder neu Ankommende seine Adresse und den Grund seines London-Aufenthalts schreibt. Oft steht »Student« hinter dem Namen oder »im Pflegedienst« oder »Kellner«. Die meisten kommen aus Hongkong; aber es sind auch viele aus Thailand, Malaysia und Singapur gekommen. Und alle diese jungen Menschen arbeiten und studieren in dieser großen Stadt, in der sie sich als Fremdlinge oft einsam und

verlassen vorkommen. Unter ihnen sind aber nur wenige Christen, wohl aber Buddhisten, Atheisten und junge Leute, denen jegliche Religion einerlei ist. Aber, wer sie auch sein mögen, was sie glauben oder nicht glauben, jeder Neuankömmling wird gebeten, die Abendgottesdienste zu besuchen. Nach den Mahlzeiten, zu denen anschließend eingeladen wird, kommt es von selbst zu Gesprächen über das eben Gehörte. Manchmal ergeben sich daraus Diskussionen, ob das Christentum überhaupt nötig sei oder es nicht auch nach den Lehren des Konfuzius, mit dem Tao oder mit Buddha genauso gut ginge. Dann kann es geschehen, dass gerade die heftigsten Widersprecher am nächsten Abend aufs Neue da sind.

Mike ist nun schon einige Monate in seiner Zweizimmerwohnung. Da wird ihm ein Brief mit dem Poststempel »Dallas« ausgehändigt. Schnell öffnet er ihn und sieht zu seiner Verwunderung, dass ein zweiter Brief darin liegt, auf dem eine Briefmarke aus Hongkong klebt.

An Mr. Mike Longfield
1369 Olympic Street
Dallas, Texas.

Wie er ihn mit etwas Mühe herauszieht, fällt ein Blatt auf den Boden. Er nimmt es auf und liest:

Sehr geehrter Herr Longfield!
Beiliegend ein Brief aus Hongkong an Ihre frühere Adresse.
Ich habe ihn gleich weitergeschickt.
Herzliche Grüße, Mr. A. B. Kingsley.

Bevor Mike den Umschlag aufschneidet, versucht er, das Datum zu entziffern; aber das ist vergeblich. Ach, was macht das? Weiter! Als Erstes schaut er auf die Unterschrift: Lee Meekoon.

Lee Meekoon? Der Name kommt ihm bekannt vor. Wo ist er ihm begegnet? Oh, warte mal! War das nicht einer der Ältesten in Paoschan? Sollte der ...

Schnell beginnt er zu lesen.

Lieber Mike!

Bevor die Partei unser Gebäude beschlagnahmte, habe ich wichtige Papiere in Blechdosen in Sicherheit bringen können. Ich bin mit meiner Familie zu der Lisugemeinde in Longso gegangen, wo ein Bruder von mir mit seiner Frau wohnt, der für uns eine Wohnung besorgen konnte. Es ist zur Zeit – es ist der 24. Januar 1965 – einigermaßen ruhig. Die Gemeinde hält treu an den Zusammenkünften fest und kann in den Nachbardörfern sogar noch evangelisieren! Wie lange noch? Das weiß Gott allein. Weil es jetzt Winter ist, habe ich Zeit, die mitgebrachten Papiere zu ordnen. Was nicht von Bedeutung ist, kann ich am Besten vernichten. Zwischen den Papieren fand ich deine Adresse in Dallas. Da beschloss ich gleich, dir zu schreiben. Ich weiß nicht, ob du aus Langsan schon etwas gehört hast und ob du weißt, dass die Gemeinde in Nankiang nicht mehr besteht. Das heißt: offiziell. Sie ist in den Untergrund gegangen und eine der sehr vielen Hausgemeinden geworden.

Weil ich gerade von Nankiang schreibe, muss ich dir mitteilen, dass Feng vor etwa fünf oder sechs Jahren zu vier Jahren Zwangsarbeit auf der Insel Hainan verurteilt worden ist. Ob er jetzt frei ist, kann ich nicht sagen. Oft werden die Männer, die man zur »Umerziehung durch das Volk« verurteilt hat, wegen irgendeiner Kleinigkeit für weitere Jahre eingesperrt.

Ich hoffe, dass jetzt keine Hausdurchsuchung kommt, weil ich den Brief nicht einfach zur Post bringen kann. Ich werde ihn an eine Stelle legen, die nur ich kenne und hoffe, dass ich ihn bald schicken kann. Nicht per Post, das geht nicht. Niemals würde er durch

die Zensur kommen! Aber höchstwahrscheinlich gibt es bald einmal eine Möglichkeit, ihn einem Menschen zu übergeben, der die Erlaubnis hat, nach Hongkong zu reisen. Dieser Mann weiß auch, wie Bibeln und andere christliche Schriften in unser Land geschmuggelt werden können.

Ich hoffe, du wirst mir zurückschreiben, damit ich weiß, wie es dir geht. Du kannst einfach an mich adressieren mit der Anschrift in Hongkong, die unten auf diesem Brief steht. Ich endige diesen Brief, indem ich dir Gottes Segen wünsche. Ein herzlicher Gruß von Lee Meekoon.

PS. Ich hoffe, du kannst diesen Brief lesen. Ich kann wohl einigermaßen Englisch sprechen oder verstehen; aber schreiben ...?!

Lächelnd liest Mike das Postscriptum. Ja, allerdings wimmelt der Brief von Schreib- und Ausdrucksfehlern, von der Grammatik ganz zu schweigen. Aber kein Brief hat Mike dermaßen froh gemacht wie diese »krumme Epistel«. Immer und immer wieder liest er sie. Feng! Was er jetzt wohl macht?

Er faltet die Hände: »Herr, sei eine feurige Mauer um ihn!«

Und wieder klingt es in seinem Inneren: »Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug!«

»Danke, Herr. Ich habe nicht vergessen, was Du mir vor Jahren gezeigt hast; aber ich habe nur auf die Schwierigkeiten gesehen, die menschlicherweise bestehen. Komme meinem Unglauben zur Hilfe!«

Er setzt sich an den Tisch, nimmt ein Blatt Luftpostpapier und beginnt zu schreiben:

Lieber Lee!

Danke für Deinen Brief. Der Herr sagt in Seinem Wort:
Ich bin ein Gott, der Wunder tut ...

Ungefähr sechs Kilometer westlich von Schiang gehen zwei Männer am Südufer des Gelben Flusses, des Hwang-Ho, entlang. Sie sind in eifrige Gespräche vertieft. Dabei fürchten sie nicht, belauscht zu werden, weil weit und breit weder ein Mensch noch ein Haus zu sehen ist.

Es ist Ende September und die Natur hat ihr Herbstkleid angezogen. Die Sonne färbt die Blätter der Bäume und Sträucher auf den Berghängen orangerot und rostbraun. Wie wunderschön ist doch Gottes Schöpfung um diese Zeit! Aber die beiden haben keinen Blick dafür. Andere Dinge beschäftigen sie, etwas, was in China zur Zeit noch nicht laut gesagt werden darf. Mao Tse-tung lebt nicht mehr! Der Große Vorsitzende ist »den Weg allen Fleisches gegangen«. Es wird geflüstert, er habe in den letzten Monaten vor seinem Tode mehr als einmal zu seinen Ärzten und verschiedenen anderen Leuten gesagt: »Ich werde in nächster Zeit Gott begegnen.« Von welchem Gott mag er geredet haben? Auch die beiden Wanderer wundern sich über diese Aussage. Mao, ein überzeugter Atheist, ein Mann, der die Christen in seinem Land mit aller Gewalt bekämpfte, sie verfolgte und umbrachte, soll gesagt haben, nun bald vor Gott zu erscheinen! Weil sie sich das nicht erklären können, lassen sie dies Thema. Es gibt noch Wichtigeres, was sie beschäftigt. Sie sind auf dem Weg zu einer Hausversammlung in Lengsiou, einem in den Bergen versteckten Dorf. Das ist nicht ungefährlich; denn überall gibt es Spione und Verräter. Mao lebt nicht mehr; aber seine Ideen sind noch sehr lebendig!

»Wir müssen links abbiegen«, sagt der Ältere der beiden. »Sieh, bei der kleinen Hochebene müssen wir hinauf.«

Der andere bleibt kurz stehen. »Wie erinnert mich diese Gegend an meine Heimat, Nong. Ungefähr zwanzig Kilometer westlich von Schiang, in dem Dorf Schang-Hé, bin ich geboren.« Und er fährt fort: »Ich weiß nicht,

ob es den Ort überhaupt noch gibt. 1937 wurde er von den Japanern bombardiert. Meine Eltern, mein kleiner Bruder und Hunderte mehr fanden den Tod. Und weil alle glaubten, die Japaner würden noch einmal kommen, sind fast alle in die Berge geflohen. Ich bin auch mitgegangen und um die Geschichte kurz zu machen: Das war im weitesten Sinne meine Rettung! Ich traf Linnang, den kleinen Maultiertreiber; so nannte man ihn. Er hatte die Religion der ›fremden Teufel‹ angenommen, wie man sagte und verkündigte sie überall, wohin er kam. Schon schnell erhielt er einen anderen Namen: ›der kleine Evangelist‹.«

In Gedanken versunken starrt Feng in die Ferne. Sein fünfter Geburtstag, der rote Drachen, der Adler und das Lamm. Es ist, als sähe er den Adler wieder seine großen Kreise über das Tal ziehen, Kreise, die immer enger werden, aber auch immer näher an die nichts ahnenden Lämmer kommen. Es hätte hier passiert sein können! Das Lamm! Gefangen in den Raubvogelklauen und niemand war da, um zu erretten!

»Wie gut ist Gott!«, sagt er plötzlich. Sein Reisegefährte bleibt eben stehen und schaut ihn fragend an. Feng erzählt ihm die Geschichte von dem Adler und dem Lamm. »Das Tierchen hatte niemand, der es aus den Klauen des Adlers retten konnte. Ich wohl! Ich war auch wie ein Lamm, das sich von der Herde entfernt hat; aber Gott hat mich gerettet. Das Lamm, das der Welt Sünde wegnimmt, hat auch meine Sünden getragen. Gott rettete mich und befreite mich aus dem Arbeitslager. Er hat mich bis hierher wunderbar geführt. Ich darf Seinen Namen verkündigen, wenn auch unter Lebensgefahr. Aber das rechne ich nicht. Der Herr hat mir verheißen, Er werde mir helfen und mich stärken und Seine Rechte werde mich beschützen, wohin ich auch komme.«

Nong sagt nichts dazu; er nickt nur. Mit dem ruhigen Schritt derer, die gewöhnt sind, durch Berg- und Hügel-land zu wandern, gehen sie schweigend weiter. Der Weg,

der hier ziemlich ansteigt, wird schmaler. Nach einer halben Stunde zeigt Nong auf einen gewaltigen Felsblock, der ihnen den Weg zu versperren scheint.

»Dahinter liegt Lengsiou.«

16

Es ist 1979. Die Regierung fährt einen etwas anderen Kurs als unter Mao und gibt den Gemeinden in den großen Städten eine kleine Anzahl ihrer Kirchen zurück. Viele Gebäude waren zu Schulen, Fabriken oder Kinos umfunktioniert. Nach gründlicher Renovierung kann man wieder in den alten, vertrauten Gebäuden zum Singen, Predigen und Beten zusammenkommen. Aber das dauert so nicht lange. Die Gemeinden müssen sich der »patriotischen Dreiselbst-Bewegung« anschließen. Nur die wird von der Regierung anerkannt, aber auch beaufsichtigt. Die Politik kommt in die Kirche hinein, die Pastoren werden in ihrer persönlichen Freiheit stark eingeschränkt und dürfen nicht mehr sagen, was Gott von ihnen verlangt.

Gottes wirklich berufenen Knechte, die sich weigern, so zu reden, wie die Regierung es anordnet, ziehen sich aus den Kirchen zurück. Sie werden die Leiter der unzähligen Hausgemeinden, die sich heimlich in Häusern, Ställen und Scheunen versammeln. Was die Feindschaft gegen die »Ausländerreligion« betrifft, hat sich im Reich der Mitte nicht viel geändert. Der Hass gegen alle, die Gott so dienen wollen, wie Er das will, ist mit dem Tod Maos und der »Viererbande« nicht verschwunden.

In Schiang, wo den Christen zwei Kirchen zurückgegeben wurden, mussten sich diese auch der »patriotischen Dreiselbst-Bewegung« anschließen. Die Zusammenkünfte im Haus beim »Strahlenden Stern« gibt es nicht mehr. Man kommt in der Kirche zusammen, die

knapp zwanzig Minuten entfernt von der Schiffsmotorenfabrik liegt. Das gleicht dem Tropfen auf den heißen Stein, verglichen mit dem, was früher war. Aber es stellt sich bald heraus, dass die »patriotische Dreiselbst-Bewegung« die Pastoren kontrolliert. Sie müssen erst ihre Predigt begutachten lassen, bevor sie diese halten. Ja, ja, es gibt Pastoren, die um ihre Sicherheit und ihr Einkommen besorgt, ihre Predigten anpassen und von der Kanzel mehr Politik als Gottes Wort verkündigen.

Aber es verlassen auch viele diese Kirchen, weil sie Hunger nach wahrer Verkündigung des Wortes Gottes haben. Sie treffen sich irgendwo unter der Leitung von Predigern und Evangelisten, die ihrer Berufung treu geblieben sind.

In den Bergdörfern, in denen Feng die Gottesdienste leitet, ist noch nicht so viel von den Schwierigkeiten zu spüren, denen die Gemeinden in den großen Städten ausgesetzt sind. Die Räumlichkeiten werden überall schnell zu klein und viele müssen draußen stehen bleiben. Das ist bei gutem Wetter kein Problem; aber im Winter geht es nicht.

Eines Tages kommen fünf Polizisten den schmalen Bergpfad hinauf, der nach Lengsiou führt. Sie gehen direkt auf ein Haus zu, das ein wenig außerhalb des Dorfes steht. Zwei stellen sich an die Hintertür, die andere an die Vordertür. Wie sie das leise Singen hören, blicken sie einander an. »Wir kommen gerade richtig«, murmelt einer. »Da, jetzt kommen sie heraus!« Er hat Recht. Kurz darauf geht die Tür auf. Die Polizisten gehen einige Schritte zur Seite und lassen die Leute ohne Weiteres gehen. Es liegt ihnen nichts an den Gemeindegliedern. Sie müssen den Leiter haben!

Die ersten Gemeindeglieder, die aus der Scheune kommen, erschrecken zunächst, dann fassen sie sich schnell und verschwinden ohne zu zögern. Wie alle draußen zu sein scheinen, gehen die Polizisten hinein. Einer führt eine

Namensliste bei sich. Die zwei an der Hintertür bleiben auf ihrem Posten. Vorn in der »Kirche« stehen zwei Männer. Niemand von den Gemeindegliedern ist draußen vor der Scheune stehen geblieben, jeder ist sofort nach Hause gegangen. Für einige ist der Weg zehn oder gar zwanzig Kilometer lang, allerdings wohnen die meisten in Lengsiou. Der Polizist mit der Namensliste führt das Wort. »Wer von euch ist der Leiter dieser Zusammenkunft?«

Der Jüngere von beiden macht einen Schritt nach vorn und sagt ohne die geringsten Anzeichen von Furcht: »Ich, meine Herren.«

Der Agent studiert seine Liste, blickt vergleichend von einem zum anderen und schreit dann: »Du lügst!«

Auf die verwunderte Frage: »Wie kommst du darauf?«, läuft der Mann rot an und brüllt: »Dein Name, Christenhund!«

»Mein Name ist Ding Zhuho.«

»Und deiner?« Er zeigt auf den anderen, der ruhig abwartet.

»Mein Name ist Geng Suang.«

Wieder wirft der Polizist einen Blick auf die Namensliste.

»Ausweise!«, fordert er scharf.

Die beiden zeigen ihre Pässe. Man studiert sie eingehend und mit einem kurzen »Hier!« werden sie zurückgegeben. Nach einer flüchtigen Inspektion der »Kirche« verlassen die Agenten das Gebäude ohne etwas zu sagen.

»Das ging denen um Feng, Geng.«

Geng nickt nur. Er blickt den Polizisten nach, die nach einer kurzen Besprechung den Weg zum Dorf einschlagen. »Sie werden noch weiter nachsuchen«, sagt er, »aber nicht klüger werden«, fügt er hinzu. »Von den Mitgliedern weiß niemand, wo Feng im Augenblick steckt. Gott hält, was Er verspricht. Davon kann Feng ein Zeugnis ablegen und wir ebenfalls!«

In Langsan, dem Dorf, in dem Mike Longfield vor Jahrzehnten als Missionar der China Inland Mission ar-

beitete, wird eine Versammlung gehalten. Es ertönt Gesang, vierstimmig und mit vollem Herzen:

Sein Arm allein ist uns genug,
und sicher ist Sein Schild.

»Es klingt wie damals«, denken ältere Sänger, »als er noch bei uns war.« Sie haben Pa-Mike nicht vergessen, den Missionar, der ihnen das mehrstimmige Singen beigebracht hat. Vor allem hatte er ihnen das Evangelium verkündigt. Als er damals Abschied nahm, hatte er noch ein letztes Mal gesagt: »Vergesst nicht, was ich euch verkündigen durfte, denkt daran, erzählt es euren Kindern und allen, mit denen ihr zu tun habt: Jesus Christus ist in die Welt gekommen, um Sünder selig zu machen! Bitet den Herrn bei allen Anfeindungen und Versuchungen standhaft bleiben zu können, auch wenn Verfolgungen kommen.«

In all den Jahren hat der Herr wunderbar geholfen. Niemand aus dem Dorf wurde eingesperrt, niemand kam ins Arbeitslager oder in die »Umerziehung«. Tsi hat mit viel Gebet und oft mit bebendem Herzen die Zusammenkünfte und Bibelstunden geleitet. Er hat, so wie er es mit Mike getan hat, die Dörfer in der Umgegend besucht und sich überall und in allem Mühe gegeben, die Arbeit fortzusetzen. Und jetzt ...! Als man am allerwenigsten damit rechnete, ist Feng Tiu, der Evangelist aus Nankiang zu ihnen gekommen! Auf einem Maultier, ohne Führer, hat er die lange Reise nach Langsan gemacht. Und nun steht er an dem Platz, von dem aus Mike so viele Jahre das Evangelium verkündigt hatte.

»Welch ein Wunder ist es, dass ich hier stehen darf! Welch ein Wunder, dass Gott mich bis zu diesem Augenblick getragen und bewahrt hat! Welch ein Wunder, dass ich Tsi wiedersehen durfte«, so beginnt Feng seine erste Ansprache in Mikes alter Gemeinde. »Ich wurde durch den Geist deutlich daran gehindert, nach meiner acht-

jährigen ›Umerziehung‹ auf der Insel Hainan nach Nankiang zurückzukehren. Der Herr leitete mich nach Schiang, wo ich ein halbes Jahr lang der Hausgemeinde dort das Wort Gottes sagen konnte, bis auch da den Christen von der Regierung einige Kirchen zurückgegeben wurden. Ich habe ein paarmal dort gepredigt; aber als den Pastoren vorgeschrieben wurde, was sie sagen sollten, und dass die Predigt mehr von Politik als vom Evangelium handeln musste, haben überall aufrechte Gemeindeleiter und Gemeinden die ihnen aufgezwungene ›patriotische Dreiselbst-Bewegung‹ verlassen und sich wieder in Hauskirchen zurückgezogen. Das ist lange Zeit gut gegangen; doch seit einem halben Jahr werden diese Hauskirchen überfallen und Gemeindeleiter, aber auch einfache Mitglieder ohne Gnade und ohne Gerichtsverfahren in Gefängnisse und Arbeitslager gesperrt. Ich habe Schiang verlassen und predigte ein- oder zweimal im Monat in Lengsiou, einem Dorf, ganz im Südwesten von Jünnan. Es schien, als sei das dort ein vergessenes Gebiet; denn man hörte dort nichts von Polizeiaktionen. Das Wort Gottes wird da von treuen Dienern ungehindert verbreitet. Bis ...« Feng hält einen Augenblick inne und blickt sich in der kleinen Gemeinde um, »bis jetzt auch im weiten Umkreis von Lengsiou Polizeitätigkeit gemeldet wurde. Ganz wunderbar hat der Herr für mich gesorgt. Sein ›Fürchte dich nicht, Ich bin bei dir‹ hat Er wahr gemacht. Schnell fand man heraus, dass die Aktionen mir galten. Ich wurde gewarnt, keinesfalls nach Lengsiou zu kommen. Anfangs fühlte ich mich wie ein Deserteur aus dem Heer meines Königs Jesus. Doch habe ich den dringenden Rat befolgt und Gott hat mir ein gutes Gewissen geschenkt. Man sorgte für ein Maultier und ich begann eine Reise, die gut und gern drei, vier Wochen gedauert hat.«

Wieder unterbricht Feng seinen Bericht.

»Es war für mich nichts Neues, mit einem Maultier durch die Berge zu ziehen. Von jung auf war ich damit

vertraut und habe in Linnang, dem kleinen Maultiertreiber, einen guten Lehrmeister gehabt. Er war für mich wie ein Vater, nicht nur wie ein natürlicher, sondern vor allem ein geistlicher Vater. Er hat mich erzogen. Er war ein aufrechter Christ, Gott hatte ihn bekehrt, wie Er all Sein Volk bekehrt. Die Gegend, durch die ich zunächst kam, war mir nicht unbekannt. Ich hatte sie im Jahre 1942 mit Mike, Linnang und Tsi durchzogen. Eigenartig geformte Felsen, bestimmte Bergsilhouetten, Baumgruppen und den Bergpfad, auf dem uns Tsi damals als Pfadfinder diente, brachte Gott mir wieder in Erinnerung. So wusste ich, dass ich auf dem richtigen Wege war. Wenn ich ein kleines Dorf antraf, band ich mein Reittier an einen Baum oder Strauch und ging auf Erkundung aus. Verschiedene Male fand ich ein gastfreies Haus und hatte abends andächtig lauschende Zuhörer, wenn ich erzählte, wie Gott für mich gesorgt hatte und es immer noch tut.

So durfte ich säen – und ich vertraue fest darauf – Er wird das Wachstum geben. Auf meiner Reise habe ich nicht viele Menschen getroffen. Aber wer meinen Weg kreuzte, unterhielt sich stets mit mir. Niemand habe ich gesagt, wohin ich ging und wundersamer Weise fragte auch niemand danach. Außer in einem Fall. Und ich meine, der Herr hatte damit Seine Absicht. Menschlich gesprochen weiß zur Zeit niemand, wo ich bin. Die Ausnahme sind einige junge Leute, von denen ich euch gern erzählen möchte.

Es war schon gegen Ende meiner Reise, als mir eine Gruppe junger Lisu entgegenkam. Oder besser: Sie liefen nach kurzem Gruß an mir vorüber. Ich hatte gerade Tee angesetzt und lud sie ein, ein Schüsselchen mit mir zu trinken. Diese Einladung wurde herzlich gern angenommen. Niemand hatte etwas dagegen. Sie legten ihre Bündel ins Gras, holten ihre Schüsseln hervor und machten es sich gemütlich.

›Du reist allein?, fragte einer.

Ich nickte und goss noch etwas Wasser in den Kessel.

Das Wasser kochte und ich rührte ab und zu um, bis das ›Gebräu‹ nach meinem Geschmack war. In den folgenden Augenblicken war nichts als das Schlürfen aus den Teeschüsseln zu hören; aber als sie die Schüsseln mit ihren Ärmeln trocken gewischt hatten, fingen die Fragen an.

›Du kommst nicht von hier; aber du sprichst unsere Sprache. Wo hast du sie so gut gelernt?‹

›Bist du schon lange unterwegs?‹

›Musst du noch weit?‹

›Bist du vielleicht ein Evangelist?‹

›Darf ich zurückfragen?‹, sagte ich lachend. Ich wartete keine Antwort ab, sondern fragte einfach: ›Seid ihr auf dem Weg zur Bibelschule?‹

Nun waren sie an der Reihe zu antworten; aber das fiel ihnen nicht schwer. ›Das hast du gut geraten. Zweimal im Jahr gehen wir in ein kleines Dorf ungefähr zehn Kilometer östlich von Longdo. Da bleiben wir eine Woche und studieren unter Anleitung eines Evangelisten einen Bibelabschnitt. Wir machen uns Aufzeichnungen, die wir zu Hause ausarbeiten und auswendig lernen. Jetzt bist du aber an der Reihe!‹

›Ich bin in der Tat Evangelist‹, sagte ich ohne die geringste Scheu. ›Ich bin auf dem Weg in ein Dorf, um dort Bibelunterricht zu geben und Versammlungen zu halten.‹

›Dann freuen die sich sicher, dass du kommst.‹

Wieder musste ich lächeln. ›Eh ... Niemand weiß, dass ich komme.‹

Da blickten sie mich verwundert an. ›Niemand? Wie weißt du denn, ob du willkommen bist?‹

›Das hat der Herr mir gezeigt. Er hat mich dahin gewiesen und Sein Tun ist weise und heilig!‹

Sie nickten alle zustimmend. Es war auch ihre Auffassung.

Wir haben Gott loben und preisen dürfen und eine Stunde später machten sie sich wieder auf den Weg. Ich konnte nur meine Knie beugen und dem Herrn von Herzen für diese schöne Begegnung danken.«

Feng macht eine kleine Pause und plötzlich fängt Tsi mit seiner wohlklingenden Stimme zu singen an:

Es ist Herrlichkeit, mit Ihm zu geh'n!
Es ist Herrlichkeit, mit Ihm zu geh'n!
Denn Er führt uns überall,
über Berge und durch's Tal.
Es ist Herrlichkeit, mit Ihm zu geh'n!

Bei der dritten Zeile fallen alle ein:

Denn Er führt uns überall;
über Berge und durch's Tal.

Und Feng kann nur zustimmend nicken: Ja, es ist herrlich, mit Ihm zu gehen, einerlei, wohin der Weg geht, in welche Umstände Gottes Kind auch gerät! Vieles drängt sich in seine Gedanken. Wer hätte je vermuten können, dass er der alten Gemeinde seines Freundes Mike sagen durfte, was Gott für ihn gewesen ist. Ach, wie wahr wird es auch jetzt wieder: »Fürchte dich nicht. Ich bin Dein Gott!«

Er geht vom Rednerpult, um Tsi Gelegenheit zu geben, die Zusammenkunft weiter zu leiten. Aber der sagt: »Nein, Feng, das musst du jetzt tun. Du bist Evangelist und der Herr hat dich hierher gebracht, wie du selbst gesagt hast.«

Feng hat nichts dagegen. Er weiß, dass er sich dem Dienst nicht entziehen kann.

Nachdem Feng mit großer Freude gepredigt hat und nach einem kurzen Gebet bittet er, Mikes Lieblingslied zu singen. Das hatte Mike zusammen mit Tsi so oft aus voller Brust gesungen, dass es nicht lange dauerte und Linnang und er kannten es auch auswendig.

Mike hatte es mit Tsis Hilfe ins Lisu übersetzt. Und die Lisuleute haben die Musik im Blut. Wenn sie erst eine Melodie können, singen sie dies auch bald mehrstimmig.

Herr, Du bist voll Barmherzigkeit,
voll Gnade, Langmut, Licht,
und liebend zeigst Du allezeit
Dein freundlich Angesicht.

Allen war es deutlich, dass der Herr mitten unter ihnen war.

Nach dem Gottesdienst kommen die Ältesten in Tsi Haus mit Feng zusammen. Sie sprechen über ihre Schwierigkeiten und dass es so sehr an guter christlicher Literatur fehlt. Der Einzige in der Gemeinde, der eine Bibel besitzt, ist Tsi. Und Feng, der seine Bibel mit Ming und Wang geteilt hatte, hat dementsprechend nur ein Drittel von Gottes Wort zu seinem Verfügung. Gar nicht zu reden ist von Bibelerklärungen und anderen christlichen Büchern.

»In Schiang besaß die Hausgemeinde, bevor die Kommunisten einige Kirchen zurückgaben, drei Bibeln und eine Erklärung zu den vier Evangelien«, erzählt Feng. »Diese Bibeln und die Erklärung sind noch zu Maos Zeiten von einem gläubigen Geschäftsmann eingeschmuggelt worden. Er hat das höchstwahrscheinlich mit dem Leben bezahlen müssen. Eines Tages fand man ihn; er hatte einen Autounfall erlitten. Er war gegen einen Baum gefahren und war sofort tot. Man munkelt aber, dass ein Anschlag auf ihn verübt wurde; denn man hat genau vor dem Unglück Gewehrschüsse gehört. Die Bibeln und die Erklärung wurden eines Tages durch eine Gruppe wütender Leute aus Schiang verbrannt. Glücklicherweise haben einige Gemeindeglieder manche Bibelteile Wort für Wort abgeschrieben.«

Jetzt ergreift Tsi das Wort: »Ich habe euch aus Vorsicht nichts davon gesagt, dass ich an Mike einen Brief nach Dallas geschrieben habe. Nach Monaten erhielt ich jetzt eine Antwort, die ich heute Abend vorlesen will. Mike wohnt nicht mehr in Amerika, sondern in England. Dort erhielt er einen Brief von Lee Meekoon, den er früher in Paoschan kennen gelernt hatte. Mike weiß von deiner

Gefangenschaft in Hainan, Feng. Er schreibt zwar nur kurz; aber das wirst du gleich selbst lesen können.

Lee Meekoon hat seinen Brief jemand mitgegeben, der mindestens viermal im Jahr geschäftlich nach Hongkong kommt. Dort wird der Brief zur Post gebracht. So hat Mike ihn erhalten. Mike teilte ihm auch mit, dass er an eine bestimmte Adresse in Hongkong schreibt. Von dort wird der Brief dann weiter geleitet. Die Adresse steht natürlich nicht in dem Brief, das wäre viel zu gefährlich! Nun habe ich gedacht: Wenn ich diesen Lee in Paoschan einmal aufsuchen würde; vielleicht können wir ihm einen Brief an Mike mitgeben. Du könntest dann selbst schreiben, wie es dir geht. Und vielleicht wissen die von der Adresse in Hongkong auch, wie wir Bibeln und anderes Material beschaffen können.«

Feng ist über all das tief bewegt. Könnte er doch Mike noch einmal sehen! Er rechnet kurz zurück: 1940 begegnete er ihm das erste Mal. Mike war damals sechsundzwanzig. Jetzt ist 1981. Dann ist er beinahe siebzig! Nein, die Gelegenheit wird es wohl nie mehr geben. Aber die Möglichkeit, ihm zu schreiben, ohne sich vor der Zensur durch die Polizei in Acht nehmen zu müssen, das schien ihm jetzt greifbar nahe zu sein.

Feng hört kaum noch zu, was die Ältesten besprechen. Er denkt an den Brief. Gleich will er schreiben. In Gedanken formuliert er:

Lieber Mike!

Der Herr ist gut ...

17

In der von Mike gemieteten Wohnung beugen sich zwei Köpfe, einer mit grauen, der andere mit pechschwarzen Haaren, über eine Landkarte der Provinz

Jünnan und Umgebung. Man kann schon allerlei darauf erkennen; denn jeder Zentimeter auf der Karte entspricht 12,5 km in der Natur.

»Sieh, Djeng«, sagt der Mann mit den grauen Haaren, »hier liegt Paoschan und dort Lengsiou. Ich habe dir ja von Feng erzählt, einem Waisenjungen aus Schang-Hé. Zum ersten Mal sah ich ihn in Nankiang. Er war damals noch jung, gerade achtzehn. Ein intelligenter Junge; aber das Beste an ihm war, dass er einer war, der Gott fürchtete. Ein halbes Jahr sind wir zusammen mit Linnang, einem Evangelisten aus Nankiang und Fengs geistlichem Vater zu all den Dörfern im weiten Umkreis um Nankiang gereist. Natürlich war auch Tsi dabei, mein unentbehrlicher Führer im Lisuland. Als ich 1955 gezwungen wurde, China zu verlassen, habe ich mich von ihnen nicht einmal verabschieden können. Aber im vorigen Jahr erhielt ich von einem Ältesten der Gemeinde in Paoschan einen Brief. Er schrieb mir, dass Feng zu vier Jahren ›Umerziehung‹ auf der Insel Hainan verurteilt worden sei. Als ich nachrechnete, stellte ich fest, dass die vier Jahre längst vorüber sind. Ich habe dem Ältesten gleich zurückgeschrieben über die Adresse eines gewissen Hmong Tung, einem Mitarbeiter der Mission in Hongkong. Bis jetzt habe ich aber noch nichts wieder gehört. Jetzt willst du mit Richard Taylor nach Hongkong reisen, um für den Versand von Bibeln und anderen Büchern nach China zu sorgen. Ich hoffe, du wirst die Person treffen, die den Brief von Lee Meekoon nach Hongkong gebracht hat. Würdest du ihm dann den Brief, den ich an Feng geschrieben habe, geben? Wenn Gott will, wird Feng ihn auch bekommen!«

Djeng Li nickt: »Natürlich nehme ich den mit. Ich hoffe von Herzen, dass Feng noch lebt, und wie du sagst: Wenn Gott es will, wird er den Brief sicher erhalten.«

»Wir nähern uns jetzt Hongkong«, klingt die Stimme des Flugkapitäns aus dem Bordlautsprecher. »In ungefähr einer Viertelstunde setzen wir zur Landung an.« Djeng

steckt das Buch, in dem er gelesen hat, in die Tasche und blickt aus dem Fenster. Hongkong! Er bekommt ein flaes Gefühl im Magen. Er ist wahrhaftig nicht zum ersten Mal im Flugzeug; aber hier ist das doch anders. Das Landen zwischen Wolkenkratzern mit – nach seiner Meinung – immer größeren Flugzeugen ist nicht so richtig nach seinem Geschmack. Er weiß genau, dass sie nicht irgendeinen Piloten an Bord haben, sondern einen höchst erfahrenen Kapitän, der jedes Flugzeug auf jedem Flugplatz sicher zur Landung bringen kann, auch auf diesem »gefährlichsten Flughafen der Welt«. Er sieht die Diaserie wieder vor sich, die Richard Taylor bei seinem Urlaub vor einigen Monaten gezeigt hat.

»So fliegt man Hongkong an«, sagte er, »und so landet man!«

Schon damals wurde es ihm so eigenartig im Magen. Und jetzt erst! Es ist, als würde er luftkrank. Djeng faltet die Hände: »Herr, bring' uns heil nach unten!«

In der Empfangshalle wartet Richard auf seinen Mitarbeiter. Er begrüßt ihn herzlich und sagt im Blick auf Djengs ziemlich blasses Aussehen: »Luftkrank gewesen?«

Djeng schüttelt den Kopf. »Das war 's nicht; aber wenn ich ehrlich sein soll, ich hatte schreckliche Angst! Ich dachte, wir würden jeden Augenblick einen Wolkenkratzer mitnehmen. – Der Herr hat uns heil landen lassen«, fügt er dankbar hinzu.

Richard lächelt eben. »Das Gefühl kenne ich. Jedesmal, wenn ich mich Hongkong nähere, protestiert mein Magen heftig. Das wird wohl immer so bleiben. Man müsste schon Nerven aus Stahl haben, wenn die Landung hier ohne Herzklopfen abgehen sollte.«

Djengs Gepäck ist schnell verstaut und ab geht's zu Richards Wohnung. Dort wird Djeng vorläufig bleiben, bis sich ein Wohnraum für ihn gefunden hat. Nach einer kleinen Mahlzeit – Djeng hatte im Flugzeug schon gegessen – machen sie es sich gemütlich, jeder in einem weichen Sessel.

»Ich habe ja schon während meines Urlaubs in London das eine oder andere über unsere Arbeit erzählt«, beginnt Richard. »Die hat so zugenommen, dass ich froh bin, Verstärkung bekommen zu haben. Du wirst schnell sehen, dass die Gespräche mit unseren Kurieren die meiste Zeit in Anspruch nehmen. Ich denke auch, dass Mike dir eine Menge erzählt hat.«

»Das hat er allerdings getan«, sagt Djeng, »er konnte nie genug erzählen. Wie gern würde er noch einmal herkommen. Ich habe einen Brief an einen gewissen Feng bei mir, der 1959 zu Zwangsarbeit auf die Insel Hainan verbannt wurde. Mike hat ihn getroffen, als er die Dörfer rings um Nankiang bereiste. Er erzählt, der Herr habe ihn deutlich auf Feng hingewiesen mit den Worten: »Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug!« Er sprach auch von einem gewissen Lee Meekoon in Paoschan, vielleicht kennst du ihn ...«

Richard fällt ihm ins Wort: »Niemals von ihm gehört; aber das ist kein Wunder. Es gibt mehrere Stiftungen und Missionsgesellschaften hier, die Bibeln und anderes christliches Lesegut nach China hineinschmuggeln. – Hör, wie alt ist Feng jetzt?«

»Er war gut siebzehn, als Mike ihm begegnete. Das war 1942. Es kann auch einige Jahre früher gewesen sein.« »Vierundfünfzig ist er dann«, meint Richard nach einigem Nachdenken. »Weiter weiß man nichts von ihm?«

»Nein«, aber Mike sagte: »Weißt du, was ich glaube, Djeng? Wenn Feng frei ist, wird er in den Hausgemeinden predigen.«

»Das ist gut möglich. Ich habe gehört, dass die Zwangsarbeiter, wenn sie ihre Strafe abgeübt haben, mindestens noch einmal so lange fest gehalten werden, ehe sie nach Hause dürfen. Nehmen wir an, Feng sei nach Nankiang zurückgegangen, dann wird er dort seine Arbeit als Evangelist wieder aufgenommen haben. Ich kann mir vorstellen wie sehr es Mike darum geht, ihn

noch einmal zu sehen. Bei ihm fangen die Jahre an zu zählen. Wenn ich gut unterrichtet bin, ist Mike jetzt vierundsechzig. Wer weiß, vielleicht kommt bald eine Gelegenheit. Vielleicht wird die Grenze schon in kurzer Zeit nicht nur für einige Geschäftsleute, sondern für alle Reisenden wieder offen sein. Allerdings, Deng-Xiaoping mag sein wie er will, eins ist sicher: Er hasst alle Religion, vor allem das Christentum. Immer noch gibt es Verfolgung, Gefangenschaft und Demütigungen für jeden, der sein Christsein offen zeigt. Die Hausgemeinden aber wachsen und es besteht ein Riesenmangel an Bibeln und guten christlichen Büchern. Wir tun, was wir können und in naher Zukunft hoffen wir, Teile für eine Druckpresse nach China hineinzubringen. Wir haben Verbindung zu einem Fabrikanten, der in einigen Wochen zwei große Setzmaschinen nach China exportieren soll. Er wird den Transport selbst begleiten. Auch zwei Monteure gehen mit, die den Leuten vor Ort zeigen, wie man mit der Maschine umgeht. Wir hoffen, diese Leute morgen zu treffen. Du kannst frei mit ihnen reden. Sie sind alle drei Christen.«

Djeng wird während des Berichts immer gespannter. »Es gehen auch zwei Monteure mit.« Dieser achtlos hingeworfene Satz lässt ihn nicht los. Wenn er ... »Wohin müssen die Maschinen gebracht werden?«

Richard holt eine Landkarte aus der Schublade.

»Wo ist nun Kunming, in der Provinz Jünnan?«

Djeng hält den Atem an. Kunming! Er wird ... aber im gleichen Augenblick verwirft er seinen Gedanken wieder, der ihm bei dem Wort »Kunming« durch den Kopf schoss. Oder doch ... ?

»Die Monteure, sprechen die chinesisch?«

»Nicht dass ich wüsste. Der Fabrikant selbst auch nicht. Es wäre schön, wenn er einen Dolmetscher hätte, besonders, wenn er die Anweisungen zum Aufbau und zur Benutzung der Setzmaschine geben soll. Aber wieso?«

»Na ja, mir kam so der Gedanke, dass es gut wäre, wenn ich mit ihm reiste. Ich habe die Karte von Jünnan mit ihren Städten, Dörfern, Bergen und Straßen oft mit dem Finger von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchstreift, während Mike mir so viel darüber erzählte. Ich weiß da fast so gut Bescheid wie in London. Westlich von Kunming liegt Paoschan, na ja, so dreihundert Kilometer weiter; aber es fahren Busse und Züge. Ich könnte mich nach Lee Meekoon erkundigen, den Ältesten aus Mikes Zeiten. Vielleicht könnte ich auch Pingwu besuchen. Dort ist Mike oft gewesen.«

Djeng schweigt und sieht Richard fragend an. Dann lächelt er plötzlich und sagt: »Ich baue Luftschlösser. Was ich da vorhabe, wird nie gelingen. Ich habe ja nicht einmal ein Einreisevisum und hätte ich das, dürfte ich auch nicht frei im Lande umherfahren. Entschuldige, dass die Gedanken so mit mir durchgingen.«

Richard starrt, ohne etwas zu sehen, aus dem Fenster. Er hat Djengs Redeschwall über sich ergehen lassen; aber ein Wort ist bei ihm hängen geblieben, das Wort Dolmetscher! Vielleicht will der Herr seinen neuen Mitarbeiter Djeng so einfach nach China bringen, um ihn dort für seine Sache zu verwenden?!

»Sollen wir den Herrn um Licht in dieser Sache bitten?«

Djeng, der eine völlig andere Reaktion erwartet hatte, blickt ihn verständnislos an.

»Was meinst du damit?«, fragt er Richard.

»Genau, was ich sage«, antwortet Richard. »Ich habe nach all dem, was du über Kunming und die Kilometer sagtest, gar nicht richtig hingehört. Eigentlich habe ich nur ein Wort vernommen: Dolmetscher. Und je länger ich darüber nachdenke, um so überzeugter bin ich, dass der Herr etwas anderes mit dir vorhatte, als er dich nach Hongkong brachte. Darum fragte ich, ob wir zusammen beten sollten.«

Djeng begreift immer noch nicht. »Was ... was meinst du?«, fragt er noch einmal.

Richard erklärt es ihm. Einige Minuten später knien sie vor ihren Stühlen und Richard bittet von Herzen, Gott möge ihnen doch deutlich Seinen Willen bekannt machen. »Weise uns den Weg, Herr. Lass uns deinen Willen erkennen!«

An diesem Abend liegt Djeng noch lange wach. Daran ist nicht die fremde Umgebung Schuld, es sind die neuen Gedanken von heute Nachmittag, die ihn nicht schlafen lassen. Richards Gebet verhindert das Einschlafen. Es hält ihn nicht mehr im Bett. Er steht auf und kniet nieder. »Herr, zeige mir den Weg, den ich gehen soll!«

Im Zug nach Kunming sitzen vier Personen beieinander, drei Ausländer und ein Chinese. Der Zug ist überfüllt und hätte man keinen Platz reserviert gehabt, hätten sie die ganze Zeit stehen müssen. Bestenfalls kann man den Koffer als Sitz- und Schlafplatz benutzen. Diese Vier haben aber ein schönes Abteil erhalten. Sie sind im Besitz gültiger Platzkarten und man hatte ihnen ein Abteil zugesichert, in dem man Platz genug hat und nachts auch schlafen kann. Von außen kann man nicht erkennen, dass es sich um einen Waggon der besseren Klasse handelt. Auch hier sind die Fenster vergittert. Die vier Reisenden haben sonst niemand in ihrem Abteil. Ans Ende des langen Zuges sind Güterwagen gekoppelt. Holzlatten, durch rostige Eisenringe gesteckt, halten die schiefhängenden Türen zu. In einem dieser Waggons stehen, sorgfältig in feste Holzkisten verpackt, die Teile für zwei große Setzmaschinen, die für eine Druckerei in Kunming bestimmt sind. Eine riesige Lokomotive zieht den Zug durch eine prachtvolle Landschaft. An der schnaufenden und mächtige Rauchwolken ausstoßenden Lokomotive ist zu erkennen, dass auch auf dem Gebiet des Verkehrs der »Große Sprung nach vorn« nicht gebracht, was man von ihm erwartet hat.

Langsam, sehr langsam scheint China wieder aus dem Tal des Durcheinanders und der Armut aufzusteigen. Die

brandneuen Setzmaschinen sind dafür ein gutes Beispiel. Viele Hunderttausende von Menschenleben hat die Große Kulturrevolution mit ihren Zwangsmaßnahmen und ihrer Willkür gekostet. Und immer noch gibt es keine richtige Freiheit in diesem unermesslich großen Land. »Selbstverständlich« besteht Religionsfreiheit; aber auch die Freiheit, alle Christen zu verfolgen und ihnen die Religionsausübung unmöglich zu machen. Unter der Bevölkerung der großen Städte, aber besonders auf dem flachen Land, herrscht noch tiefe Armut. Darüber sprechen die vier Männer in dem Abteil, die kein Auge für die Landschaft haben, durch die sie fahren.

»Wann bist du zuletzt in China gewesen, Djeng?«

»Ich bin als Baby mit meinen Eltern in einem Transportflugzeug nach Taiwan geflüchtet. Mein Vater war einer der Adjutanten Tschiang Kai-scheks. Er hat mir alles so oft erzählt, dass ich fast glaube, es bewusst miterlebt zu haben. Das war nach dem großen Brand von Tschungking. General Tschiang Kai-schek hatte den Kampf mit den Kommunisten aufgegeben und beschlossen, mit seiner Familie, seinen Adjutanten und Ratgebern nach Taiwan zu fliegen. Deren Familien sollten auch mitgehen. Auf Taiwan würde er sicher sein; denn in der Formosastraße patrollierte die amerikanische Marine und schon deshalb musste Mao seine Versuche aufgeben, seinen Feind zu verfolgen, um ihn aus dem Weg zu räumen. 1968 emigrierte mein Vater nach England. Einige Jahre später erhielten wir die englische Staatsbürgerschaft. Das steht natürlich auch auf meinem Pass. Wir wohnten zuletzt in London. Da gibt es viele Chinesen, die durch die ›Chinese Overseas Mission‹ aufgefangen werden. Mein Vater wurde beim Zoll als Dolmetscher angestellt, er spricht nämlich nicht nur klassisches Chinesisch, sondern auch verschiedene chinesische Dialekte, außerdem englisch, französisch, deutsch und ein wenig spanisch. Ich habe das Dolmetschertalent von meinem Vater geerbt«, fügt er lachend hinzu.

Interessiert haben die Reisenden zugehört.

Je länger sie in seiner Gesellschaft sind, um so sympathischer finden sie ihn. Rolf Verbrüggen, der Unternehmer ist von seinem »Dolmetscher« restlos begeistert.

»Ich bin so froh, dass alles so schnell geklappt hat, Djeng, ohne Geschacher und Bestechung. Wir können deutlich Gottes Hand darin erkennen. Er ließ uns mit dir zusammentreffen und räumte alle Hindernisse aus dem Weg. Du kannst dich dort ziemlich frei bewegen in deinem Vaterland; aber das nicht allein, du hast, ohne irgendwelche Probleme, sofort eine Aufenthaltsgenehmigung für ein halbes Jahr erhalten. Ein Wunder!«

Kees Hage und Gert van Vliet, die beiden Monteure, stimmen dem von Herzen zu. Sie sind das erste Mal in China. Ihre größte Sorge war: Wie wird das in der Druckerei gehen! Wie können wir den Monteuren dort, die später die Maschinen bedienen sollen, die Einzelheiten erklären und ihnen zeigen, wie kleine Reparaturen ausgeführt werden können und wie die Arbeiter die Setzmaschinen bedienen sollen? Sie selbst hätten es mit Englisch versuchen müssen, besonders technisches Englisch beherrschen sie ziemlich gut; aber so wird ja alles entschieden einfacher! Nachdem sie diese Sorge los sind, können sie allem, was in den nächsten drei Wochen auf sie zukommt, gelassen entgegensehen.

Auf dem Weg in Richtung Paoschan ist ziemlich viel Verkehr. Klapprige Busse, uralte Lastwagen, viele Personewagen, die oft als Lastwagen benutzt werden und selbst Maultierkarren sind unterwegs, jeder auf seine Weise, jeder zu seinem Bestimmungsort. Zwischen all diesen Fahrzeugen, die nicht viel von Verkehrsregeln halten, fährt ein verbeulter PKW. Er ist ein Dreiradwagen und liegt nicht gerade sicher auf der holprigen Straße. Aber: Er fährt, und das ist die Hauptsache. Der Passagier neben dem Fahrer stößt sich bei den vielen Schlaglöchern oft den Kopf an dem Dach des Wagens; aber er nimmt

dies Ungemach still in Kauf. Wegen des schrecklich lauten Motors ist es unmöglich, ein normales Gespräch zu führen.

»Bald sind wir da, mein Herr!«, schreit der Fahrer und wendet sich dem Mitreisenden zu. Sein Gesicht strahlt vor Vergnügen.

Der junge Mann neben ihm schreit zurück: »Guck geradeaus!«, und zeigt auf einen Maultierkarren, den sie fast erwischte hätten.

Der Fahrer ruckt ein bisschen am Steuer und kommt haarscharf vorbei. Er lacht, dass man alle seine Zahnstümpfe sehen kann.

»Wohin musst du?«

»Fahre zum Markt.«

In einer Straße, die zum Markt ausläuft, hält der Fahrer seinen Wagen an. Eine wohlthätige Stille tritt ein. »Dort ist der Markt, mein Herr«, sagt er völlig überflüssig.

»Danke! Und ich wünsche dir eine gute Heimreise!«

Einige Yüan wechseln den Besitzer und wieder zeigt der Fahrer sein löcheriges Gebiss. »Danke sehr, mein Herr!«

»Sag einmal, kannst du lesen?«, fragt der Reisende.

Ein wenig verwundert nickt der Mann.

»Das ist für dich. Darin kannst du von dem wahren Gott lesen und von Seinem Sohn, der schlechte Menschen gut machen kann.«

Wie das Auto in einer schwarzen Qualmwolke verschwindet, blickt Djeng ihm nach. Er hätte gern mit dem Mann gesprochen und ihm von Gott und Seinem Wort etwas erzählt; aber die Zeit drängt und unterwegs war es unmöglich. Er betet still für ihn: »Segne Dein Wort, Herr, mein Gott!«

Eben vor dem Dorf Langsan sitzt auf einer kleinen Anhöhe ein Junge von etwa dreizehn Jahren. Es ist Lei. Er hütet die Ziegen, die nicht weit von ihm an den steilen Berghängen grasen. Das ist sein tägliches Werk; aber an

manchen Tagen hat er noch ein Zusatzamt. In dem großen Gebäude außerhalb des Dorfes wird heute ein Gottesdienst gehalten. So lange der dauert, muss er draußen den Weg ins Tal beobachten und augenblicklich warnen, wenn er irgendetwas wahrnimmt, was wie Polizei aussieht! Das ist noch nie geschehen, noch nie hat er unten im Tal etwas Beunruhigendes festgestellt; aber das muss natürlich nicht so bleiben. In den Dörfern weiter im Süden, die größer sind als Langsan, hat es schon mehrere Überfälle gegeben.

Der Pfad, den er beobachten soll, ist nicht nur sehr schmal, sondern verschwindet auch immer wieder hinter Steinen, Sträuchern und Baumgruppen, die überall auf den Berglehnen zu finden sind. Aber er ist gern der Wächter der Gemeinde. Meistens tut er es zusammen mit seinem Freund Sen, der ein paar Jahre jünger ist als er.

Doch heute ist alles anders. Gestern sind Tsi und Diakon Huang nach Paoschan gereist, wo sie hoffen, Lee Meekoon zu treffen. Sie hoffen ebenfalls, einige Bibeln mitzubringen und Papier, Tinte und Federn. Sen und Lei hatten ihnen nachgeschaut, bis sie nichts mehr von ihnen sehen konnten. Feng wäre auch gern mitgegangen; aber für ihn ist es noch zu gefährlich gewesen, eine solche Reise zu unternehmen. Alle, die Großen und die Kleinen bitten täglich, der Herr möge ihn bewahren. In Langsan ist es bis jetzt noch ziemlich ruhig; aber Wachsamkeit bleibt geboten. Er geht zwar zum Evangelisieren in die Dörfer, die noch ein paar hundert Meter höher liegen; aber ins Tal wagt er sich noch nicht, schon gar nicht nach Paoschan. Wie froh sind sie, diesen Evangelisten bei sich in Langsan zu haben! Er erinnert die Älteren an den Missionar Mike, der ihnen so unentbehrlich schien und doch so plötzlich das Dorf verlassen musste. Aber Gott hatte sie nicht im Stich gelassen. Bisher hat Tsi für sie getan, was er konnte. Und nie sind sie ohne Gottes Wort gewesen; denn Mike hat ihm seine Bibel gegeben. Und – als keiner damit rechnete – gab

Gott ihnen in der Person Fengs einen Evangelisten, der in seinem Tun und Lassen ganz und gar dem Missionar gleicht. Deutlich wie dieser und ohne Drumherumreden verkündigt Feng Gottes Wort und weist auf das eine hin, was nötig ist, was Pa-Mike ihnen auch so sehr bei seinem Abschied ans Herz gelegt hat. Die Jünger haben Mike nicht selbst kennen gelernt, aber viel von ihm gehört; denn immer wieder kommen die Eltern und Großeltern auf ihn zurück.

Lei, der mal hierhin, mal dahin läuft und die Ziegen und den Weg nicht aus den Augen lässt, denkt: »Wie gern hätte ich selbst eine Bibel!« Jeden Morgen gibt Feng den Jungen und Mädchen in Langsam eine Stunde Leseunterricht. Papier zum Schreiben gibt es nicht; aber Feng weiß sich zu helfen. Er lässt die Schriftzeichen mit kleinen Stöckchen in den feuchten Boden schreiben.

»Früher, in Nankiang, haben die Jungen und Mädchen auch Lesen und schreiben gelernt. Das ging zuerst sehr mühsam vonstatten; aber nach zwei Jahren konnten der Bibelunterricht beginnen.« Lei seufzt. Bibelunterricht! Dafür müsste man wohl eine Bibel haben und die hat er nicht. Nach einem schnellen Blick ins Tal faltet er seine Hände: »Herr, lass mich bitte ganz bald eine Bibel bekommen. Ich kann noch nicht gut lesen; aber dann wird das viel schneller gehen. Amen.« Noch kurz bleibt er mit gesenktem Kopf sitzen, dann ein schneller Blick ins Tal. Nichts zu sehen, oder ... Er hält beide Hände über den Augen. Sein Herz schlägt hörbar. Da kommen Menschen den Weg herauf! Menschen mit Maultieren. Polizei? Muss er jetzt hinlaufen und warnen? Wer das auch sein mag, es dauert immer noch eineinhalb Stunden, bis sie oben sind. Der Pfad macht große Windungen und führt ziemlich steil nach oben. Gerade jetzt kann er sie nicht sehen; aber viele sind es nicht, höchstens zwei oder drei. Jetzt! Jetzt kann er sie besser unterscheiden. Leis junge Augen sind noch scharf. Zwei Menschen und vier Maultiere! Das kann niemals Polizei sein! Er wartet

noch ein Weilchen. Wie aber die Sträucher den Weg wieder vor seinen spähenden Blicken verdecken, lässt er die Ziegen Ziegen sein und rennt zur Kirche.

»Zwei Menschen kommen den Weg herauf!«, ruft er einfach in den Gottesdienst hinein. »Sie haben Maultiere und können in gut einer Stunde oben sein!«

Unter den Gottesdienstbesuchern bricht eine leichte Unruhe aus, die aber Feng schnell wieder dämpfen kann.

»Lasst uns beten!«, sagt er ruhig. Auch Lei beugt den Kopf und betet aus ganzem Herzen.

»Herr, Du weißt alles. Du weißt, wer da kommt und was diese Menschen wollen. Wir stellen uns unter Deinen Schutz; denn nur da sind wir sicher. Amen.«

Jetzt gehen die Menschen ruhig in ihre Häuser. Lei wird wieder auf seinen Ausguckposten gestellt und Feng begleitet ihn mit zwei Leuten aus dem Dorf.

»Da kommen sie, seht ihr?« Lei zeigt ins Tal.

Ja, Feng kann sehr deutlich zwei Menschen und vier Maultiere unterscheiden. Sollten Tsi und Huang zurückkommen? Dann ist etwas geschehen. »Wir gehen ihnen entgegen, Lei. – Nein, du bleibst hier!«

Leis Mund ist vor Aufregung ganz trocken geworden. Gespannt blickt er den beiden Männern nach. Was soll er bloß machen, wenn da etwas schief geht? Wenn das doch Polizisten sind? Ach, wie gern würde er durch die Bäume und Sträucher hindurch sehen. Mal sieht er die Fremden nicht und dann sind wieder Feng und seine beiden Begleiter nicht zu sehen! Wie lange dauert es doch, bis sie endlich zusammentreffen! Wenn sie dann gerade hinter einem Felsen sind, sieht er nicht einmal, was geschieht! Aber Lei macht sich unnötige Sorgen. Die Männer begegnen sich auf einer offenen Stelle. Lei guckt sich die Augen aus dem Kopf. Was, was tun sie jetzt? Sie begrüßen sich, als seien sie Verwandte! Deutlich erkennt er, wie Feng beide umarmt!

Jetzt möchte er am liebsten nach unten rasen. Das können nämlich nur Bekannte von Feng sein, wenn man

sich so begrüßt. Lei vergisst die Ziegen, die sich grasend schon eine Strecke weit entfernt haben. (Sie einzufangen wird ihn nachher manchen Schweißtropfen kosten.)

Warum kommen sie nicht nach oben? Sie stehen und erzählen sich etwas. Ist das nun nötig? Pass auf! Er wird kurz mal flöten. Dazu steckt er zwei Finger in den Mund. Ja, sie hören ihn! Mit beiden Armen winken sie: »Komm jetzt!«

Einer der unbekanntenen Männer flötet zurück: »Wir kommen!«

Die Kirche ist an diesem Abend überfüllt. Wer irgend kann, ist gekommen. Lei und Sen sitzen nebeneinander. Hinter dem einfachen Rednerpult steht Feng mit dem jüngeren der beiden Fremden. Der Ältere hatte beinahe eine halbe Stunde lang von dem Wunder erzählt, das der Herr getan hat, indem Er Djeng zu ihm brachte. »Er wird euch gleich selbst berichten, wie er mich gefunden hat«, sagte er abschließend. Unter anderem erzählte er auch von Pa-Mike, der ihm vor zwei Wochen einen Brief hatte zukommen lassen. Natürlich hatte er sofort zurückgeschrieben. – Mit allergrößter Aufmerksamkeit lauschen die Leute aus Langsan den Worten Lees, des Ältesten aus Paoschan.

Und nun ist der Jüngere an der Reihe und Feng übersetzt ihn in die Lisusprache. Die beiden Ziegenhirten wenden keinen Blick von ihm, kein Wort entgeht ihnen.

Djeng erzählt erst von London, einer Stadt, die sehr weit von ihnen entfernt liegt. Dort war er Pa-Mike begegnet. »Als ich in Hongkong ankam, sorgte der Herr dafür, dass ich nach China einreisen durfte. Ich sollte als Dolmetscher drei Ausländer begleiten, die eine große Setzmaschine nach Kunming zu bringen hatten. Außerdem sollten sie die dortigen Mechaniker einweisen. Als die Teile der großen Maschine ausgepackt waren, blieben noch zwei kleinere Holzkisten übrig. Die Mechaniker fragten, ob sie diese auch auspacken sollten. ›Nein‹, sagten die Monteure, ›in diesen Kisten sind Teile für eine

andere Fabrik. Die werden heute oder morgen abgeholt. Aber darum müssen wir uns nicht kümmern, das können die Arbeiter in dem Betrieb selbst erledigen. Und zwei Tage später kam bei strömendem Regen ein alter Laster in den Hof der Setzerei und holte die Kisten ab. Niemand schöpfte Verdacht und es gab auch keine Kontrollen. In den Kisten aber waren die Teile für eine kleine Druckpresse und große Mengen Papier für die Hausgemeinden in Kunming und Umgebung!

Nachdem die große Presse ihre Erprobung bestanden hatte und ich nicht mehr als Übersetzer gebraucht wurde, bin ich nach Paoschan gefahren. Mit Zug und Bus kam ich fast dorthin. Das letzte Stück hat mich der Fahrer eines Dreiradautos mitgenommen, dessen Fahrzeug solchen Lärm machte, dass ich den Fahrer nicht verstehen konnte. Er setzte mich in der Nähe des Marktes ab und ich ging, um Lee zu suchen. Das war einfacher gesagt als getan. Wo sollte ich anfangen. Konnte ich einen Polizisten fragen? Das war natürlich völlig ausgeschlossen. Oder zu der registrierten Dreiselbst-Kirche gehen, um dort nachzufragen? Nein, das hätte nur Gefahr für Lee bedeutet. Aber was dann? Schon bevor ich nach Kunming kam, hatte ich dafür gebetet und ich glaubte fest, der Herr werde mich nicht im Stich lassen. Das hat Er dann auch nicht getan! Ich beschloss, erst ein bisschen zu essen. Das kleine Restaurant, das ich betrat, war prop-penvoll. Gerade wollte ich wieder hinausgehen, als ich ganz in der Ecke noch einen freien Platz erblickte. Er stand ganz versteckt in einer Nische; aber das machte mir nichts. Als das bestellte Essen vor mich hingestellt war und man mir guten Appetit gewünscht hatte, schloss ich die Augen und dankte Gott für die Mahlzeit. Als ich wieder aufblickte, sah ich, dass mein Nachbar mich mit strahlenden Augen anblickte. Er streckte mir seine Hand entgegen und sagte: ›Du bist mein Bruder!‹

Mein Herz schlug heftig vor Freude. Hatte der Herr so schnell geholfen?

Weil der Wirt gerade kam, konnte ich nichts erwidern. Als mein Tischgenosse aber seine Bestellung aufgegeben hatte, sagte ich: »Gelobt sei Gott, Er tut, was Er verspricht!«

Der Mann neben mir hieß Liang Tao und gehörte zur Hausgemeinde in Paoschan. Natürlich kannte er Lee und er versprach, mich so bald wie möglich mit ihm in Verbindung zu bringen. Das geschah noch am gleichen Tag und dann ging alles sehr schnell. Zwei Tage später schon waren wir unterwegs nach Langsan. Die Reise verlief ganz gut. Obwohl ich noch nie auf einem Maultier geritten hatte, brauchte ich nicht oft abzusteigen, um mir die Beine zu vertreten. Es ist schade, dass Tsi und Huang zu früh nach Paoschan gereist sind, der Herr allein weiß, warum das so gekommen ist. Er hat mit allem seine weisen Pläne. Und jetzt sind wir hier – welch ein Wunder! – ohne dass uns auch nur ein Mensch unterwegs angehalten hat. So war es möglich, euch einige Bibeln und andere christliche Bücher mitzubringen.«

Djeng schweigt einen Augenblick. Dann dreht er sich zu Feng um.

»Nun bist du an der Reihe. Ich denke, dass heute Abend in diesem Raum niemand dankbarer und froher als du bist. Und ich weiß, dass du uns allen gern berichten möchtest, warum das so ist.«

Lei stößt Sen leise an: »Toll, was? Die Bibeln.«

Sen nickt. Er rutscht ein wenig auf der harten, schmalen Bank hin und her. Dann flüstert er zurück: »Was wohl Feng gekriegt hat, sicher eine Menge Geld??«

Lei zuckt mit den Schultern. Würde sich Onkel Feng darüber so sehr freuen? Das glaubt er nicht. Es muss etwas viel Besseres sein. Etwas – ja, wie soll er es sagen – ja, jetzt weiß er es: Es muss etwas von dem Herrn Jesus sein! Das ist es. Darüber freut sich Onkel Feng tausendmal mehr als über noch so viel Geld. Wenn er nun ...

Lei richtet sich auf; denn Onkel Feng beginnt zu sprechen.

»Heute«, fängt er an, »ist ein unvergesslicher Tag. Gott hat meinen stillen Wunsch erfüllt. Lobe den Herrn, meine Seele und vergiss nicht, was Er dir Gutes getan hat!«

Er fährt mit der Hand in seinen Kittel und holt einen großen Umschlag hervor. Er zeigt ihn hoch, damit ihn jeder sehen kann. »Djeng hat ihn mir gebracht. Er ist aber auch ein wenig für euch. Ein Brief steckt darin, seht her!«

Er holt einige eng beschriebene Blätter heraus.

»Der Brief ist von Missionar Pa-Mike, er ...«

»Ah, oh!« Erstaunt und bewegt rufen besonders die Älteren: »Pa-Mike, Pa-Mike! Lesen, vorlesen!«

Feng muss ein wenig lächeln, doch gleich wird er wieder ernst. Er sieht die Tränen in den Augen derer, die Mike noch gekannt haben, denen er wie ein Vater gewesen ist, obwohl er noch viel jünger als manche seiner Gemeindeglieder war.

Langsam faltet Feng die Blätter auseinander. Dann wird es ganz still, man könnte eine Nadel fallen hören.

London, im Januar 1981

Mein allerliebster Freund und Bruder Feng!

Heute gab mir der Herr Gelegenheit, Dir einen Brief zu schreiben! Ich weiß nicht, wo Du bist, nicht einmal, ob Du noch lebst, ich weiß nichts, was Dich betrifft. Und doch schreibe ich! Wie das kommt? Nun, Gott macht Sein Wort wahr und Er hat mir vor langer Zeit gezeigt, dass Er Dich in Seinen Dienst stellen will. Darauf will ich auch jetzt meine Hand legen: »Herr, Du hast es mir selbst verheißen und ich glaube Deinem Wort!« Und darum schreibe ich Dir mit voller Sicherheit im Herzen, dass Du diesen Brief erhalten wirst, wenn Gottes Stunde dafür gekommen ist. Ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll. Mein Herz ist so übertoll, dass ich vieles zugleich aufschreiben möchte. Ich will mir aber Mühe geben, alles schön der Reihe nach zu Papier zu bringen.

Anfang 1956 kam ich nach Dallas und konnte dort bald ein Haus kaufen. Nun ja, ein Haus! Es war nicht groß, so richtig passend für eine Person oder höchstens zwei. Ich hatte viele Pläne; aber der Herr zeigte mir, dass Er regiert. Ich wurde krank; nicht körperlich, sondern psychisch. Ich konnte nichts dagegen tun und es hat monatelang gedauert, ehe ich soweit hergestellt war, dass ich wieder für die China Inland Mission tätig werden konnte.

Ich habe dann auch eine Ausbildung zum Lehrer für die englische Sprache gemacht und zwei Jahre später erhielt ich das Diplom dafür. Im selben Jahr, es war 1960, wurde der Europäische Rat der Chinese Overseas Christian Mission gegründet und ein Jahr später sandte die C.O.C.M. mich nach England (London), um unter den dort lebenden Chinesen zu evangelisieren und, wenn nötig, ihnen Englischunterricht zu erteilen.

Mein Haus konnte ich gut verkaufen und besaß somit Geld genug, um nach London umziehen zu können. Nach einigen Monaten, die ich im Heim der C.O.C.M. gewohnt hatte, konnte ich eine eigene Wohnung mieten. An diese Adresse kam dann ein Brief, der mir aus Dallas nachgeschickt wurde. Er kam von dem Ältesten Lee Meekoon aus Paoschan! Darin las ich, dass Du wegen evangelistischer Tätigkeiten für vier Jahre nach Hainan auf die Gummipflanzungen verbannt worden bist.

An dem Datum oben am Briefkopf merkte ich, dass diese vier Jahre längst vorüber waren. Lieber Feng, daraufhin habe ich den Herrn gebeten, mir zu zeigen, ob Du noch am Leben bist. Da erinnerte Er mich an Seine Verheißung, Dich in Seinen Dienst zu nehmen. Und wie ich eingangs schrieb: Gott hält Sein Versprechen und Er schenkte mir den Glauben daran!

Mir geht es hier in London gut. Vor einem Monat

nun lernte ich Djeng Lie kennen. Er wird in zwei Wochen im Rahmen unserer Mission nach Hongkong fahren. Ihm erzählte ich Deine und meine Geschichte und bat ihn, diesen Brief an die Adresse zu bringen, die Lee Meekoon mir mitgeteilt hatte. Ich denke, Richard Taylor wird schon einen Weg finden, diese Adresse herauszufinden. Unsere Mission ist nicht als Einzige in dieser großen Stadt für die chinesischen Hausgemeinden aktiv.

Ich hoffe, dass Du diesen Brief bald erhältst. Sei versichert, Gott wird Seine Kinder in China und auch in Lisuland niemals im Stich lassen. Er wird auch Dich behüten, wohin Du auch kommst.

Wie gern sähe ich meine Gemeinde in Langsan noch einmal! Wie gern würde ich mit ihnen wieder singen:

Herr, Du bist voll Barmherzigkeit,
voll Gnade, Langmut, Licht;
und liebend zeigst Du allezeit
Dein freundlich Angesicht.

Es werden viele Ältere schon beim Herrn sein und viele Jüngere mich gar nicht mehr kennen. So ist das Leben, Feng. Ich habe schon beinahe das Alter erreicht, von dem Mose in Psalm 90 redet, Du bist noch nicht sechzig, obwohl die Jahre im Gefängnis und in der Zwangsarbeit meistens doppelt zählen. Daher bist Du – sozusagen – jetzt älter als ich. Aber das hindert Gott nicht daran, Dich jung in Seinem Dienst zu erhalten! Mose konnte den Berg Sinai noch mit achtzig Jahren zweimal kurz hintereinander ersteigen und ich lese in Gottes Wort nichts davon, dass es ihm schwer gefallen wäre. Wenn der Herr die Kraft gibt, ist kein Berg zu hoch.

Ich will jetzt schließen, Feng. Mir fehlen die Worte um die Dankbarkeit gegen Gott auszudrücken, dass

er mir Gelegenheit gibt, Dir zu schreiben, und dass Er mir den Glauben schenkt, dass Du den Brief erhalten wirst!

Sei der Gnade Gottes befohlen!
Dein Bruder in Christus,
Mike

PS. Ich lege einige Dollar bei. Selbst habe ich genug und Du wirst sie brauchen können. Bitte nur den Herrn, damit Er Dir zeigt, wie Du sie verwenden sollst. Dann machst Du nichts verkehrt.

Mir großer Spannung hatten alle zugehört. Mancher hat Tränen in den Augen.

Auch Lei kann sich das Weinen nicht verkneifen. Ein großes Verlangen kommt in ihm auf, dem Herrn so zu dienen wie Pa-Mike oder Onkel Feng. Aber leider ist er nur ein einfacher Ziegenhirte, der bloß stümperhaft lesen kann. Auch kennt er kein Englisch, nur die Lisusprache. Feng kann chinesisch und englisch sprechen und schreiben und der Herr hat ihm gezeigt, wie man predigen muss! Nein, wie Feng wird er niemals werden! Der Herr wird sich schon einen anderen suchen müssen, wenn Feng nicht mehr predigen kann.

Mutlos lässt Lei den Kopf hängen. Aber dann richtet er sich plötzlich auf. Feng hat seinen Namen genannt!

»Lei, du hast deine Sache als Wächter sehr gut gemacht. Djeng und Lee haben Bibeln mitgebracht. Wir meinen, du solltest als Belohnung eine davon haben. Komm, hol dir eine ab, mein Junge!«

Mit leuchtenden Augen geht Lei nach vorn. Eine Bibel! Einfach so! Ohne dass er darum gebeten hatte! Naja, er hatte wohl schon oft darum gebeten, allerdings nicht Lee und Djeng, sondern den Herrn Jesus.

»Bitte schön, Lei!«

Mit beiden Händen ergreift der Ziegenhirte das Buch der Bücher. Plötzlich muss Feng an das Büro in der Gum-

miplantage denken. Dort nahm er den an ihn gerichteten Brief auch mit beiden Händen an. Eine Höflichkeitsgeste. Lei kennt diese alte Form nicht. Alles Alte musste ja verschwinden! Alte Gewohnheiten, alte Denkweisen, die alte Kultur insgesamt! Mit der Bibel fest an sich gedrückt setzt sich Lei wieder neben Sen.

»Lass eben sehen!«, bittet dieser.

Zusammen beugen sie sich über das Buch. Vorsichtig blättert Lei in seinem Schatz. Er kann es noch gar nicht fassen. Ganz allein für ihn!

»Ich fange gleich mit dem Lesen an«, flüstert er.

Wie Feng das Dankgebet spricht, betet er von ganzem Herzen mit. Und zu Haus kann er es nicht erwarten, dass es Tag wird; denn beim Mondschein gelingt es ihm nicht, die Schriftzeichen zu entziffern, so sehr er sich auch müht.

18

Langsam geht das Leben wieder seinen gewohnten Gang. Tsi und Huang sind früher als erwartet zurückgekehrt. Auch sie haben einige Bibeln mitgebracht, außerdem Bleistifte, Federn, Tinte und Papier. Sie haben Djeng und Lee nicht mehr angetroffen; denn Djeng musste nach Hongkong zurück. Er ist über den Birma- weg zurückgereist.

Täglich gibt Feng den Jungen und Mädchen eine Stunde Leseunterricht. Das Papier wird auf beiden Seiten beschrieben und kein Stückchen bleibt unbenutzt. Mit seinen Schülern hat er keine Mühe. Sie arbeiten die ganze Stunde hindurch unentwegt und niemals braucht er sie zum Lernen anzuhalten. Dann muss er oft an seine Schulzeit in Schang-Hé denken. Wie war er doch manchmal unwillig und störrisch! Wie viel Zeit hat er mit unnützen Dingen verbracht! Aber er freut sich doch, dass

er die damals erworbenen Fähigkeiten jetzt an »seine« Kinder weitergeben kann.

Lei ist einer der Eifrigsten. Er macht vor allem im Lesen gute Fortschritte. Wenn er die Ziegen hütet, nimmt er die Bibel mit. Viele Texte kann er schon auswendig. Er sagt sie sich immer laut auf. Dann sind die Ziegen seine einzigen Zuhörer.

»Wenn einmal die Zeit kommen sollte, dass man euch in ein Arbeitslager oder ins Gefängnis steckt«, so hatte Onkel Feng vor einigen Tagen gesagt, »ist es von allergrößter Bedeutung, viel aus Gottes Wort auswendig zu wissen. Dann kann man sich jederzeit Mut und Trost daraus holen und man kann auch andere stärken.«

Lei muss viel an diese Worte denken und darum lernt und studiert er noch eifriger. Onkel Feng weiß, was ein Arbeitslager ist. Er hat oft davon erzählt. Wie würde es ihm ergehen, wenn man ihn ins Gefängnis wirft? Wenn man ihm die Bibel wegnimmt? Onkel Feng hatte seine Bibel in drei Teilen unter seinem Hosengürtel versteckt und niemand hat sie gefunden. Er hat auch zwei anderen Gefangenen je einen Teil abgegeben. Da waren eigentlich drei Bibeln in dem Lager.

Eines Tages geraten Leis Ziegen beim Grasens sehr nahe an eine steile, mit riesigen Felsbrocken übersäte Berglehne. Lei flötet sie zurück; aber die Tiere reagieren nicht auf die Warnungen und fressen ruhig weiter. Er kommt richtig ins Schwitzen, die eigenwilligen Tiere wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Vor allem der Bock, den er »Mao« genannt hatte, macht, wie immer, eine Menge Schwierigkeiten. Das Vieh ist wohl das eigensinnigste Tier, das in ganz Lisuland aufzutreiben ist. Wenn er dann wieder folgsam ist, läuft die Herde von selbst hinterdrein. Dazu bekommt er einige deftige Hiebe auf seinen knöchigen Rücken. Das wirkt Wunder und schon bald ist auch die ganze Herde wieder da, wo sie sein soll.

Leis Augen gleiten über die mächtigen Felsen, die wie

von Riesenhand über den Berghang gestreut scheinen. Natürlich hat er sie schon oft gesehen; aber so nahe war er ihnen noch nie gewesen.

Liegen sie da wohl schon, seitdem Gott die Welt erschaffen hat? Das ist nur so ein Gedanke von ihm. Heute Abend wird er Onkel Feng danach fragen. Der weiß es sicher. Eigentlich könnte er kurz hinlaufen. Ein Blick auf die Herde zeigt ihm, dass er sie einen Augenblick allein lassen kann. Mao hat sich hingelegt und wird erst einmal keine Schwierigkeiten machen. Lei lässt dem Gedanken die Tat folgen und wenige Minuten später läuft er zwischen den großen Steinen auf der doch ziemlich steilen Bergwand hindurch. Voll Staunen blickt er zu den gewaltigen Blöcken empor, die teilweise größer als die Häuser und Hütten von Langsan sind. Hätte er nur Zeit genug, ginge er in die Höhlen hinein, die es hier zur Genüge gibt. Wenn man hier von einem Unwetter überrascht wird, braucht man sich wegen eines Schutzdaches keine Gedanken zu machen. »Ein Schutzdach, ein Versteck?!«, fährt es ihm durch den Kopf, »vielleicht wird das einmal nötig sein, wenn auch unser Dorf überfallen wird! Hoffentlich kommt es aber niemals soweit! Schrecklich, wenn die Polizei kommt, die nichts und niemand verschont! Dann wäre es gut, ein Versteck zu haben. Hier, in diesen Höhlen könnte sich bei Gefahr ganz Langsan verbergen. Ich habe eine Idee! Morgen komme ich mit Sen und werde alles untersuchen. Für die Ziegen werde ich schon einen Aufpasser finden; Tuang vielleicht? Ich werde ihm dafür bei seinen Schreibübungen helfen. – Ja, das ist ein guter Gedanke!«

Lei läuft einige Meter in eine der Höhlen hinein. Er muss gut aufpassen, weil die Decke immer niedriger wird. Jetzt muss er sich bücken. Auf allen Vieren kriecht er weiter; aber weil der Gang immer enger, niedriger und dunkler wird, schiebt er sich rückwärts wieder nach draußen. Gern hätte er gewusst, wie lang die Höhle ist und ob sie einen Ausgang am anderen Ende hat und ob es noch

Seitenhöhlen gibt. Aber allein traut er sich nicht tiefer hinein. Draußen gilt sein erster Blick wieder den Ziegen, die aber liegen oder grasen auf der Berglehne, wohin er sie getrieben hatte. Mao liegt noch immer am gleichen Fleck. Lei schlendert gemütlich zu seinen Tieren hinüber. Ein Blick zur Sonne verrät ihm, dass es Zeit ist, die Herde zum Dorf zu treiben. Das wird noch reichlich eine Stunde in Anspruch nehmen. Soll er den anderen von den Höhlen erzählen? Natürlich weiß jeder, dass es die dort gibt. Lee Meekoon erzählte vorige Woche, dass in Nordchina die Menschen in Höhlen leben, das sind dann ihre Häuser, so wie in Lisuland die Häuser aus Bambusstämmen gebaut werden. In einer großen Höhle kann man bei Regenwetter niemals nass werden, in Bambushäusern sehr wohl. Dann wird die rote Erde zwischen den Bambuspfählen nass, und das Dach fängt an zu tropfen. Das ist unangenehm; aber machen kann man dagegen nichts. Allerdings ist solch eine große Höhle auch nicht besonders bequem. Immer ist es dunkel und der Rauch vom Feuer kann schlecht abziehen. Wer da wohnt, muss wohl immerfort husten. Er mag gar nicht daran denken. Aber immer wieder fällt ihm das Wort »Versteck« ein. Wenn er nun einmal ... Besser, er erzählt nur Sen etwas davon – und Onkel Feng. Der wird ihn sicher nicht auslachen für seine Entdeckung. Lei flötet, damit sich seine kleine Herde versammelt. Mao bekommt einen leichten Rippenstoß: »Los, Dickkopf, steh schon auf!«

Am Abend erzählt er Sen von dem, was er gesehen hat. »Ich bin ein ganzes Stück hineingekrochen; aber ich wagte mich nicht weiter vor. Wollen wir morgen zusammen gehen?«

Sen findet das prima. »Ich traue mich«, prahlt er, »ich habe keine Angst, mich zu verlaufen. Man muss sich nur gut merken, in welche Richtung man geht. Beim Rückweg muss man dann jede Biegung anders herum laufen.«

»Dann nehmen wir uns die Höhle vor, in der ich schon war«, schlägt Lei vor.

Es hat geklappt, Tuang will wohl die Ziegen hüten, wenn Lei hinterher mit ihm übt. Allerdings kommen sie erst am Nachmittag fort, weil ihre Väter sie zu allerlei Hilfsleistungen angestellt haben. Sie beeilen sich; aber es dauert doch noch eine Dreiviertelstunde bis sie bei der großen Höhle ankommen. Toll! Sen hat zwar die Felsen aus der Ferne schon oft gesehen, dass sie aber so gewaltig groß sind, hatte er nicht gedacht.

»Sollen wir?«, fragt Lei.

Sen zögert ein wenig, geht dann aber doch hinter seinem Freund her in die Höhle hinein. Sagen mag er nichts; aber es ist ihm ziemlich unheimlich zumute, jetzt, wo er in das riesige dunkle Loch blickt. Zu Anfang geht es noch; aber dann wird der Gang enger und die steinerne Decke kommt ihren Köpfen immer näher. Jetzt müssen sie sich bücken und bevor sie auf Händen und Knien weiterkriechen, hält Sen an. Lei scheint das alles nicht zu ängstigen. Er kriecht ruhig weiter. Sen schaut sich um. Glücklicherweise kann er den Eingang noch deutlich sehen, aber wie klein ist er geworden! Gleich, wenn der Gang eine Kurve macht, wird er zurückkriechen, das ist sicher. Hier ist es noch ein wenig dämmerig; aber dann wird es völlig finster sein. Huh, dafür bedankt er sich. Siehst du, schon ist es soweit, der Gang biegt links ab und gleich ist hinten und vorn pechschwarze Finsternis.

»Ich kehre um, Lei!«, ruft er. Seine Stimme überschlägt sich vor Angst. Oh, wo ist er nun? Eben konnte er ihn noch schwach erkennen, jetzt ist er plötzlich verschwunden! »Lei, wo bist du?«

»Hier!«, klingt es hohl, »der Gang macht jetzt eine scharfe Wendung.«

»In welche Richtung?«

»Nach rechts! Es ist hier absolut dunkel. Ich kann nichts mehr sehen. Oh, doch! Ganz in der Ferne ist ein Licht! Ich krieche ganz durch. Bleibst du hier und wartest auf mich? Gleich bin ich wieder zurück.«

Warten? Hier? Nicht für tausend Ziegen! Gar nicht dran zu denken! »Ich kehre um, hast du gehört?«

Sen wartet gar keine Antwort ab. Mit einiger Mühe kann er sich in dem engen Gang umdrehen und dann kriecht er so schnell er kann dem Eingang, dem Licht, entgegen. Mit einem Seufzer der Erleichterung sieht er die Höhlenöffnung immer größer werden. So, hier kann er aufrecht gehen. Als sei der Bock Mao hinter ihm her, so schnell flitzt er auf den Ausgang zu. Draußen lässt er sich auf den Boden fallen und atmet tief durch. Er blickt zur Sonne und wundert sich, dass es noch so früh ist. Eigenartig. Er hat das Gefühl, stundenlang in der scheußlichen Höhle gesteckt zu haben.

So macht er es sich gemütlich; mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt und mit angezogenen Knien betrachtet er die kahlen Felsen unterhalb seines Sitzplatzes. Nur hier und da belebt ein Strauch das Bild. – Hoffentlich bleibt Lei nicht allzu lange weg!

Aber Lei bleibt sehr lange weg. Inzwischen ist die Sonne fast hinter dem höchsten Berggipfel verschwunden und Lei ist immer noch nicht zurückgekommen. Trotz seiner Angst beschließt Sen, wieder in die Höhle zu gehen. Wie er an die Stelle kommt, wo er kriechen muss, legt er beide Hände an den Mund und schreit: »Lei! Wo bleibst du?«

Aber er bekommt keine Antwort.

»Lei ... ei! Lei ... ei! Komm zu ... rück!«

Ihm schlägt das Herz im Halse. Was ist wohl passiert? Er wollte doch gleich zurückkommen! Vielleicht ist er in ein Loch gefallen! Vielleicht liegt er da mit gebrochenen Beinen, oder ...

Noch einmal schreit er aus Leibeskräften: »Lei ... ei! Komm endlich!«

Keine Antwort.

Was ist jetzt das Beste? Soll ich hier warten? Aber bald wird es dunkel und was dann?

Sen tut jetzt das einzig Vernünftige; er geht nach Haus.

Er will Hilfe holen. Mit viel zu großen Sprüngen jagt er den Abhang hinab. Erst wie er sich beinahe überschlägt, mäßigt er das Tempo und rennt etwas vorsichtiger weiter. In kaum einer halben Stunde ist er im Dorf.

Eine Gruppe von sechs Leuten eilt, von Sen geführt, der felsigen Berglehne entgegen. Leis und Sens Väter sind auch dabei. Sie sind auf alles vorbereitet. Sie haben Decken und grobe Baumwolllaken, dünne Bambusstangen, Stricke und Laternen bei sich. Die Sonne ist jetzt fast verschwunden; aber das Dorf und die Berglehnen liegen noch im Abendlicht. Es wird auch noch eine ganze Weile dauern, bis die Nacht hereinbricht.

Sen läuft voran. Die Angst um seinen Freund lässt ihn seine Müdigkeit vergessen und so kommen sie schon nach einer knappen Stunde bei der bewussten Höhle an. Keuchend zeigt Sen auf den Eingang: »Das ist sie!«

Nach kurzer Beratung wird beschlossen, dass zwei Mann in die Höhle gehen, zwei sollen mit Sen zusammen am Höhleneingang warten und die anderen beiden müssen versuchen, den Ausgang zu finden, von dem Lei gesprochen hatte. Sie erkundigen sich noch einmal bei Sen, in welche Richtung sich der Gang wendet.

»Erst nach links und Lei rief, dass der Gang später eine scharfe Rechtskurve macht.«

Drei Decken und eine Laterne überlässt man den Wartenden.

Sen ist so müde! Er hat sich gleich auf die Decken fallen lassen und noch keine zwei Minuten später verraten seine gleichmäßigen Atemzüge, dass er eingeschlafen ist. Die zwei Männer, Sens Vater und Schao, der »Küster« der Hausgemeinde, sitzen im Halbdunkel und sprechen leise miteinander.

»Was sind das doch für Jungen«, seufzt Sens Vater, »sie sehen keine Gefahr.«

»Waren wir früher anders?«, fragt der andere.

»Hast Recht, Schao. Aber jetzt haben wir die Bescherung. Wir können nur hoffen und beten, dass sie den

Jungen schnell finden. Es kann leicht sein, dass Lei beim Rückweg in einen falschen Gang geraten ist. Als sie hinter der ersten Kurve verschwunden waren, konnten sie den Ausgang ja nicht mehr sehen. Daher muss es für Lei, als er zurück wollte, pechfinster gewesen sein und da soll einer den richtigen Weg finden.«

Schao nickt: »Wenn er sich verlaufen hat, muss er noch in der Höhle sein, denke ich. Allerdings ist das nicht sicher. Er kann sich aber vor der großen Finsternis auch so gefürchtet haben, dass er nicht weiter gehen mochte und ist dann durch den anderen Ausgang hinausgekrochen. Das würde auch erklären, warum er nicht antwortete, als Sen nach ihm rief. Ich hoffe, dass Liung und Deng den Ausgang bald gefunden haben.« In Gedanken sehen die beiden Männer Lei in der Höhle umherirren. Auch wissen sie überhaupt nicht, wohin der andere Ausgang führt. Nehmen wir an, dass Lei dort hinausgegangen ist, ob er sich dann gleich orientieren konnte? Er ist gewiss kein dummer Junge; aber man kann sich vorstellen, dass er nicht sofort wusste, wo er war. Er wird sicher versucht haben, um die Felsen herum zu gehen und diesen Höhleneingang zu finden. Bis jetzt wäre es dazu noch hell genug.

»Wie lange hat Sen auf ihn gewartet?«, will Schao wissen.

»Keine Ahnung. Warten erscheint immer lange, und wenn du ›auf heißen Kohlen sitzt‹, sind schon fünf Minuten eine lange Zeit. Lass es eine halbe Stunde gewesen sein; aber ich glaube es war eher die Hälfte davon. Ach, wir können uns das alles zurechtlegen, wie es geschehen ist, aber am Ende bleibt uns nichts als abzuwarten. Eins wissen wir aber: Viele in Langsan beten für Lei!«

Schao steht auf. »Meinst du nicht auch, dass es gut wäre, wenn ich ein Stückchen nach links gehe? Deng und Liung sind nach rechts gegangen, vielleicht kann ich links herum etwas entdecken.« Sens Vater hat nichts

dagegen. »Nimm die Laterne mit«, rät er. »Man weiß nicht, wie schnell man sich darin verlaufen kann.«

Aber das hält Schao nicht für nötig: »Ich laufe nicht weit«, versichert er.

Die beiden Männer, Hsie, Leis Vater, und Loang, ein junger kräftiger Bursche, haben die größte Mühe, sich durch die engen, niedrigen Gänge zu winden. Alle drei, vier Meter rufen sie Leis Namen. Aber bis jetzt haben sie noch keine Antwort erhalten. Hsie kriecht voran und schiebt dabei seine Laterne vor sich her. Um nicht zu sehr geblendet zu werden, schirmt er seine Augen mit der Hand ab. So kann er ein wenig von dem erleuchteten Gang erkennen. Loang hat seine Laterne ausgelöscht. Er will sie nicht unnütz brennen lassen.

Wie sie die zweite, beinahe rechtwinklige Kurve hinter sich haben, löscht auch Hsie das Licht aus. Jetzt ist es wirklich ganz dunkel!

»Hier sah Lei in der Ferne den Ausgang der Höhle, Loang.«

Dieser nickt und macht sich nicht klar, dass sein Kamerad das nicht sehen kann.

»Bist du noch da?«, fragt Hsie etwas verwundert, weil er keine Antwort erhält.

»Natürlich«, beeilt sich Loang zu antworten, »ich habe nicht daran gedacht, dass du nicht sehen kannst, wenn ich nicke. Siehst du etwas?«

»Nein, ich denke, er war noch etwas weiter gekrochen. Erst wollen wir mal wieder rufen.«

»Lei!! Lei!!«

Keine Antwort. Er steckt die Laterne wieder an und schweigend kriechen sie noch ein gutes Stück weiter. Dann löscht Hsie wieder sein Licht und wie sich die Augen an die Finsternis gewöhnt haben, ruft er: »Ich sehe den Ausgang, Loang.«

Er legt sich platt auf den Boden und so kann auch Loang am Ende des dunklen Tunnels das letzte Tageslicht schimmern sehen.

»Lei!! Lei!!«

Immer noch keine Antwort!

Hsie und Loang kriechen, so schnell sie können, weiter. Der »Tunnel« ist zwar nicht sehr hell; aber die Laternen brauchen sie nicht mehr. Sie haben jetzt einen anderen Orientierungspunkt. Nun wird auch der Gang deutlich breiter und wie Hsie vorsichtig nach der Decke fasst, greift seine Hand nur in die Luft.

»Bleib eben wo du bist, Loang. Ich zünde die Laterne an, um zu sehen, ob wir aufrecht gehen können.«

»Sieh dir das an! Ganz umsonst sind wir viele Meter auf den Knien gekrochen.« Er hält das Licht so hoch wie möglich und wie sie sich umschaun, erkennen sie, dass auch der sehr enge Gang schon lange viel höher ist, als sie vermutet hatten. Mit großer Erleichterung stehen sie auf. Kaum haben sie zehn Schritte gemacht, da verdunkelt sich der Höhleneingang und eine Stimme ruft: »Lei, wo bist du?«

Wie aus einem Munde antworten Hsie und Loang: »Wir sind hier! Wir kommen!«

In großer Eile beginnen sie den Rückmarsch. Nicht durch die Höhle, das hätte keinen Sinn. Um die Felsen herum geht es in Richtung auf die wartenden Männer und den schlafenden Sen. Das geht viel schneller als die Tunnelkriecherei. Sie brauchen nicht nach einer Öffnung zu suchen, davon gibt es viele und richtig schnell gehen können sie auch.

»Es hat uns viel Mühe gekostet, den Ausgang zu finden«, berichten Liung und Deng. »Bei jeder Spalte mussten wir nachsehen, ob sie der Anfang eines Ganges war. Manchmal konnten wir zehn oder sogar zwanzig Meter hineinlaufen, doch dann kam jedesmal die blinde Wand. Oft konnten wir aber auch gleich sehen, dass es nur eine Nische war. Wir haben uns wegen der hereinbrechenden Dunkelheit möglichst beeilt. Gut, dass ihr auch gerade soweit wart. Das hat uns die ganze Kriecherei erspart.«

»Wo steckt aber Lei?«, fragt sich Hsie verzweifelt.

»Wer weiß, vielleicht ist er direkt nach Langsan gegangen, nachdem er die Höhle durchquert hatte«, versucht Deng ihn zu beruhigen. »Er kann sich aber auch bei der Suche nach dem Eingang verlaufen haben, weil er ja wusste, dass Sen auf ihn wartet.«

Hsie antwortet nicht. Das sind alles nur Vermutungen. Wo mag nur sein Junge stecken? »Ach Herr, hilf mir bitte!«, seufzt er.

Wieder am Eingang der Höhle angekommen, beschließen sie, zum Dorf zurückzukehren

»Es hat meiner Meinung nach keinen Sinn, hier zu bleiben«, sagt Loang, »noch können wir etwas sehen. Wenn wir länger bleiben, wird es für den Heimweg zu dunkel.«

»Sollten wir nicht den Herrn bitten, mit uns zu gehen und Lei ...«

Liung kann seinen Satz nicht beenden, weil da einer ruft: »Hallo, Hallo!!«

Hsie springt hoch: »Hier, Hier!«, schreit er zurück.

Jetzt klingt es ganz deutlich: »Hallo!!« Und gleich darauf: »Gefunden!!«

Es ist einige Tage nach dieser Suchaktion. Das Leben in Langsan geht wieder seinen gewohnten Gang. Die Männer arbeiten auf den Feldern, versorgen die Maultiere oder reparieren, wo es nötig ist, die Häuser. Die Frauen sind beim Waschen und Essenkochen, sie fegen die Wohnungen und den Platz vor dem Haus und haben dabei ein wachsames Auge auf die Aller kleinsten. Feng gibt den größeren Mädchen und Jungen Bibelunterricht und Lei und Sen hüten die Ziegen. Sie haben sie an einen Berghang gebracht, an dem die Tiere den ganzen Tag genug zu fressen finden.

»Ich habe meine Bibel mitgebracht, Sen. Sollen wir beide jetzt den Text lernen, den Onkel Feng uns gestern aufgegeben hat?«

Eigentlich ist das nicht nach Sens Geschmack; aber das darf er nicht laut sagen. Ihm fällt es nicht so leicht, etwas auswendig zu lernen. Behalten kann er gut; aber es dauert viel länger als bei Lei, etwas in seinen Grips zu bekommen. Der braucht etwas nur zwei-, dreimal überzulesen und schon kann er es.

»Lass uns erst die Wörter aufschreiben, die er uns aufgegeben hat«, schlägt Lei vor. Er holt einen Bleistift und ein Stück Papier aus der Tasche, dazu eine Vorlage mit den Schriftzeichen. »Ich schreibe viel lieber, als dass ich Texte lerne«, meint Sen.

»Onkel Feng sagt, man sollte erst das tun, was man nicht so gern mag«, sagt Lei daraufhin.

»Na, während du schnell die Texte lernst, schreibe ich die Wörter auf, einverstanden?«

Jeder arbeitet jetzt eifrig an seinen Aufgaben, nur ab und zu werfen sie einen Blick auf die Herde und auf den Weg ins Tal.

Lei hat die zwei Texte schnell gefunden; denn letzte Woche hatten sie die Namen aller Bibelbücher der Reihe nach auswendig lernen müssen. Dann braucht man nicht lange zu suchen, wo die betreffenden Verse stehen. Einer ist aus dem Alten und einer aus dem Neuen Testament.

»Kennst du die Schriftzeichen alle?«

Sen seufzt. »Ich kann sie ohne Fehler aufschreiben; aber ich muss immer wieder nachschauen, ob ich auch alle habe. Oft habe ich einen ausgelassen.«

»Das wird besser, wenn du sie ordentlich untereinander schreibst. Du malst sie ja alle durcheinander hin. Ich meine so. Ich zeig dir's.«

Lei nimmt den Bleistift und zeigt seinem Freund, wie er die Zeichen am Besten behalten kann. Er schreibt die Wörter, die zusammen gehören, in Gruppen untereinander:

kalt

Winter

Schnee

»Jetzt andere.«

Stein

Felsen

Höhle

»Siehst du, so meine ich das.«

Sen vertieft sich wieder in seine »Hausaufgaben« und Lei geht ein wenig den Berghang hinauf zu den Ziegen. Er sieht sich wieder am Eingang der Höhle stehe: »Sen, Sen!« Wieder fühlt er den Schrecken, weil er keine Antwort erhielt. Wo steckte Sen? Er war dann in die Höhle hineingegangen und bis um die scharfe Kurve gekrochen und hatte gerufen: »Sen, wo bist du?« Aber der war nirgends zu finden. Er hatte noch kurz in der Höhle gewartet und dann den Rückzug angetreten. Ob Sen nach Hause gegangen war? Sollte er auch nach Langsan gehen? Aber vielleicht war Sen um die Felsen herumgelaufen, um den anderen Eingang zu suchen und dort auf ihn zu warten. Doch dann wäre er ihm entgegengekommen, weil er ja auch draußen herumgegangen war. Und wieder beschlich ihn die große Unsicherheit. Was sollte er tun?

Lei seufzte bei dem Gedanken. Wie unruhig war er da gewesen. Wo steckte Sen bloß?! Er hatte noch eine lange Zeit gewartet, dann war er zum Dorf hinuntergegangen. Doch vorher hatte er noch gebetet: »Herr, ich habe alles verkehrt gemacht. Vergib mir bitte und bringe Sen sicher nach Hause!«

Hätte er doch nie diesen blöden Einfall gehabt. Er hatte doch deutlich gemerkt, dass Sen Angst hatte, in die Höhle zu kriechen. Wenn er nun ... wieder muss Lei tief seufzen. Warum war er auch einen anderen Weg nach Langsan gegangen, so dass er die Männer und Sen nicht sehen konnte. – Glücklicherweise war alles noch einmal gut ausgegangen. Der Herr hatte sie alle beschützt.

Als er zu Hause ankam, waren die Männer mit Sen schon zwei Stunden unterwegs. Zwei weitere Männer

aus dem Dorf waren quer durchs Gelände zu den Höhlen und Felsen hinaufgestiegen. Die wussten natürlich nicht genau, wo sie suchen sollten; aber sie haben immerzu gerufen: »Hallo, Hallo, wo seid ihr?«

Ja, und dann hat er allerhand zu hören bekommen von seinem Vater und von Onkel Feng.

»Du hast dich sehr dumm verhalten, Lei. Das habe ich niemals von dir erwartet«, hatte Onkel Feng gesagt.

Aber als alle wieder sicher zu Hause waren, hatte Onkel Feng Gott gedankt. Und er, Lei, war dem Herrn im Stillen nicht weniger dankbar, wieder sicher bei seinen Eltern und Geschwistern zu sein und dass niemand etwas Schlimmes passiert war.

Wie Lei mit seinen Erinnerungen so weit gekommen ist, kehren seine Gedanken in die Gegenwart zurück und er blickt sich verwundert um. Eine tiefe Dankbarkeit erfüllt sein junges Herz. Er faltet die Hände: »Hilf mir, dass ich immer tue, was Du willst, Herr. Ich mache so vieles falsch; aber ich bitte Dich, mein Herz gut zu machen. Amen.«

Er kehrt zu seinem Freund zurück, der inzwischen die Schriftzeichen alle prima lesen kann. »Das hat gut geholfen, Lei«, sagt er. »So kann ich wohl tausend auf einmal lernen«, fügt er übermütig hinzu.

»Jetzt die Bibelsprüche, Sen. Ich spreche sie dir vor, einverstanden?«

Wie Zeit zum Heimweg ist, kann Sen beide Verse auswendig. Einer steht in Sprüche 2: »Der HERR gibt Weisheit. Aus Seinem Mund kommen Erkenntnis und Verständnis.« Der andere ist aus Johannes 10: »Jesus sprach wieder zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch: Ich bin die Tür der Schafe.«

Sorgfältig packt Sen Bleistift und Papier ein, dann hilft er, die Herde zusammenzutreiben.

»Los, Mao«, kommandiert Lei. Der Bock hat sich hingelegt und schaut wiederkäuend seinen Herrn an. Sein Spitzbart bewegt sich beim Kauen immer hin und her

und man kann deutlich sehen, dass Mao keine Lust zum Aufstehen hat. Aber der Ziegenhirt weiß, wie man mit ihm umgehen muss. Er hält ihm den Stock vor die Nase und ruft: »Los, störrisches Vieh, steht auf!«

Mao erhebt sich notgedrungen und beginnt den Abstieg. Die kleine Herde folgt von selbst und nach einiger Zeit erreichen alle das Dorf. Mao und zwei Ziegen suchen den Schuppen auf, den Leis Eltern an ihre Wohnhütte gebaut haben. Dort lassen sie sich ruhig anbinden. Lei nimmt eine große Schüssel, setzt sich unter eine der Ziegen und gleich darauf spritzt die Milch in den »Eimer«. Auch das andere Tier ist schnell gemolken. Jetzt hat Lei sein Tagewerk für heute geschafft.

Nach dem Essen hält Feng »Bibellehre«. Die Jungen und Mädchen von zwölf bis sechzehn – sieben an der Zahl – müssen einer nach dem anderen das Auswendig Gelernte aufsagen. Dann prüft Feng, ob sie das Gelernte auch schreiben können. Danach legt er ihnen die Bedeutung der Verse aus den Sprüchen und dem Johannes-evangelium aus und erzählt anschließend eine biblische Geschichte. Dann bekommen sie neue Aufgaben und singen miteinander noch einige Lieder. Zum Abschluss spricht Feng ein Dankgebet.

19

Die Februarstürme sind vorüber. Mehr als zwei Wochen haben sie getobt. Sie wälzten sich von den drei- oder viertausend Meter hohen Bergen herab und jagten gewaltige Schneewolken vor sich her und fegten mit Eiseskälte über die Berglehnen. Weiter unten im Tal ging dann aber der Schnee in einen eklig kalten, alles durchdringenden Regen über. Auch Langsam hat unter diesen Stürmen zu leiden. In den Häusern war häufig keine trockene Stelle mehr zu finden, obwohl man versuchte,

die Spalten zwischen den Dachlatten abzudichten. Die Hühner blieben in ihren baufälligen Unterständen und mochten keine Eier legen. Die Ziegen standen und froren in ihren Schuppen und gaben nur wenig Milch. Lei hatte alle Mühe, Mao ein wenig ruhig zu halten und freute sich, dass er die Ziegen schön fest gebunden hatte, bevor der Sturm über das Dorf hereinbrach.

Jetzt aber kündigt sich das Frühjahr an und alles macht sich für die Reise nach Paoschan bereit. Lei darf das erste Mal mit, weil er jetzt vierzehn ist. Niemandem ist der Winter länger vorgekommen als ihm. Nicht, dass er Langeweile gehabt hätte! Überhaupt nicht! Außer den Arbeiten, die ihm von seinen Eltern übertragen wurden, war er mit größtem Vergnügen dem Bibel- und Schreibunterricht gefolgt.

Kurz vor Einbruch des Winters hatten fünf Männer die Reise nach Paoschan unternommen, um einen Teil der Ernte auf dem Markt zu verkaufen und die notwendigsten Einkäufe für die Winterzeit zu erledigen; denn dann würde ihr Dorf durch hohen Schnee ganz von der Außenwelt abgeschnitten sein. Nach langer Beratung war beschlossen worden, dass Onkel Feng mit ihnen ging.

»Das ist kein Leichtsinn«, hatte er gesagt. »Ich werde auch die anderen nicht in Gefahr bringen, wenn ich mitgehe. Ich bin ja einer von euch, ich spreche eure Sprache völlig ohne Akzent, ich bin gekleidet wie die Bergbewohner und mir macht die Reise durch die Berge keinerlei Mühe. Ich weiß wohl, dass ich älter bin als die anderen vier; aber das macht nichts; denn der Herr hat mir eine stabile Gesundheit gegeben.«

Sie sind alle sicher zurückgekehrt und Onkel Feng hat sich gefreut, mitgegangen zu sein. Er hat von Ming Schung und Wang Taiwo erzählt, den beiden Männern, die auch im Umerziehungslager auf Hainan waren.

»Wie hab' ich mich gefreut, sie wiederzusehen. Wang hat ein großes Haus und er hat uns gleich eingeladen,

die Woche, die wir in Paoschan verbringen wollten, bei ihm zu wohnen. Seine Frau war sehr freundlich gegen uns und nichts war ihr zu viel, um es uns gemütlich zu machen. Sie haben vier Kinder, Ming hat sechs. Aber das Wichtigste ist doch, dass nicht nur immer mehr Leute den Weg in die Hauskirche finden, sondern dass sie auch zum Glauben an Jesus Christus kommen.«

Lei haut mit seiner flachen Hand auf Maos knochigen Rücken.

»Bald muss Sen für dich aufpassen! Benimm dich anständig und tu, was er sagt!«

Mao ist es ziemlich egal, wer ihn auf die Berge bringt. Ungeduldig schüttelt er den Kopf. Der Winter hat nun lange genug gedauert, er will raus, in die Freiheit! Das Tau an seinem Hals sitzt viel zu stramm und der Platz im Schuppen ist ihm zu eng.

»Noch ein bisschen Geduld«, tröstet Lei ihn. Er nimmt die Schale, die er mit Mühe halb voll gemolken hat, mit ins Haus.

Noch zwei Tage, und dann ...!

Auf dem Markt von Paoschan herrscht Hochbetrieb. Von nah und fern sind die Männer und Frauen aus den Bergdörfern gekommen. Die Markthändler schreien alle gleichzeitig, so dass man kaum verstehen kann, was sie rufen. Lei genießt das alles. Vater hatte ihm unterwegs erzählt, die Japaner hätten den Ort während des chinesisch-japanischen Krieges bombardiert.

»Es gab wohl achttausend Tote! Aber der Herr hat die Missionare verschont und von der Gemeinde ist nur ein alter Mann umgekommen. Das war ein großes Wunder, Lei.«

Und jetzt ist er selbst in der Stadt! Er weiß nicht, wohin er zuerst blicken sollen. Das erste Fahrrad, das er zu sehen bekommt, lässt ihn erstaunt stillstehen. Unbegreiflich, dass der Mann auf den zwei schmalen Rädern nicht umkippt. Aber er ist nicht der Einzige mit einem solchen

Fahrzeug. So bewegen sich viele durch die Straßen. Manche haben auch einen kleinen Wagen dahinter gespannt. Was könnte man auf die Weise alles transportieren! Lei betrachtet auch voll Bewunderung, welche Lasten manche Männer fortbewegen. Hohe Stapel haben sie mit starken Stricken auf Karren mit zwei Rädern festgezurrt, die sie dann wie ein Maultier hinter sich herziehen. Aber das Tollste sind die Autos. Die meisten haben vier Räder, es gibt aber auch welche mit dreien. In einem solchen Dreirad ist Djeng gefahren. Schön, jetzt weiß er wenigstens, wie das zugegangen ist. – In der Stadt gibt es auch etliche Kirchen.

»Gehen wir in eine?«, will er wissen.

»Nein«, antwortet Vater Hsie. »Wir gehen in eine Hausgemeinde. Dort predigt ein Pastor aus Kaifeng, aus der Provinz Henan. Er war wie Onkel Feng im Gefangenenlager. Nicht in Hainan, sondern im Norden Chinas. Er musste mit vielen anderen Gefangenen in den Kohlenbergwerken arbeiten. Einige haben dort ihre Finger verloren. Es gibt sogar einige, die keine Fingerspitzen mehr haben.«

»War das schlimmer als das, was Onkel Feng tun musste?«

»Auf jeden Fall. Kautschuk ernten ist keine schwere Arbeit; aber Kohlen aus den Felsen hacken und oft mit den Händen herausklauben und dann in einen Wagen werfen, ist viel mühseliger und schwerer.«

Der Tag ist im Nu vorbei. Lei kann nicht einschlafen. Er hat heute so viel Neues erlebt, dass sich alles vor seinen Augen dreht. Erst nach Mitternacht fällt er in einen unruhigen Schlaf. So hat sein Vater am nächsten Morgen viel Mühe, ihn aufzuwecken.

Am Nachmittag sitzt er mit seinem Vater in der großen Scheune der Hausgemeinde. Alles ist hier anders als in Langsan und er muss sich erst daran gewöhnen. Hier kommen mehr als dreihundert Leute zusammen, bei ihnen sind es keine sechzig. Hier kennt er niemand,

in Langsam jeden. Aber die Bibel, aus der Pastor Chuang vorliest, ist die Gleiche, die Onkel Feng benutzt und die er von ihm bekommen hat. Auch hierher hat er sie mitgenommen; denn jeden Tag liest er darin. Manchmal sind es nur einige Verse; aber versäumen tut er es nie. Ach, und je länger er darin liest, um so größer wird sein Verlangen, auch einmal wie Onkel Feng Evangelist zu werden. Er hat darüber zwar noch mit keinem Menschen geredet; aber der Herr weiß es sehr wohl. Und das ist das Wichtigste. Sie sitzen dicht gedrängt. Lei kann den Redner nicht sehen und der Gottesdienst zieht sich in die Länge. Er hat die allergrößte Mühe, wach zu bleiben. Vater hat ihn schon einmal angestoßen; aber es wird immer deutlicher: Den Kampf mit dem Schlaf wird Lei diesmal verlieren. Vater Hsie sieht das kommen und nimmt seinen Sohn leise die Bibel aus den Händen, bevor sie auf den Boden fällt. Nach dem »Amen« des Pastoren weckt er ihn auf.

»Wir wollen danken, Lei.«

Lei hat große Mühe, wach zu werden. Verwundert schaut er sich um. Wo ist er eigentlich? Jetzt dringt das Gemurmel von Menschen zu ihm durch, die sich wieder hinsetzen. Oh, wie schämt er sich! Was wird der Herr nun von ihm denken? Wird er sagen: »Lei, so kannst du kein Evangelist werden. Einen solchen Diener kann ich nicht gebrauchen?«

Aus seinen fest verschlossenen Augen dringen die Tränen. Von dem Dankgebet hat er kaum etwas verstanden. Furchtbar, er hat geschlafen, während aus der Bibel vorgelesen und gepredigt wurde! Was soll er nur machen? »Herr, vergib mir. Es tut mir schrecklich leid. Ich wollte Dir keinen Kummer machen. Hilf mir bitte!«

»Denn bei Dir ist Vergebung, damit Du gefürchtet wirst. Amen.« Beschließt in diesem Augenblick Pastor Chuang sein Gebet.

Das sind gerade die Worte, die Lei jetzt nötig hat. Und wieder muss er weinen, weinen vor Staunen. Merkt Hsie

das? Er legt vorsichtig seine Hand auf Leis gefalteten Hände. »Hier, deine Bibel, mein Junge«, ist alles, was er sagt.

Drei Tage später geht es wieder heimwärts. Die beiden Maultiere, die sie mitgenommen hatten, sind schwer beladen. Als sie auf dem Markt und in den Geschäften ihre Einkäufe machten, hatte Lei verwundert gefragt: »Ist das immer noch von dem Geld, das Pa-Mike gegeben hat? Wird das nie alle? Für das fremde Geld scheint es eine Menge Jüan zu geben, nicht wahr?«

Sein Vater gab ihm eine Antwort, über die er lange nachdenken musste:

»Weißt du noch, was Pa-Mike in dem Brief an Onkel Feng schrieb? Da stand: Lasst euch vom Herrn zeigen, wie ihr es verwenden sollt. Ich glaube, Pa-Mike wird jeden Tag zum Herrn gebeten haben und es noch tun, Er möge das Geld segnen. Und Gott hat es gesegnet, das haben wir heute selbst erlebt. – Weißt du, wann das Geld aufgebraucht sein wird? Wenn wir, wie die Witwe von der Onkel Feng Sonntag vor einer Woche gepredigt hat, keine leeren Töpfe und Schüsseln mehr haben.«

Am ersten Tag der Rückreise kommen sie schnell voran. Wenn sie bald an den Fluss kommen, wird es anders. Dann geht es ins Gebirge, das heißt, immer bergauf; denn Langsan liegt sehr hoch, etwa in achtzehnhundert Metern Höhe. Es gibt aber Dörfer, die noch viel, viel höher liegen. Manche zweitausendfünfhundert Meter hoch! Die Menschen dort oben sind äußerst arm. Sie können höchstens Gerste anbauen und leben sonst von dem Wildgemüse, das sie finden. Da, ganz weit weg und so hoch oben haben sie noch nie von Gott gehört; aber wer wird so hoch steigen, um ihnen aus der Bibel zu erzählen? Lei weiß wohl, das auch dort Menschen in Hütten aus Bambusstangen hausen, genauso wie in Langsan. Er weiß auch, dass Onkel Feng die Nachbardörfer besucht, um Gottes Wort dorthin zu bringen. Aber so hoch?! Nein, das kann er nicht auf sich nehmen. Dazu muss man jung und stark sein.

Je höher sie kommen, um so mehr muss Lei an diese armen Menschen denken. Die können nicht drei- oder viermal im Jahr nach Paoschan oder in ein Dorf im Tal reisen um einzukaufen. Ob sie überhaupt Geld haben?

»Vater, ich muss immer an die Menschen denken, die so hoch wohnen, dass zu ihnen niemand kommt, der ihnen von Gott etwas sagen kann. Kommen die wohl einmal nach Paoschan? Wie lange sind die dafür unterwegs? Doch sicher acht, neun Tage. Haben die Leute Geld?«

Hsie blickt seinen Sohn verwundert an.

»Wie kommst du auf all das?«

»Nun, während ich so dahin gehe, muss ich immer daran denken, was du über das Geld von Pa-Mike gesagt hast. Können wir den Menschen nichts davon bringen? Dann könnten sie Kleidung und Gemüse kaufen. Und eine Bibel und anderes, was sie nötig haben. Findest du es gut, wenn ich Onkel Feng danach frage, wenn wir wieder zu Hause sind? Wenn du und Loang mitgehen, will ich es gern hinbringen.«

Vater Hsie muss über seinen Sohn lächeln. »Wenn der Herr will, dass auch dort die Leute das Wort Gottes hören, wird Er sicher den Weg dorthin öffnen. Das kann vielleicht noch Jahre dauern, man weiß es nie; aber felsenfest steht die Verheißung, dass das Evangelium in der ganzen Welt gepredigt werden wird. Auch dort oben! Bitte ganz fleißig darum, Lei!«

Eine Weile gehen Vater und Sohn schweigend nebeneinander her. Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

»Was sagtest du, wie lange besteht unsere Gemeinde schon, Vater?«

Hsie muss kurz überlegen. »Pa-Mike kam 1938 hierher; damals war er vierundzwanzig. Vor ihm war in Langsan schon ein Missionar der China Inland Mission gewesen; aber der ist nicht bei uns geblieben. Er gehörte zu der Gemeinde in Paoschan.

Ich meine, dass erst durch Pa-Mike unsere Gemeinde

ins Leben gerufen wurde. Rechne nach: von 1938 bis 1984, das sind siebenundvierzig Jahre. Pa-Mike musste unser Land im Jahre 1955 verlassen; beinahe dreißig Jahre ist er nun schon fort. Kannst du dir vorstellen, wie froh wir daher über Onkel Feng sind?«

Lei nickt. »Weißt du, ich möchte auch so gern ein Evangelist werden; aber dazu muss man von Gott berufen werden, sagt Onkel Feng.«

Hsie wird es ganz warm ums Herz. Der Herr arbeitet an dem Jungen! Noch nie hatte er sich in dieser Weise und so deutlich geäußert!

»Onkel Feng sagt auch, dass man viel um die Führung durch den Heiligen Geist bitten muss. Du bist noch jung, Lei. Lies die Bibel und bete dabei, lerne alles, was Onkel Feng dir aufgibt, besonders dass du schön schreiben lernst. Sollte es einmal gar keine Bibeln mehr geben, so kannst du Teile aus Gottes Wort aufschreiben und andere damit froh machen.«

Nach gut fünf Tagen Reise kommen sie wieder heil in Langsan an. Noch am gleichen Abend versammeln sie sich in der Scheunenkirche. Aus vollem Herzen singt Lei das erste Lied mit, das Onkel Feng angegeben hat:

Es ist Herrlichkeit mit Ihm zu geh'n,
es ist Herrlichkeit mit Ihm zu geh'n.
Denn Er führt uns überall,
über Berge und durchs Tal,
es ist Herrlichkeit mit Ihm zu geh'n!

Es ist doch schön, wieder zu Haus zu sein, wieder in der eigenen Gemeinde zusammen zu kommen, wieder auf Onkel Feng zu lauschen, der die Bibel so klar und verständlich erklären kann, wieder gemeinsam zu singen und zu beten.

Denn Er führt uns überall,
über Berge und durchs Tal!

Und das hatte er erlebt! Manchmal war der Weg sehr eng. An der einen Seite die aufragende Felswand und an der anderen Seite der steile Abgrund. Ein verkehrter Schritt hätte an solchen Stellen genügt, um in die bodenlose Tiefe zu stürzen. Es hätten sich auch nur einige Felsbrocken oberhalb des Weges lösen können, dann wären sie zerschmettert worden. Aber nun hatte der Herr sie bewahrt. Dafür will Lei dem Herrn von Herzen danken.

Nach der Predigt erhält Tsi das Wort. Er überbringt Grüße von der Hausgemeinde in Paoschan und berichtet einiges aus der Predigt von Pastor Chuang.

»Gottes Wort ist überall dasselbe«, sagt er. »Auch in der Gemeinde in Paoschan muss Gottes Geist die Herzen berühren, genauso wie bei uns. Auch in Paoschan geht man ohne Christus verloren, genau wie hier. Auch in Paoschan werden Menschen selig, weil der Herr das will und daran arbeitet, wie hier in Langsan. Es gibt aber noch eine Übereinstimmung: Auch in Paoschan predigt ein Diener Gottes, der jahrelange Zwangsarbeit hinter sich hat, das Evangelium, genauso wie bei uns.«

Tsi macht eine kurze Pause, dann fährt er fort: »Von dem Pastoren dort will ich noch einiges erzählen: Pastor Chuang wurde 1966 zu sechs Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Man schickte ihn in die Provinz Schansi im Norden Chinas. Er arbeitete zusammen mit vielen anderen Gefangenen die ganze Zeit in einem großen Kohlebergwerk. Jeden Tag mussten sie eine bestimmte Menge Kohlen abliefern. Das wurde mit Eimern gemacht; aber die mussten sie mit den Händen füllen. Vielfach hatten sie die Kohlebrocken aus dem Felsen zu kratzen. Andere Internierte hatten wohl die Kohle aus den Wänden des Flözes gehackt, doch saß sie teilweise noch fest. Pastor Chuang und seine Leidensgenossen waren bald so schwarz geworden wie die Steinkohle, die sie in die Wagen luden. Ihre Hände und besonders die Fingerspitzen waren wund und es gab kein Verbandzeug. Abends die

wunden Stellen möglichst gründlich zu säubern, war das Einzige, was sie tun konnten. Richtig sauber aber wurden sie nie, weil es keine Seife gab. Am Ende der sechsjährigen Gefangenschaft fehlten ihm beinahe alle Fingerspitzen. Aber auch sonst war das ein schreckliches Dasein, immer unter der Erde – sieben Tage in der Woche – und von morgens um sechs bis abends um sechs Kohlen auflösen und in die Eimer füllen. Waren die voll, so mussten sie ausgeleert werden und dann ging es von vorne los. Das Essen war schlecht und oft viel zu wenig. Aber er hat nicht geklagt, sondern seine Arbeit so gut wie möglich getan.«

Pastor Chuang sagt: »Wenn Gott mir nicht geholfen und mich nicht getröstet hätte, wäre ich da nicht lebendig herausgekommen. In all den Jahren habe ich keinen Christen getroffen; aber der Herr war bei mir!«

Es ist ein großes Wunder, dass er sich wieder erholt hat und das Evangelium weitersagen kann. Die Gemeinde in Paoschan ist viel größer als unsere hier und der Herr sorgt dafür, dass jede Woche neue Menschen kommen, um auf das Wort Gottes zu hören.«

Lei hat mit größtem Interesse zugehört. Das ist ja schrecklich, sechs Jahre lang unter der Erde zu arbeiten, wo nichts als Kohlenstaub herumliegt. Und dann sind die Finger bei dieser Arbeit dermaßen verstümmelt, dass ein Drittel von ihnen fehlt! Wie muss das weh getan haben! Trotzdem hat Pastor Chuang nicht geklagt, sondern seine Arbeit so gut wie möglich gemacht.

Lei war nicht so nahe an Pastor Chuang herangekommen, dass er seine Finger hätte sehen können; aber er muss immerfort daran denken. Onkel Feng weiß auch, was es heißt, »umerzogen« zu werden; aber es ist, wie Vater sagt: Kautschuk zapfen ist nicht so schwer wie Kohle auflösen. Aber beide haben sie um Christi willen gelitten. Würde er das auch aushalten? Sie sind beide Gottes Diener; aber sie sind auch Gottes Kinder! Lei will sich seine Betroffenheit nicht anmerken lassen. Gottes Die-

ner! Ach, wenn er doch auch solch ein Diener Gottes sein dürfte! Wenn er das nur schon genau wüsste!

»Herr, kann ich das auch? Ich mache so vieles falsch, ich ...«

Er schrickt aus seinen Gedanken auf, weil die Leute das Gebäude verlassen. Still läuft er mit den anderen hinaus.

20

Es ist ein gutes Jahr später. In der Wartehalle des Flughafens in Hongkong herrscht große Betriebsamkeit. Reisende rufen und winken denen, die sie hergebracht haben. Aus den Lautsprechern hört man die Ansagen über startende Flugzeuge, Verspätungen und bereitstehende Maschinen. Überall wimmelt es von Geschäftsleuten, Touristen und anderen Reisenden. Zwei Männer, jeder mit einer Fahrkarte nach Kunming in der Tasche, warten ruhig, bis sie an der Reihe sind. Sie reden nicht viel miteinander. Sie haben sich von ihrem Begleiter, der sie herbrachte, schon verabschiedet und sich den anderen angeschlossen, die auch in die Wartehalle drängen. Das Förderband ist so mit Koffern, Taschen und anderen Behältern voll gestellt, dass man seine eigenen Sachen nicht beaufsichtigen kann. Es ist nur zu hoffen, dass alles an den gewünschten Bestimmungsort kommt. Das Handgepäck ist schon kontrolliert und eine knappe halbe Stunde später sitzen die beiden in dem Flugzeug, das sie nach Kunming bringen soll. Die Maschine ist beinahe ausgebucht. Neben ihnen sitzt ein Mann, ein Chinese von ungefähr vierzig Jahren. Er hat seinen Sitz in Schlafposition gestellt und ehe noch das Flugzeug in der Luft ist, schläft er schon fest.

Mit einem Lächeln stößt der Ältere der beiden seinen Reisegefährten an: »Der fliegt nicht zum ersten Mal mit dem Flugzeug.«

»Ich auch nicht; aber ich habe noch jedesmal etwas Mühe, sowohl bei dem Start als auch bei der Landung zwischen diesen Wolkenkratzern. Ich bin immer erst froh, wenn ich sicher auf der Erde stehe oder, so wie jetzt, oben in der Luft bin.«

»Ich kann's einfach nicht fassen, dass ich jetzt doch auf der Reise ins Lisuland bin! Wie gut ist doch der Herr! Welch ein Gebetserhörer ist Er!«

»Das ist wirklich so, Mike.«

Verstohlen blickt Djeng auf den Freund. Einundsiebzig Jahre ist er jetzt! Sein Haar ist ganz weiß, aber »seine Augen sind nicht dunkel geworden und seine Kraft ist nicht erlahmt«. Vor einem Monat war er in Hongkong angekommen. Und nun sitzen sie beide im Flugzeug nach Kunming! Beide haben eine dreimonatige Aufenthaltsgenehmigung in der Tasche! Für ihn selbst war das nicht so schwer; aber für Mike! Immer wieder hatten sie die Sache vor Gott gebracht und betend sind sie ins chinesische Konsulat gegangen. Betend haben sie ihr Anliegen dem diensthabenden Beamten vorgetragen. Und der Herr hat sie erhört.

In Gedanken sieht er wieder den langen Brief, den Feng ihm geschrieben hatte und den er Mike zu lesen gab.

In den zwei Jahren seit seiner Reise ins Lisuland ist allerhand geschehen. Als Feng 1985 wieder mit nach Paoschan gegangen war und in der dortigen Hausgemeinde predigte, machte die Polizei eine Razzia. Bibeln und alle anderen christlichen Bücher warf man auf die Straße und verbrannte sie dort. Rednerpult und Sitzbänke wurden zerschlagen und Feng und einige Älteste nahm man zum Verhör mit. Man ging sehr rau mit ihnen um und am Ende wurden alle beschuldigt, eine illegale Versammlung organisiert und ihr beigewohnt zu haben. Die auferlegte Strafe lautete: Bis Sonnenuntergang sind 5 000 Jüan zu bezahlen! Für jeden Jüan, der nicht rechtzeitig abgeliefert wird, werden die Gefangenen vierzig Stockhiebe erhalten.

Was sollten sie tun? So viel Geld konnte die Gemeinde nicht in einem ganzen Monat zusammenbringen! Ein gewöhnlicher Landarbeiter verdient ungefähr 700 Jüan im Jahr, ein Lehrer 1 500 Jüan. Sie konnten nur um Hilfe beten. In kleinen Gruppen trafen sich die Gläubigen und brachten ihre Not vor Gott. Sie riefen und flehten, Gott möge einen Ausweg zeigen. Und der Herr erhörte ihre flehentlichen Bitten. Die Hilfe kam von einer Seite, von der man nichts erwartet hatte.

In dem so rau unterbrochenen Gottesdienst war ein Arzt mit seiner Frau. Sie arbeiten beide im Krankenhaus, sie als Hebamme. Während die anderen beteten, gab ihnen der Herr ins Herz, den Betrag zu bezahlen. Sofort machte Dr. Zhuman alles in Ordnung und bevor die Sonne unterging, war das Lösegeld bezahlt.

Allerdings hatte die Geschichte noch Folgen. Als die Gemeinde am folgenden Sonntag wieder versammelt war, kam die Polizei noch einmal. Diesmal schlug man nicht alles kurz und klein. Es ging nur um den Leiter der Versammlung. Aber, wie in Lengsiou einige Jahre zuvor, war Feng nicht anwesend. Wieder gab es Verhöre; aber die gefangenen Ältesten konnten wahrheitsgemäß erklären, sie wüssten nicht, wo Feng sich befand.

»Wir gehen nicht direkt nach Langsan, wir machen einen Umweg von drei Tagen, um ein Dorf zu besuchen, in dem ich hoffe, zwei Gottesdienste halten zu können«, hatte Feng gesagt.

Wunderbarer Weise stellte die Polizei keine weiteren Fragen und die Ältesten konnten ohne weitere Belästigung nach Hause gehen.

Beim nächsten Gottesdienst war die Kirche brechend voll. Laut und kräftig wurde gesungen, so dass man es draußen auf der Straße hören konnte und mancher Passant blieb stehen um zu lauschen:

Wir sind wie Lämmer unter Wölfen;
doch unser Gott tat selbst uns kund:

Ich will behüten, Ich will helfen!
Drum danken wir mit Herz und Mund.

Hinten, auf der letzten Bank, saß ein Mann, der andächtig zuzuhören schien. Er sang nicht mit, auch als der Mann neben ihm, sein Liederbuch hinhielt.

»Ich kann nicht lesen«, winkte er ab.

Der Gottesdienst dauerte drei Stunden und die ganze Zeit blieb er still sitzen. Als der Leiter die Hände faltete, um das Dankgebet zu sprechen, stand auch er mit den anderen auf. Kaum merklich veränderte sich seine Haltung, als der Leiter für Feng Tiu betete: »Oh Gott, Du weißt wo er sich zur Zeit befindet. Sei ihm ein Bergungsort und eine Burg, damit er sicher ist.«

Vier Wochen später kletterte eine kleine Polizeieinheit den Pfad nach Langsan hinauf. Lei sah sie kommen, überließ Sen die Herde und rannte ins Dorf. Noch keine zehn Minuten später waren er und Feng auf dem Weg zu den Felsen. Wieder musste die Polizei unverrichteter Dinge umkehren. Feng wurde nicht entdeckt. Vier Wochen lang hat er mit Lei in der versteckten Felsenhöhle zugebracht. Das war eine wunderbare Zeit für Lei. Da hat er auch Feng von seinem sehnlichen Wunsch erzählt, einmal Evangelist zu werden. Ach wie viel Gutes hat er in dieser Zeit lernen können! Sein Lehrer wusste, worüber er sprach. Zusammen haben sie gebetet, zusammen Gottes Wort gelesen und studiert. Täglich bekam Lei Unterricht in Englisch. Jeden Tag schrieb er Bibelabschnitte ab und lernte sie auswendig. »Für den Fall, dass sie dich gefangen nehmen, mein Junge«, sagte dann sein Lehrer.

Als die Polizei die Suche nach Feng aufgegeben hatte, sind die beiden nach Langsan zurückgekehrt. Die Wachsamkeit flaute aber nie mehr ab und Lei bekam noch einen zusätzlichen Ziegenhirten.

Nicht lange nach der vergeblichen Suche machte in Paoschan das Gerücht die Runde, ein Spion sei in dem Gottesdienst gewesen, der nach dem zweiten Überfall

durch die Polizei stattgefunden hatte. Er muss berichtet haben, dass der Leiter sagte, Feng wohne in einer Felshöhle. Die Polizei hat daraus geschlossen, dass der gesuchte Evangelist noch immer in Lisuland zu finden sei. Lisuland ist zwar riesengroß, doch wenn Feng in Paoschan den Gottesdienst geleitet hat, brauchte man nur ein bestimmtes Gebiet zu durchkämmen, so etwa sechs bis sieben Tagereisen rings um Paoschan. Wochenlang haben daraufhin Agentengruppen überall gesucht, aber vergebens. Gott war Seinem Diener ein Bergungs-ort und ein Felsen, auf dem er sicher war.

»Woran denkst du gerade?«, fragt Mike.

»Ich habe den Brief, den Feng dir schrieb, wieder einmal überdacht. Ein Fels, um darauf zu wohnen! Dann ist der Feind machtlos. Glücklicher Feng, findest du nicht auch?«

Dem kann Mike von ganzem Herzen zustimmen: »Feng ist ein glücklicher Mensch, das meine ich auch. Was er aber über den Ziegenhirten Lei schreibt, finde ich besonders schön. Ich muss immer an Paulus und Timotheus denken.«

Mit einem lauten Schnarcher ist der eingeschlafene Platznachbar aufgewacht. »Ich hörte eben die Namen Paulus und Timotheus. Seid ihr Christen?«

»Natürlich«, antwortet Mike erstaunt. »Sie auch, nehme ich an.«

Der Mann nickt: »Ja, ich bin auf dem Wege nach Kuning. Ich leite eine Baustofffabrik und muss geschäftlich regelmäßig nach Honkong fliegen. Bisher haben mich die Machthaber noch ruhig arbeiten lassen, sicher weil ich zur Zeit noch unentbehrlich für sie bin. Nach der schlimmen Zeit mit den Roten Garden ist einfach zu viel wieder aufzubauen. Gott weiß, wie es werden wird. – Wohin wollen Sie?«

»Unsere Reiseziel liegt noch weiter westwärts«, antwortet Mike vorsichtig.

»Oh, ich höre es, Sie sind Amerikaner?«

»Ja«, sagt Mike kurz, »aber warum interessiert das?«

»Es hat in Jünnan viele amerikanische Missionare gegeben. Sie haben meinem Volk das Evangelium gebracht. Einer von ihnen wurde von Gott benutzt, mein Herz zu öffnen, dass ich aufnehmen konnte, was er sagte.«

Mike fährt plötzlich in die Höhe: »Wie hieß der Mann?«

»Charles Peterson.«

Jetzt lässt Mike alle Zurückhaltung und Vorsicht fahren: »Den kenne ich!« Gleich darauf hält er seinen Mund zu und leiser fährt er fort: »Er musste China 1954 verlassen, ungefähr ein halbes Jahr eher als ich. Er arbeitete unter den Li ...«

Wieder hält er seinen Mund zu.

Aber sein Gesprächspartner achtet gar nicht darauf. »Sind Sie vielleicht Mike Longfield?«

Vor Staunen kann Mike kein Wort hervorbringen. Er nickt nur.

»Dann kennen Sie Lee Meekoon aus Paoschan, nehme ich an.«

Und wieder weiß Mike nichts zu sagen.

Ein kleines Lächeln geht über das Gesicht des Kaufmanns. »Ich habe mehr als einmal einen Brief von ihm an Ihre Adresse zur Post gebracht. Na, dann muss ich mich wohl vorstellen: Ich bin Jong Sian.«

Das Eis ist gebrochen. Auch Djeng mischt sich jetzt in die Unterhaltung. Und ehe sie es denken, müssen sie sich anschnallen, weil das Flugzeug zur Landung in Kunming ansetzt.

Unten an dem Weg, der nach Langsan hinaufführt, stehen zwei Männer mit einem Maultier. Sie halten Rast auf dem Weg nach Paoschan; denn von dort muss »er« kommen. Die beiden wissen nur nicht genau, wann. Vor vier Tagen war ein Mann in ihr Dorf gekommen, der unbedingt Feng Tiu sprechen wollte.

»Ich komme aus Paoschan«, erzählte er, »und ich habe einen Brief bei mir, den ich ihm übergeben soll.«

Als Feng den Brief in der Hand hielt, sah er sofort, dass er von Mike war. Es standen nur drei altvertraute Buchstaben auf dem Umschlag: C.I.M. (China Inland Mission)!

»Du und Tsi müssen ihn erst zusammen lesen, bevor ihr der Gemeinde berichtet, was darin steht«, sagte der Mann.

Und wegen des Inhalts des Briefes stehen die beiden Männer jetzt auf dem schmalen Pfad, der nach Paoschan führt.

»Es kann noch gut und gerne einige Stunden dauern, Feng.«

»Ich hoffe nicht, eigentlich kann ich keine Minute mehr warten. Seit wir den Brief erhalten haben, konnte ich gar nicht mehr ruhig schlafen. Ach, glauben kann ich es erst, wenn es wirklich soweit ist. Dass Gott meinen stillen Wunsch nach so langer Zeit doch noch erhört, ist das Schönste an der ganzen Sache. Ich weiß nicht, wie ich Ihm für Seine Güte danken soll!«

Tsi antwortet nicht. Trotz seiner siebzig Jahre hat er noch scharfe Augen. »Guck, Feng«, und seine Stimme klingt heiser, »da unten blitzt etwas in der Sonne, das wird er sein.«

Das Etwas kommt immer näher: ein Auto. Es fährt ziemlich schnell auf dem rumpeligen Weg.

Fengs Herz schlägt ganz heftig und auch Tsis pocht ganz oben im Hals.

Mit quietschenden Bremsen kommt das Fahrzeug zum Halten.

»Feng, mein lieber Junge!«

»Mike!«

Die beiden Männer schämen sich nicht im Geringsten ihrer Tränen, die sie unmöglich zurückhalten können. Sie umarmen sich wie zwei Brüder, die sich jahrelang nicht haben sehen dürfen und nun wieder vereinigt sind.

Tsi schaut mit einem Kloß in der Kehle zu. Mike, wie grau ist er doch geworden; aber seine Gestalt ist noch

straff und elastisch und seine Stimme ist noch so kräftig wie damals!

Mit den Händen auf Fengs Schultern betrachtet Mike ihn. »Ach wie gut ist unser Gott! Ich kann es noch immer nicht fassen!«

Feng vertraut seiner eigenen Stimme noch nicht und nickt nur.

Nun dreht Mike sich um und läuft mit ausgebreiteten Armen auf Tsi zu. »Tsi, mein lieber, guter Führer und Reisegenosse! Wie freue ich mich, dich wieder zu sehen!« Er drückt den tief gerührten Lisu fest an sich. Dann lässt er ihn los und legt auch ihm die Hände auf die Schultern, genauso wie bei Feng. Er sieht ihm herzlich froh in die Augen und sagt: »Halleluja! Meine Seele erhebe den Herrn!«

Mikes beide Reisebegleiter haben vom Auto aus dieser Begrüßung bewegt zugesehen. Sie bleiben dabei still sitzen, weil sie merken, dass sie im Augenblick nicht wichtig sind. Erst als Mike mit seinen zwei »Brüdern« auf den Wagen zugeht, steigen sie aus.

Djeng begrüßt Feng und Tsi als alte Bekannte und der Fahrer des Autos stellt sich in akzentfreiem Englisch selbst vor: »Jong Sian. Ich kannte euch schon durch das, was Mike über euch berichtet hat. Und nun freue ich mich, euch selbst kennen zu lernen.«

Mike blickt den Weg hinauf, der nach Langsan führt. In seinen Augen brennen schon wieder Tränen. Hier begann damals der dreitägige Zug nach Langsan. »Wie hat sich alles verändert und ist doch so gleich geblieben«, sagt er. »Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll. Die Berge, durch Gottes Kraft fest gegründet, sind dieselben geblieben; aber die Landschaft hat sich doch sehr verändert. Auf einigen Berghängen sind die Bäume und Hecken verschwunden, auf anderen sind die Wälder hochgewachsen, dass es aussieht, als habe der Herr eine ganz neue Gegend erschaffen. Der Weg sieht, soweit ich ihn von hier aus überblicken kann, noch so aus wie früher.

Von dieser Stelle hier war es noch drei Tagereisen bis nach Langsan. Ist das heute noch so, Tsi, oder kann man jetzt ein Stückchen abschneiden?«

Der schüttelt den Kopf: »Nein, er ist noch genauso lang und steil.«

»Hast du gehört, Jong?«, warnt Mike. »Ich hatte ja gesagt, dass es an manchen Stellen ziemlich scharf bergauf geht und eng wird es an manchen Stellen auch. Mit dem Auto kommst du nicht mehr weiter.«

Das muss Jong zugeben und macht den Vorschlag, das Gepäck auszuladen und es Feng und Tsi zu überlassen, die Koffer auf die Maultiere zu verfrachten. »Wenn ich das sollte, würden die Sachen gleich wieder herunterfallen.«

Alle packen an und bald ist das Auto leer. Tsi hat Feuer gemacht und Tee angesetzt. Mike ist glücklich. »Genau wie vor dreißig Jahren«, denkt er. Wie gut sieht Tsi noch aus! Kaum ein graues Haar ist an ihm zu sehen und doch ist er über das biblische Alter schon hinaus. Und Feng? Die acht Jahre Zwangsarbeit sind ihm nicht anzumerken. Wie gut ist Gott doch!

Nach dem Tee verabschieden sich Djeng und Jong. Sie wollen über Paoschan nach Kunming zurückfahren.

»Wenn alles gut geht, werden wir genauso lange wie ihr beiden unterwegs sein«, meint Tsi.

Jong ist damit nicht einverstanden. »Falls wir nicht aufgehalten werden, schaffen wir es in zwei Tagen. Ihr seid dann noch einen ganzen Tag unterwegs. – Wir hoffen, euch in genau zwei Monaten an dieser Stelle zur gleichen Zeit wieder zu treffen. So Gott will«, fügt er noch nachdenklich hinzu.

Mike liest einige Verse aus der Bibel vor und bittet Gott herzlich um Bewahrung auf der Reise, wohin diese auch führen mag.

Und dann geht es auseinander. Langsam verschwindet der alte Kombiwagen in der Ferne. Feng und Tsi laden das Gepäck auf die Maultiere; aber es so viel, dass

sie manches selbst tragen müssen. Die Bibeln, die Blechbüchsen mit Lebensmitteln und ein Großteil der Kleidung sind für die Maultiere. Das leichtere Gepäck, wie Schreibzeug und noch einige Kleidungsstücke, nehmen sie selbst auf den Rücken. Mike braucht nichts zu tragen. So beginnen sie wohlgenut den tagelangen Aufstieg.

Drei Tage darauf findet in der Kirche von Langsan ein Dankgottesdienst statt. Als sei er niemals weg gewesen, steht Mike vor der kleinen Gemeinde. Die Älteren – es ist nur noch eine Hand voll – lauschen mit Tränen in den Augen ihrem Pa-Mike.

Er entschuldigt sich, dass er die Lisusprache nicht mehr so gut beherrscht und darum auf Englisch spricht. »Feng wird mich übersetzen.«

Nach der Predigt bittet er sie auf Lisu, ein Lied mit ihm zu singen. Und aus ganzem Herzen klingt es wie damals, als Feng so unerwartet in ihrer Mitte stand:

Sein Arm allein ist uns genug,
Er ist ein sich'rer Schild ...

Feng spricht noch ein Schlusswort und dankt dem Herrn für Seine unaussprechliche Freundlichkeit. Er endet mit den Worten aus Psalm 33: »Glückselig das Volk, dessen Gott der HERR ist, das Volk, das Er sich zum Eigentum erwählt hat. ... Denn in Ihm wird sich unser Herz erfreuen, weil wir Seinem heiligen Namen vertrauen. Deine Gnade, HERR, sei über uns, gleichwie wir auf Dich hoffen.«

21

Es ist zwar nichts Neues, wenn ich sage: Die Zeit fliegt nur so dahin; aber wahr es leider doch«, seufzt Mike. Seit seiner Ankunft sind nun fast fünf Wochen vergangen. Welche kostbaren Dinge haben Pa-Mike, Djeng und

Jong mitgebracht! Bibeln, Federn, Papier, Bücher und Lebensmittel in Dosen: Fisch, Fleisch und Gemüse. Für die Aller kleinsten gab es Spielsachen aus weichem Stoff und für die Drei- bis Vierjährigen kleine Autos und Spieltiere. Die etwas größeren Jungen bekamen Spielflugzeuge und die Mädchen Puppen. Jung und Alt, alle bekamen etwas, niemand wurde übersehen. Es war ein richtiges Fest, als Mike nach Langsam kam! Und es blieb ein Fest! Pa-Mike besuchte alle Familien, die ihn natürlich auch zum Essen einluden. Dabei wurden all die alten Erinnerungen aufgefrischt. Wie hat er auch mit den Kindern gespielt und ihnen Geschichten erzählt! Jeden Tag wurde ihm die Lisusprache wieder vertrauter, und nach einem Monat war es, als sei er nie weg gewesen, so schnell sprach und verstand er das Lisu wieder. Aber die Zeit ist kurz und er will noch so viel sagen und schaffen! Mit Feng, Lei und Sen ist er zu der Höhle hinaufgestiegen. Auch hat er mit Feng und Tsi einige Dörfer besucht, die zwei oder gar drei Tagereisen weit oben in den Bergen liegen. Dort hat er Gottes Wort verkündigen und jeweils eine Lisubibel dalassen können. Und wenn sie auch oft nicht darin lesen konnten, so glaubte er doch fest, dass dieser Zustand bald überwunden werde.

»Bewahrt sie gut auf«, sagte er dann, »Gott wird euch nicht vergessen und euch zur rechten Zeit jemand schicken, der euch lehrt, darin zu lesen.«

»Komm bitte bald wieder«, baten die Menschen, »wir wollen gern mehr von der guten Nachricht hören, die du uns gebracht hast.«

Er hat auch mit Lei und Sen einen Tag lang die Ziegen gehütet. Mit Mao hat er freundlich gesprochen, doch der hatte absolut keinen Respekt vor ihm und wäre er nicht schnell zur Seite gesprungen, hätte Mao ihn umgestoßen. Den beiden Jungen hat er erzählt, wie Gott ihn berufen hat, in ihrem Land das Evangelium zu predigen und wie Gott es führte, dass er Feng und Linnang, den kleinen Maultiertreiber, kennen lernte. Er hat ihnen

auch von Amerika berichtet und von dem Werk der Chinesischen Überseemission, dann auch von Hongkong und von den Bibeln, die europäische Christen den einzelnen Missionsgesellschaften zur Verfügung stellen. »Nicht allein der C.O.C.M., sondern auch zum Beispiel an die bekannte Bonisa Mission, die schon Hunderte von Bibeln von Hongkong aus nach China hineingeschmuggelt hat. In Hongkong gibt es auch eine Klinik, wo kranken Menschen umsonst geholfen wird. Die Klinik heißt Friedensklinik und die Bonisa Mission gibt das Geld, damit Doktor Tallach und seine Frau den armen Menschen helfen können. Sie sagen ihnen auch das Evangelium und jeder, der will, kann dort eine Bibel kaufen.«

Lei und Sen haben dermaßen eifrig zugehört, dass sie darüber die Ziegen vergaßen. Die haben das wahrgenommen und sich weit von ihren Hirten entfernt. Es dauert wohl eine halbe Stunde, bis alle wieder beieinander sind. Nun bitten sie Pa-Mike, er möge weiter erzählen. Aber der meint, er müsse nun erst einmal etwas ausruhen.

»Ich bin nicht mehr so jung«, lacht er, »eigentlich seid ihr jetzt an der Reihe. Erzählt doch mal, was würdet ihr später gern machen, wenn Gott euch gesund erhält?«

Sen braucht nicht lange zu überlegen. »Ich möchte gern in eine große Stadt und da wie Onkel Jong eine große Fabrik leiten. Dann würde ich tausend Bibeln kaufen und die alle verschenken.«

»Und du, Lei?«

»Ich möchte gern zu den Lisu, die hoch oben, in den Bergen wohnen und schrecklich arm sind und oft Hunger leiden. Ihnen möchte ich das Evangelium sagen und ihnen sagen, dass sie reich werden und Essen und Trinken umsonst und ohne Kaufpreis bekommen können.«

Sen hat seinem Freund verwundert zugehört. Wenn Lei wirklich so denkt, dann ist er echt bekehrt, das kann nicht anders sein.

»Reich werden und umsonst kaufen? Wie geht das?«, will Mike wissen.

»Das steht in der Bibel«, antwortet Lei einfältig, »im Buch des Propheten Jesaja.«

Er holt die Bibel aus der Tasche und liest Mike vor: »Auf, ihr Durstigen, alle, kommt zum Wasser! Und die ihr kein Geld habt, kommt, kauft und esst! Ja, kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis Wein und Milch!«

Mike legt sacht die Hand auf Leis Bibel. »Bitte nur oft den Herrn, Er möge dir durch Seinen Geist Licht geben, Lei. Das ist nötig, wenn du sicher sein willst, was Sein Weg für dich ist. Ich habe ja erzählt, dass ich gern nach China wollte, um Gottes Wort zu verkündigen und dass es keinen Weg dorthin zu geben schien. Da hat mich Gott immer wieder mit dem Wort getröstet: ›Dies ist der Weg, wandelt darauf.‹ Wenn Gott dich für einen solchen Dienst bestimmt hat, wird Er dir das auch deutlich machen; aber ... zu seiner Zeit, mein Junge. Niemals mutlos werden, wenn die Zeit noch weit entfernt erscheint. Denk immer dran: Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit.«

»Bald musst du wieder nach England fahren. Findest du das nicht schlimm? Würdest du nicht lieber hier bleiben? Gott kann doch Wunder tun!«

»Hier bleiben? Nein, das kann ich nicht mehr. Und der Herr ist so gut gewesen, dass Er auch dies Verlangen aus meinem Herzen genommen hat. Du sagst: Der Herr kann Wunder tun! Ja. Sein Arm ist nicht zu kurz, um zu helfen. Er kann noch heute Wunder tun und hat es auch getan! Ich durfte Onkel Feng und Tsi wiedersehen. Ich durfte nach dreißig Jahren in Langsan das Wort Gottes wieder verkündigen. Ich durfte wieder ins Lisuland kommen, in das Land, in das Er mich brachte, um das Evangelium solchen Menschen zu predigen, die nie etwas von Gott gehört hatten. Ich durfte zusammen mit Onkel Feng und Tsi hoch in die Berge steigen, wohin ich bis dahin nie gekommen war und geistlich Armen verkünden, dass ihnen das Himmelreich gehört. Das sind Wunder, Lei! Wunder, die ich nicht fassen kann! Hier bleiben? Das möchte ich wohl, sehr gern sogar; aber das geht nicht

und braucht auch nicht zu sein! Gott hat mir deutlich gezeigt, dass nun die Söhne die Stelle des Vaters einnehmen sollen. Das heißt: Ich bin hier nicht mehr nötig. Er hat alles in der Hand und macht alles richtig. Es hat Ihm gefallen, Onkel Feng an meine Stelle zu setzen und Er wird auch dafür sorgen, dass, wenn Onkel Feng wegfällt, ein anderer seinen Platz einnimmt. Sein Werk wird immer fortschreiten, auch wenn die Feinde wie Wölfe ihre Opfer umringen und sie zu erlegen trachten.«

Sen dauerte dies Gespräch zu lange: »Wir müssen heim!«, warnte er. »Es dauert eine Stunde, bis wir in Langsan sind und die Ziegen sind schon wieder weit zerstreut.«

»Sen hat Recht, Lei. Soll ich mal nach Mao flöten?«

Lei muss lachen. »Der kommt bestimmt nicht!«

Mike versucht, das Pfeifsignal nachzumachen, mit dem Lei immer den Bock ruft. Das Tier guckt nicht einmal hoch.

»Siehst du? Soll ich mal?«

Er steckt zwei Finger in den Mund. Ein heller Pfiff und Mao hebt sofort den Kopf. Ohne weitere Nötigung geht er der Herde voran den Weg bergab nach Langsan.

»Ist er immer so brav?«, will Mike wissen.

Jetzt muss Sen lachen. »Meistens nicht«, sagt er. »Er ist oft so bockig wie ein, ein ... na, wie eben ein Bock«, beendet er den Satz.

Der Tag, an dem Mike das Lisuland verlassen muss, ist nun nahe herbei gekommen. Die Zeit vergeht so schnell, dass es scheint, die Tage seien nur halb so lang wie sonst. Ja, und dann ist es soweit. Noch ein letzter Gruß, ein letzter Blick und die kleine Karawane ist nicht mehr zu sehen. Dankbarkeit gegen Gott; aber auch Wehmut wegen des Abschieds erfüllt die Herzen der Dorfbewohner.

Eins der letzten Worte, das Mike ihnen gesagt hat, war:

Alles wandelt sich auf seinen Wink,
Doch Er selbst bleibt stets der Gleiche.

»Wir gehen, Lei.«

Mit Schwung wirft sich Feng den voll gepackten Leinensack über die Schulter. Außerdem trägt er eine aufgerollte Decke, die an einem Tragband hängt. An dem Band hängen auch noch ein Kessel und drei Paar Sandalen. Sie sehen noch wie neu aus, sind aber schon getragen.

»Nimm nicht zu viel mit«, hatte Tsi gewarnt.

Aber Feng hat das nicht sehr ernst genommen. »In jedem Dorf werde ich etwas von meiner Fracht dalassen.«

Lei hat mindestens so viel Gepäck wie sein so viel älterer Reisegefährte. Das ganze Dorf geleitet sie hinaus.

»Pass ja gut auf dich auf, Lei, und tu immer, was Onkel Feng sagt«, ist Mutters Rat. Besorgt, aber auch ein wenig stolz, blickt sie ihrem ältesten Sohn nach.

»Marschier nicht zu lange und sucht euch rechtzeitig eine Nachtunterkunft, wir werden für euch beten!«

Allerlei gute Ratschläge und Wünsche bekommen sie noch zu hören. Lange können ihnen die Dorfbewohner nicht nachschauen; denn der Weg nach oben macht viele Kurven und entzieht sie so schnell ihren Blicken. Der Letzte, der ihnen nachwinkt, ist Sen. Er hütet zweihundert Meter über dem Dorf die Ziegenherde an der Flanke des Berges, den Feng und Lei jetzt ersteigen.

»Ich werde gut auf sie achten, Lei!«, ruft er.

Lei winkt zurück. »Lass Mao nicht aus den Augen, Sen!«

Der macht eine Gebärde, die ausdrückt, dass er die Sache im Griff hat.

Und dann sind Sen und die Herde nicht mehr zu sehen. Feng und Lei steigen ruhig weiter bergan, immer in kurzen, gleichmäßigen Schritten. Das schwere Gepäck macht ihnen nichts aus. Dass sie bald durch Schnee werden gehen müssen, bedrückt sie nicht. Dass sie zwei, drei Tage wandern müssen, um in das erste Dorf zu kommen, ficht sie nicht an. Dass steile Berghänge zu überwinden sind, jagt ihnen keine Furcht ein. Dass es beina-

he unübersteigbare Felspartien gibt, schreckt die beiden »Missionare« auch nicht ab. Sie wissen, in wessen Auftrag sie unterwegs sind. Und Gott hat gesagt: Geht hin in alle Welt! Auch zu den Lisu, die da ganz oben wohnen. Denn sie wissen nichts von der Guten Botschaft, von der allerbesten Nachricht, dass selbst für den größten Sünder Rettungsmöglichkeit besteht. Und es gibt unter dem Himmel nur einen Namen, durch den diese Lisu selig werden können.

Es ist jetzt Ende März; die beste Zeit für eine solche Reise ins Gebirge. Wenn im Juni die starken Regenfälle kommen, ist es zu gefährlich. Jetzt ist schönes, trockenes Wetter. Sie werden bis zweitausendfünfhundert Meter hoch steigen. So weit sind Mike, Tsi und Feng nicht gekommen.

Rund drei Jahre sind vergangen, in denen sie, besonders zu Anfang, täglich von Mikes Besuch gesprochen hatten. Langsam hörte das auf; aber immer wieder flammte die Erinnerung auf, wenn ein Brief von Mike ankam und der verlesen wurde. Der letzte Brief war der Anlass für die dreimonatige Reise, die Feng und Lei nun unternahmen.

»Ich kann die Reise mit Tsi und Feng zu den Lisu in den höheren Gebirgsgegenden nicht aus meiner Erinnerung und schon gar nicht aus meinem Herzen bannen«, schrieb er. »Wenn ihr könnt, besucht die Menschen doch noch einmal. Nehmt Kleidung mit und wenn es nicht zu schwer wird, auch einige Lebensmittel. Aber vergesst vor allem eure Bibel nicht; denn die Gute Botschaft ist das, was sie am nötigsten haben.«

Lang und breit wurde darüber diskutiert wer gehen sollte. Dass sie gehen würden war selbstverständlich klar. Feng kam als Erster in Frage; aber wer sollte ihn begleiten? Feng selbst fällt die Entscheidung.

»Wenn Hsie und Hong es gut finden, würde ich gerne Lei mitnehmen. Er ist jung und kräftig und wenn er die Ausbildung zum Evangelisten auch noch nicht ab-

geschlossen hat, wird er mit Gottes Hilfe viel aus dieser Reise lernen. Das bezieht sich nicht nur auf die Erfahrungen mit den Schwierigkeiten und möglichen Widerständen, sondern vor allem auf den Umgang mit diesen Menschen und wie man ihnen das Wort Gottes sagen kann.«

Vater Hsie und Mutter Hong mochten ihren Jungen nur unter viel Gebet ziehen lassen. Sie waren sich der großen Gefahren einer solchen Reise sehr bewusst. Aber sie kannten auch seinen Wunsch, sein Leben in den Dienst des Herr Jesus Christus zu stellen. Und so sind sie gemeinsam auf die Reise gegangen, Onkel Feng und Lei, oder wie Pa-Mike sagten würde: Paulus und Timotheus.

Während die beiden Evangelisten nun schon fast zwei Monate unter den Lisu in den oberen Gebirgsgegenden Gottes Wort verkündigen und sich Mitte Mai zur Heimkehr rüsten, wird die Unruhe in China unter Studenten und Intellektuellen, aber auch unter zahllosen Städtern immer größer. Besonders auf dem Tiananmen Platz in Peking wird am 17. Und 18. Mai demonstriert. Man verlangt politische Reformen und man protestiert gegen die um sich greifende Korruption. Gutmütigen Spott kennzeichnet die Karikatur des »Hardliners«, Ministerpräsident Li Peng, die von den Studenten hochgehalten wird. Auch Deng Xiaoping muss herhalten: »Lasst den alten Mann abtreten!«, lautet eine der Parolen, die von Arbeitern und Studenten gerufen wurden. Aber von wilden Aktionen und aus dem Ruder gelaufenen Demonstrationen kann keine Rede sein. Alles verläuft ruhig und ohne Gewaltanwendung.

Was hatte China alles von Dengs Reformen nach Maos Tod erwartet! Auf ihn hatte man seine Hoffnung gesetzt. Es waren tatsächlich manche ökonomische Fortschritte erzielt worden; aber auch nach zehn Jahren war man, was die kommunistische Partei betrifft, nicht bereit, auch nur ein Gesetz fallen zu lassen oder auch nur abzumildern.

Unter den Demonstranten auf dem Tiananmen Platz, dem Platz des Himmlischen Friedens befindet sich auch eine christliche Studentengruppe. Sie singen, dass sie Soldaten Christi seien. Man legt ihnen nichts in den Weg. Ungehindert können sie nach so vielen Jahren der Verfolgung ihren Glauben bezeugen. Manche bleiben stehen, um ihnen zuzuhören, wenn auch kaum etwas zu verstehen ist bei dem vielen Lärm und Geschrei, das die Tausende dort veranstalten. Es herrscht eine optimistische, ja sogar fröhliche Stimmung unter der Menschenmenge. Auch am 18. Mai ist der Platz des Himmlischen Friedens voller Leute. Man wundert sich, dass der Staat nicht eingreift, dass die Regierung all das geschehen lässt. Noch! Aber am folgenden Tag wird der Ausnahmezustand verhängt. Nachdem Tausende von Panzern Peking umzingelt haben, ist es nicht mehr möglich, die Stadt zu verlassen. Überall beginnen die Bewohner, Barrikaden aufzuwerfen. Werden diese die anrückenden Truppen am Einmarsch hindern können? Werden sie die nun bald gegen unzählige wehrlose und unschuldige Arbeiter und Studenten losbrechende Gewalt aufhalten?

Zwei Wochen später, am 4. Juni 1989, zerschlägt die Volksbefreiungsarmee plötzlich und brutal alle Hoffnungen des Volkes! Nicht allein auf dem Platz des Himmlischen Friedens, sondern auch auf den Straßen rings umher finden viele Hunderte meist junge Männer und Frauen den Tod. Man schätzt, dass es mehr als viertausend sind! Die gesamte Welt reagiert erschrocken über diese abscheuliche Antwort auf die Bitte um Reformen und die Zurückdrängung der Korruption. Die »Hardliner« in der Regierung haben ihre Macht gestärkt. Was haben nun die Christen – vor allem die Hausgemeinden – in China zu erwarten?

In Langsam weiß man noch nichts von dem Blutbad, das auf dem Platz des Himmlischen Friedens und auf den Straßen rings umher stattgefunden hatte. Feng und Lei

sind gesund heimgekehrt. Sie kamen gerade noch rechtzeitig aus den Bergen zurück, bevor die Juniregen alles Reisen unmöglich machten. Jetzt fängt wieder die schwere Zeit für die Dörfler an. Nirgends ist ein trockenes Plätzchen zu finden. Die rote Erde zwischen den Dachbalken wird von den Regenfluten weggespült und überall leckt es durch. Man murrte und schimpfte aber nicht; denn erstens kommt alles von Gott und zweitens hat Feng den Leuten erzählt, unter welchen Umständen die Leute hoch oben in den Bergen ihr Leben fristen müssen und was die nun, in der Regenzeit, mitzumachen haben.

Draußen kann man eigentlich gar nichts tun. Leis jüngerer Bruder Zhong, der an Leis Stelle die Ziegen hütet, hat auch die Aufgabe für die beiden eigenen Ziegen und für Mao zu sorgen, wenn sie zu Hause sind. Dazu gehört auch das tägliche Melken. Aber es gelingt ihm nicht ein einziges Mal die Milch unverdünnt ins Haus zu bringen, weil es im Ziegenschuppen ebenfalls überall durchregnet. Doch ist die Regenzeit auch eine gute Zeit. Die Jungen und Mädchen arbeiten fleißig; denn sie erhalten jetzt zusätzliche Schreib- und Lesestunden; aber auch in der Bibellehre und beim Auswendiglernen sind sie unermüdlich bei der Sache. Sie lernen einfach gern und erledigen auch die aufgegebenen Hausaufgaben willig und sorgfältig. Und einmal in der Woche wagt sich die ältere Jugend aus den umliegenden Dörfern trotz des Regens nach Langsan zur »Bibelschule«. Unter dem jungen Volk ist viel Hunger nach Gottes Wort und sie haben in Onkel Feng, Tsi und Lei gute Lehrmeister.

Lei hat in den zwei Monaten, die er mit Onkel Feng da oben bei den Lisu im hohen Gebirge war, viel gelernt. Dort hat er Erfahrungen gesammelt, die ihn reifer und verständiger gemacht haben als ein ganzes Jahr rein theoretischen Unterrichts dies erreicht hätte. Er hat sich gewundert über die Weisheit und das Taktgefühl, mit dem Gott seinen Lehrmeister ausgerüstet hat. Sie haben zusammen mit den Lisu gebetet und gesungen. Sie haben

viel gepredigt und viele Geschichten aus Gottes Wort erzählt, sie haben Alten und Jungen manche Texte so oft vorgesagt und sie nachsprechen lassen, bis manche sie auswendig wussten. Gott weiß, wer die Bibelsprüche auch in sein Herz aufgenommen hat. Die Woche, die sie in jedem kleinen Dorf zubrachten, ging immer sehr schnell vorüber. Es konnte aber geschehen, dass sie im nächsten Dorf Männer und Frauen und sogar kleine Kinder aus der zuletzt besuchten Ortschaft antrafen. Der Herr hatte auch dort Hunger nach seinem Wort erweckt. Die Dörfchen waren manchmal sehr klein, nur einige eng beieinander stehende Hütten. Arm, bettelarm waren diese Lisu; sie hatten kaum das Nötigste zum Anziehen.

Und es war so, wie Feng bei seinem Auszug aus Langsan zu Tsi gesagt hatte: »Sei unbesorgt, Tsi. In jedem Dorf wird unsere Last leichter!« Und als sie das Dorf verließen, in dem sie die letzte Reisewoche verbracht hatten und die Bewohner ihnen dankbar nachwinkten, hatten sie nichts mehr bei sich als jeder seine Decke, einige Nahrungsmittel und ein wenig Tee für den Kessel. Das reichte für die letzten drei Reisetage.

Ihr Herz war voll Dank, als sie sich auf den Heimweg machten, der nun bergab führte. Auch das Wildwasser, das ihnen auf der Hinreise so große Mühe bereitet hatte, schien flacher und weniger reißend zu sein. Die tiefe Schlucht, in die sie absteigen und an der anderen Seite wieder hochklettern mussten, kam ihnen auch nicht mehr so steil vor und die Abgründe, an denen sich der Pfad entlangwand, schienen weniger gefährlich zu sein. So schallte denn oft durch die wüste Bergeinsamkeit ein Lied von ihrer Freude und Dankbarkeit:

Es ist Herrlichkeit mit Ihm zu geh'n,
es ist Herrlichkeit mit Ihm zu geh'n.
Denn Er führt uns überall,
über Berge und durchs Tal,
es ist Herrlichkeit, mit Ihm zu geh'n!

Drei Wochen brauchten sie für die Hinreise, in weniger als siebzehn Tagen brachte Gott sie am 17. Juni 1989 wieder sicher nach Haus.

22

Über die Hausgemeinden bricht eine schwere Zeit herein. Nicht allein die örtlichen Behörden unterdrücken und verfolgen die Glieder nichtregistrierter Gemeinden, auch von der Regierung wird es den Hausgemeinden immer schwerer gemacht, sich zu versammeln. Man schikaniert die Leiter dieser Gemeinden, man sperrt sie ein und oft lässt man sie nur frei, wenn sie eine hohe Geldbuße entrichtet haben. Wer nicht freikommt, wird ins Arbeitslager verbannt, um »durch das Volk umerzogen« zu werden. Mao ist tot; aber seine Methoden sind noch springlebendig!

Auch im Lisuland sollten zu Maos Zeiten aus den selbstständigen Bauerndörfern eines größeren Gebiets sogenannte »Volkskommunen« errichtet werden, die, zentral geleitet, die Produktion der ganzen Gegend steuerten. Wie überall in China sollten die Familien getrennt werden, Männer und Frauen sollten in gesonderten Unterkünften wohnen und die Kinder von kommunistischen Jugendleitern erzogen werden. Das alles war aber in den unwirtlichen Berggegenden schlecht durchführbar gewesen und darum ging trotz mancher Versuche der Behörden in Paoschan das Leben in Langsan noch immer seinen gewohnten Gang, außer, dass man natürlich auf der Hut war. Zhong, Leis Nachfolger als Ziegenhirte, ist sich der Wichtigkeit seines Späherdienstes auch voll bewusst.

Die »Volkskommunen« hatten sich als Fehlschlag erwiesen; der »große Sprung nach vorn« war nicht eingetreten und die Amerikaner waren nicht zu überflügeln;

aber die straffe Organisation der »Volkskommunen« eignete sich für die Regierung in Peking prächtig dazu, das Volk zu kontrollieren und auch die geringsten Anzeichen von Widersetzlichkeit im Keim zu ersticken. Auch die Christen hatte man so scharf im Auge.

In Paoschan war kürzlich ein junger Parteifunktionär aus Peking eingetroffen, der das in dieser Gegend bisher Versäumte nachholen sollte. Mit großem Ehrgeiz und voll gestopft mit kommunistischem Parolen rief er als Erstes die örtlichen Parteigenossen zusammen und verkündete ihnen, er werde dafür sorgen, dass in Lisuland bald die gleichen Verhältnisse herrschten wie in der Hauptstadt. »Wer sich uns entgegengestellt, wird niedergewalzt, verstanden?« Sie hatten ängstlich genickt und fürchteten nun, in die Berge versetzt zu werden, in den Nebel, in die winterliche Kälte mit den Stürmen und dem schrecklichen Schnee und Regen. Und was sollte man mit den widerspenstigen Bergwilden machen? Man konnte sie alle einsperren; aber wie soll man dann die Lebensmittelproduktion vorantreiben? Und dass begeisterte Kommunisten aus denen zu machen waren, das glaubte keiner, der einmal mit ihnen zu tun gehabt hatte.

Auf dem Weg von Paoschan nach Langsan fährt ein Lieferwagen. Er fährt ziemlich schnell und kümmert sich nicht viel um die Unebenheiten des Weges. Der Auspuff hört sich sehr danach an, dass er ausgewechselt werden müsste und der Motor fährt auch nicht gerade geräuschlos.

»Noch eine Stunde, schätze ich, Jong!«, ruft der Beifahrer. »Ja, das denke ich auch. Jetzt bin ich doch froh, wenn es geschafft ist«, schreit der Fahrer zurück.

»Werden sie uns dort erwarten?«

»Bin sicher. Wenn alles gut ging, haben sie vor vierzehn Tagen deinen Brief bekommen, als sie in Paoschan waren. Schau gerade aus, Djeng!« Aber das Schlagloch ist nicht mehr zu vermeiden.

Djeng reibt sich schmerzverzerrt den Kopf. »Au! Das Dach deines Wagens ist noch ziemlich stabil. Wenn das ganze Auto so wäre, brauchtest du vorläufig noch nicht an ein anderes zu denken!«

Jong grinst. »Das tu ich auch nicht. Die paar Beulen und der Krach sind eine prima Tarnung. Ich falle dadurch – so eigenartig es klingt – nicht auf. Hätte ich einen feinen Schlitten, würde man mich jeden Kilometer anhalten. Halt noch ein bisschen aus. Ich sehe schon die letzte Kurve.«

Sie stehen tatsächlich da: Tsi, Feng und Lei!

Nachdem man sich begrüßt und nach dem gegenseitigen Wohlergehen erkundigt hat, wird zunächst das Auto ausgeladen. Tsi macht während dessen Tee. Nach getaner Arbeit setzen sich alle auf irgendeinen Stein und lassen sich von Tsi bedienen. Djeng teilt Kuchen aus und auch das Maultier, das gleich viel zu tragen haben wird, vergisst er nicht. Es bekommt eine Tüte Mais.

Der Brief von Mike an Feng, den Djeng ihm überbracht hat, »brennt« in dessen Tasche. Sobald Jong zurückfährt, noch ehe man das Maultier belädt, wird er ihn schnell lesen. Es ist sicher vier Monate her, dass er das letzte Mal von Mike etwas gehört hat. Seine Geduld wird aber sehr auf die Probe gestellt, weil Jong so viel zu erzählen hat von all dem, was jetzt in China vor sich geht, besonders im Osten der Inneren Mongolei und in der Provinz Anhui.

»In Anhui ist es den Christen verboten, an eine Adresse in Hongkong zu schreiben«, sagt er. »Sie dürfen auch außerhalb des Kirchenraumes nichts von ihrem Glauben verlauten lassen. Auch dürfen sie keine ausländischen Evangeliumssendungen hören. Aber das nicht allein. An verschiedenen Orten wurden sie während des Gottesdienstes überfallen und sowohl Älteste als auch gewöhnliche Gemeindeglieder eingesperrt. Bibeln, Gesangbücher und andere Literatur wurden dabei beschlagnahmt. Die Geldbußen waren oft höher als drei

Monatslöhne. Trotzdem verlassen immer mehr Leute die protestantischen Kirchen der Patriotischen Dreiselbst-Bewegung. Noch sind wohl manche wahre Christen darin; aber die wird der Herr noch rechtzeitig dort hinaustreiben lassen. Die Prediger in diesen staatlich genehmigten Kirchen lehren heute schon, die Auferstehung des Herrn Jesus sei nicht wirklich geschehen. Wie kann ein wahres Kind Gottes bei solchen Leuten bleiben?! Ich hoffe, dass der Herr Lisuland vor den Übergriffen der Obrigkeit bewahrt. Sie sind alle egal, ob es sich nur um die örtlichen Behörden oder um die Regierung in Peking handelt. Kein Christ ist vor ihnen sicher!«, beschließt Jong seinen Bericht.

Lei hat Jong mit großer Aufmerksamkeit zugehört. »So«, hört er in seinem Inneren, »das steht dir sicher auch noch bevor. Feng kann es gewiss leichter ertragen, gefangen genommen und gequält zu werden. Er wird bestimmt durchhalten. Aber du, Lei, hast das noch nicht mitgemacht. Du wirst sicher bei dem geringsten Anlass den Herrn Jesus verleugnen. Das hat sogar Petrus getan und der war ein Apostel! Und du bist noch nicht einmal ein richtiger Evangelist. Du bildest dir etwas darauf ein, zufällig mit Feng bei den Lisu in den hohen Bergen evangelisiert zu haben. Das war nicht schwierig, da kamen keine Kommunisten, um dich einzusperren. Warte, bald erscheinen sie in Langsan!«

Bei Lei bricht der Schweiß aus. Das ist es ja, wovor er sich so sehr fürchtet: den Herrn Jesus zu verleugnen! »Ach Herr, hilf mir doch! Ich kann von mir aus niemals standhaft bleiben, das weißt Du besser als ich.«

Wie ein Sonnenstrahl, der durch eine dunkle Wolke bricht, fällt ihm plötzlich ein: »Meine Gnade genügt dir; denn meine Kraft kommt in Schwachheit zur Vollen- dung.« Im Eifer des Abschiednehmens fällt es niemand auf, dass Lei seine Nase kräftiger als gewöhnlich putzen muss. Und wie Jong ihm die Hand schüttelt und ihm allezeit die Nähe Gottes wünscht, kann er ihm schon wie-

der in gewohnter Stimmlage für seine Freundlichkeit danken.

Eine Stunde später ist alles zur Reise nach Langsan bereit. Das Wetter ist wieder gut und die Natur verrät an vielen Dingen, dass der Herbst nahe ist. Feng hat Zeit gefunden, Mikes Brief zu lesen. Der hofft, im nächsten Jahr wieder nach Hongkong zu kommen und von dort über Kunming nach Paoschan zu reisen. »Ob ich noch in der Lage sein werde, nach Langsan hinaufzusteigen, weiß ich nicht«, schreibt er. »Aber ich hoffe, dich noch einmal zu treffen, lieber Feng. Aber nicht nur dich, sondern auch Tsi und Lei und die anderen alle. Wenn Du diesen Brief liest, ist Djeng bei euch ...«

Er überlegt: »Ob ich noch in der Lage sein werde, die Reise nach Langsan zu machen.« Ja, Mike ist, genauso wie er selbst inzwischen sechs Jahre älter geworden. Und die Kletterei nach Langsan ist gewiss nicht so einfach. Selbst Djeng hat Mühe, das Tempo der kleinen Karawane mitzuhalten. Und der ist viele Jahre jünger!

»Welche atemberaubende Schönheit!«, sagt Djeng wie sie ein wenig rasten. »Dies ist vielleicht die schönste Landschaft Chinas. Obwohl«, verbessert er sich gleich, »die Umgebung von Kunming auch prächtig ist. Aber Lisuland ist doch das schönste. Ich freue mich darum auch sehr auf meinen zweiten Besuch bei euch, diesmal nicht eine kleine Woche, sondern zwei volle Monate, wenn Gott es zulässt.«

»Um die Unterkunft zu verdienen, haben wir gedacht, du solltest die ersten Wochen die Ziegen hüten«, sagt Tsi ernsthaft. »Lei wird dir sagen, wie das geht. Es ist bestimmt ganz einfach; aber du musst dafür sorgen, dass du Freundschaft mit Mao schließt und pfeifen musst du auch lernen.«

»Mao? Wer ist das? Der lebt nicht mehr, den könnt ihr also nicht meinen.«

Lei fängt an zu lachen. »Mao ist der Ziegenbock. Er ist oft sehr störrisch und kommt nur, wenn man auf ganz

bestimmte Weise pfeift. So.« Er macht es vor. Der schrille Pfiff gellt ins Djengs Ohren.

Nach einigen vergeblichen versuchen, »Mao zu rufen«, beginnt es so ähnlich zu klingen.

»Bevor wir in Langsan sind, wirst du es sicher beherrschen«, tröstet in Tsi, »du bist ein gelehriger Schüler. Aber nun etwas anderes. Wir sprechen zusammen Englisch und das ist für Lei eine prächtige Übungsgelegenheit; aber es wäre doch schön, wenn du gleich die Leute in Langsan in ihrer Sprache begrüßen könntest.« Das findet Djeng sofort wunderbar. »Prima, fangen wir gleich an! Mit drei Lehrern kann es ja nicht schwierig sein.«

Bevor sie ihr erstes Nachtquartier beziehen, »begrüßt« Djeng seine Reisegefährten stolz in deren Sprache: »Ich bin Djeng Lie. Ich grüße euch alle herzlich.«

Am folgenden Tag setzen sie die Sprachschule fort. »Nun musst du auch noch die Grüße von Pa-Mike überbringen«, meint Feng.

Das ist nicht ganz so einfach; aber auch hier zeigt sich Djengs Sprachtalent. »Ich grüße euch von Pa-Mike. Er würde euch alle gern wiedersehen.«

Der erste Satz bietet keine Schwierigkeiten. Dafür braucht er nur zwei neue Wörter zu lernen. Der zweite kostet mehr Mühe. Aber Djeng ist zäh und bald hat er alles fest in seinem Gedächtnis gespeichert.

Nach einem weiteren Tag und einer ziemlich kurzen Nachtruhe sind es noch etwa fünf Stunden bis Langsan. Gegen elf Uhr erreichen sie das Dorf. Sie werden erwartet; denn Zhong, der Ziegenhirte, hat sie schon lange kommen gesehen. Er hat Mao herbeigepfeifen und ist mit der Herde ins Dorf gezogen, um zusammen mit vierzig Bewohnern von Langsan die Reisenden zu begrüßen. Alle sind dankbar, dass Tsi, Feng und Lei heil wiedergekommen sind, aber auch froh, dass Djeng wieder in Langsan ist und zwei Monate zu bleiben gedenkt. Das vorige Mal war er nur eine Woche hier. – Erstaunt hören sie seine Begrüßung in Lisu.

»Ah!«, ruft Jung und Alt. »Gut gemacht, gut gemacht!«

Am Nachmittag wird ein Dankgottesdienst gehalten. Nach der Predigt liest Feng aus dem Brief von Mike vor.

»Wir wollen jetzt den Herrn bitten, dass Er alles so führt, dass wir uns wundern werden, dass wir Pa-Mike noch einmal zu sehen bekommen.«

Alle senken sie den Kopf und viele beten aus ganzem Herzen mit, wenn Feng ihren alten Missionar Gott anbefiehlt, dem Gott, der auch heute noch Wunder tun kann und will.

Die zwei Monate, die Djeng in Langsan und der weiteren Umgebung zugebracht hat, sind schnell vergangen. Jetzt, am Ende seines Aufenthalts kann er sich in der Lissprache schon wunderbar helfen und braucht Tsi gar nicht mehr als Dolmetscher. Jeder im Dorf mag den freundlichen und immer hilfsbereiten jungen Mann gern leiden und vor allem den Kindern fällt das Abschiednehmen schwer. Tsi und Lei bringen ihn weg. Das Maultier, das zwei Monate zuvor den Großteil der Lasten bergauf getragen hat, ist auch wieder dabei. Das Tier soll auf dem Rückweg die Einkäufe wie Papier, Federn und einige Töpfe und Schüsseln tragen und was die Mütter sonst noch für den Haushalt bestellt haben. Wie sie gute hundert Meter außerhalb des Dorfes sind, sehen sie Zhong mit seiner Ziegenherde. Da kann Djeng es nicht lassen, nach Mao zu pfeifen. Der Bock hebt sofort den Kopf und blickt in Richtung des bekannten Tons. Sein Bärtchen guckt wichtig nach vorn; Zhong ruft etwas und weist auf Mao. Der ist offensichtlich verständiger als Djeng; denn wie dieser noch einmal pfeift, senkt Mao den Kopf und beginnt wieder zu grasen.

Noch ein Letzter Gruß an Zhong und die kleine Karawane zieht weiter, immer tiefer ins Tal hinab. Es wird nicht mehr lange dauern und die Schneewehen werden eine Reise in dieser Höhe unmöglich machen. Djeng nimmt die Gegend ganz bewusst in sich auf. Es ist im-

merhin nicht selbstverständlich, dass er noch einmal hierher kommt. Nach anfänglicher »Gottesdienstfreiheit«, auch für Moslems und Buddhisten, ist nach dem schrecklichen Ereignis auf dem Platz des Himmlischen Friedens wieder ein Umschwung eingetreten. Indem man für alle großen Religionsgemeinschaften politische Organisationen einrichtete, hoffte die atheistische Regierung, alle diese »Gläubigen« in den Griff zu bekommen. Diese Organisationen sind selbstverständlich der kommunistischen Partei verantwortlich. So hat die Patriotische Dreiselbst-Bewegung dafür zu sorgen, dass die Chinesischen Christen keinerlei Unterstützung von irgendeiner ausländischen Missionsgesellschaft oder religiösen Gruppe erhalten. Nein, über die staatlich gelenkte Kirche gibt sich Djeng keinen Illusionen hin. Alle Versammlungen außerhalb der Dreiselbst-Bewegung wurden nämlich für illegal erklärt mit allem, was daraus folgt!

Er hofft und betet, dass Lisuland vor dem Einfall von Polizeitruppen und gemeinen Banditen bewahrt bleibt, denn letztere haben wiederholt die Lage der Christen missbraucht, um sie zu bestehlen und alles zu rauben, was sie nur kriegen konnten. Sein Herz blutet, wenn er an Langsan denkt, an dieses Dorf, in dem er eine so schöne Zeit verlebt hat, mit all den Männern und Frauen, die größtenteils aufrichtig den Herrn fürchten. Er blickt auf Lei, der einige Schritte vor ihm geht. Was wird dem noch widerfahren? Und Hsie, seinem Vater, und Hong, seiner Mutter? Wie wird es Feng und Tsi ergehen, wenn auch – was Gott verhüten möge – über Langsan Verfolgung und Unterdrückung kommen werden? Aber wenn er selbst einmal vor dem Volksgericht seinen Glauben bekennen müsste? Würde er standhaft bleiben? Niemals aus eigener Kraft, das schafft niemand. Aber eins ist sicher: Bei dem Herrn sind alle Dinge möglich für alle, die an Ihn glauben!

Tsis Stimme ruft ihn in die Gegenwart zurück: »Wir wollen eine Rast einlegen!« Als alle sitzen, wird Maisku-

chen ausgeteilt, der schmeckt Djeng besonders gut, dann gibt es Tee; Tsi ist ein Meister darin, überall und im Handumdrehen Tee zu brauen. Da erfasst Djeng eine große Sehnsucht, hier zu bleiben. Wie schön wäre es, mit den anderen umzukehren und nie wieder in die Millionenstadt mit ihrem rasenden Verkehr und ihren unzähligen Wolkenkratzern mit den engen Wohnungen zurückfahren zu müssen! Wenn es doch eine Möglichkeit dafür gäbe! Aber er ist kein chinesischer Staatsbürger mehr. Sein Pass beweist es schwarz auf weiß. Auswandern nach China? Unmöglich! Seine Vergangenheit ist »besudelt«. Alles Wasser des Jangtsekiang kann diesen Makel nicht abwaschen. Wenn er nun ...

»Woran denkst du, Djeng?«, will Tsi wissen.

»Ich? Ach an nichts weiter.«

Tsi blickt ihn kurz an. »An nichts? Das glaub' ich nicht.«

»Naja, an irgendwas hab ich wohl gedacht; aber es hat keinen Zweck, mit euch darüber zu reden.«

»Ja, das mag schon stimmen.«

»Dann musst du mit Gott darüber reden. Der kann dir helfen«, meint Lei in kindlichem Vertrauen.

»Er weiß es schon, Lei.«

»Dann wird alles gut.«

Djeng wundert sich nicht zum ersten Mal über den festen Glauben dieses jungen Lisu. Und auf einmal beschließt er, seine beiden Reisegegnossen in seinen tiefen Wunsch einzuweihen.

Sie hören ihm zu, ohne ihn auch nur einmal zu unterbrechen. Nach seinem Bekenntnis ist es eine Weile ganz still. Tsi ergreift als Erster das Wort: »Wenn alles nur eine Gefühlsaufwallung ist, wird Gott deinen Wunsch niemals erfüllen. Versteh mich nicht falsch, Djeng. Aber man muss in solchen Sachen sehr nüchtern bleiben. Denke einmal nach, ob dieser Wunsch schon früher in deinem Herzen war. Versuche auch, ganz still für dich, herauszufinden, warum du gerade hier, bei uns, bleiben willst.«

Wieder ist es einen Augenblick still. Dann sagt Djeng ehrlich und offen: »Ich danke dir für deinen weisen Rat, Tsi. Ganz sicher werde ich ihn befolgen.«

Es ist Februar 1993. In seiner Londoner Wohnung macht Mike Longfield einen Punkt am Ende der letzten Zeile seines Briefes an Feng. Er seufzt. Es war keine leichte Aufgabe, diesen Brief an seinen Freund und Bruder zu schreiben. Noch einmal liest er die letzten Zeilen durch:

»Der Arzt hat mir die Reise nach Hongkong verboten, Feng. Mein Herz soll nicht in Ordnung sein, ich muss es sehr schonen. Es hat mich schon manchen Kampf gekostet, bis ich mich in Gottes Willen ergeben habe. Aber Er hat mir in seinem Wort so freundlich zugesprochen, dass ich mich schließlich geschämt habe; so habe ich am Ende gesagt: ›Herr, alles, was Du machst, ist immer gut.«

Ich werde dich hier auf Erden nicht wiedersehen; aber sei sicher, einmal begegnen wir uns wieder, dann, wenn es keine Verfolgungen mehr gibt, wenn wir Den anschauen, der uns mit Seinem teuren Blut erkauft hat.

Grüße Tsi und Lei und alle anderen in Langsan von mir. Predige das Wort Gottes da, wo Er dich hingestellt hat und vergiss die Lisu hoch oben in den Bergen nicht. Auch sie müssen wissen, dass es einen gerechten Gott im Himmel gibt, der mit der Sünde keinerlei Gemeinschaft hat, auch dass es einen Heiligen Geist gibt, der von Sünde, Gerechtigkeit und Gericht zeugt und dass es ein Lamm gibt, das die Sünde der Welt wegnimmt.

Lebe wohl, mein lieber Feng, lebe ewig wohl!«

23

Gut zwanzig Kilometer nördlich von Paoschan, so etwa fünf-, sechshundert Meter oberhalb des Saluên, gehen zwei Menschen. Sie sind auf dem Weg nach Man-

ping, einem Dorf, das noch keine zwanzig Häuser zählt. Der Ausblick über die tiefe Schlucht, durch die der Saluën majestätisch dahinfließt, ist atemberaubend schön.

»Djeng hatte doch wohl Recht, als er das Lisuland das schönste Stückchen von China nannte, Lei«, sagt der Ältere der beiden.

Sie haben sich auf einen Felsblock gesetzt und genießen Gottes wunderbare Schöpfung, die hier noch verschont geblieben zu sein scheint von umweltschädigenden Einflüssen. Nirgends sieht man Schornsteine qualmen oder Fabriken, die das Wasser verunreinigen. Es ist Ende März und überall zeichnet sich das erste zarte Grün ab. Die Pfirsichbäume blühen und rings umher duftet es herrlich von den verschiedenen Bergblumen. Tief unten spiegelt der Saluën den blauen Himmel wider und ab und zu hört man den Kuckuck rufen: »Pflanzt Mais, pflanzt Mais!«

»Hat wohl so das Paradies ausgesehen, Onkel Feng?«

»Ich glaube schon, dass es ein wenig so gewesen ist, Lei. Aber nur ein wenig; denn auch diese prächtige Landschaft trägt die Narben des Sündenfalls. Sieh hier!«

Feng bückt sich und nimmt ein kleines verdorrtes Kraut auf.

»Und sieh da!« Er weist auf einen toten Baum, den der Blitz getroffen hat und der nun gespalten und schwarz verkohlt aus der Erde ragt.

»Schuld an allem sind die Sünden der Menschen. Aber wenn wir als Gottes Kinder auch gleich Lämmern unter den Wölfen sind – und wie schnell kann das für uns Wirklichkeit werden – dürfen wir doch gleich wieder, im nächsten Dorf, von dem Lamm Gottes erzählen, das die Sünden der Welt wegnimmt. Komm, wir müssen weiter, Lei!«

Feng und Lei sind nicht die Einzigen, die auf dem Weg nach Manping sind. Aus den Einzelgehöften der wunderschönen Gegend, über die schmalen Bergpfade, von überall kommen sie. Alle wollen sie nach Manping. Jetzt

haben alle »Reisenden« das Dorf erreicht und in der baufälligen Scheune Platz genommen, die als Kirche dient. Da treten hinter einem riesigen Felsblock, noch keine hundert Meter von Manping entfernt, drei Uniformierte hervor. Jeder hat seine geladene Waffe in der Hand.

»Jetzt sind wir an der Reihe«, sagt einer von ihnen. »Wir brauchen keine Angst zu haben, zu spät zu kommen; sie haben ja gerade erst angefangen.«

Das sieht nicht gut aus für die Hausgemeinde in Manping!

Feng hat eben mit der Predigt begonnen, als Alarm geschlagen wird. Kurz droht eine Panik auszubrechen; aber er beginnt zu singen; erst zögernd, dann immer kräftiger klingt es den Soldaten entgegen:

Wolkensäule, Feuersäule,
Schatten, Herr, und Licht bist Du.
Darum geh' ich, wenn Du aufbrichst,
Wenn Du stillstehst, halt ich Ruh.
Geht es auch durch Kampf und Leiden,
Hilfst Du mir und stärkest mich;
Bist und bleibst mein Quell der Freuden,
Herr, mein Gott, ich preise Dich!

Mit den Gewehren im Anschlag werden alle aufgefordert, sitzen zu bleiben. Die ungefähr vierzig Christen, darunter auch Kinder, tun, was ihnen befohlen ist. Zwei Soldaten bleiben mit vorgehaltener Waffe am Eingang stehen, einer läuft nach vorn und befiehlt Feng, sich auf eine Bank zu setzen.

»Ihr Christen sagt ja, dass ihr Gott liebt. Heute kriegt ihr die Chance, das zu beweisen.«

Ganz still ist es in der morschen Scheune geworden, kein Laut ist zu vernehmen.

»Alle, die Gott lieb haben stellen sich an die rechte Seite«, befiehlt der Soldat. »Bisschen dalli!«

Leis Herz schlägt zum Zerspringen. »Ha!«, höhnt der

Teufel, »jetzt kommt es drauf an. Jetzt bist du das Lamm unter den Wölfen. Jetzt wird sich zeigen, was du bist, ein Heuchler oder ...«

»Wird's bald?«, brüllt der Soldat.

Feng ist der Erste, der hingeht. Zehn, zwölf andere folgen.

»Mehr nicht?«, knurrt der Soldat. »Hat euer Gott bloß soo'n paar, die Ihm folgen? Ich dachte, Er ...«

Mit einem Ruck steht Lei auf und stellt sich zu denen, die mit ihrer Tat beweisen, dass sie Gott bis in den Tod die Treue halten wollen. Tränen schießen ihm in die Augen.

Er mag nicht aufblicken.

Der Soldat wartet noch einen Augenblick, dann sagt er zu denen, die starr vor Angst auf ihren Plätzen sitzen: »Nach draußen! Alle! Und macht, dass ihr wegkommt. Wer gleich noch hier gesehen wird, soll was erleben!«

Nach einigem Gemurmel verlassen sie die Scheunenchurch, sie, die eben noch gesungen hatte, sie wollten der Wolken- und der Feuersäule überallhin folgen.

Die beiden Soldaten am Eingang schließen die wackeligen Türen und gehen zu ihrem Kameraden nach vorne. Drohend richten sich drei Gewehrläufe auf die elf Männer und drei Frauen, die sich deutlich entschieden hatten. Sie erwarten nichts anderes als den Tod. Die drei Volksarmisten flüstern kurz miteinander. Dann werfen sie, wie auf Kommando, ihre Waffen weg.

»Wir wollen mit euch Gott dienen«, sagen sie den vierzehn Gläubigen, die ganz eng beieinander stehen. »Aber das wollen wir nur mit wahren Knechten Gottes und nicht mit Scheingläubigen.«

Lei bricht in Tränen aus. Er ein wahrer Gläubiger? Die andern haben nicht gezögert, aber er ...!

Er tritt einige Schritte vor und bekennt vor allen sein Versagen und seinen Unglauben. »Ich blieb auf der linken Seite. Gott möge mir vergeben!«

Nun tritt Feng vor.

»Sollten wir nicht Gott gemeinsam unsere Sünden bekennen? Ich habe auch gezögert, ich kam erst nach vorn, als wir zum zweiten Mal aufgefordert wurden.«

Er faltet die Hände und alle senken den Kopf und bekennen in ihrem Herzen ihre Sünden vor dem, der nichts nachträgt, sondern gern vergibt.

»Was wird nun aus euch?«, fragt Feng.

»Wir kehren zu unserer Einheit nach Paoschan zurück«, sagen die drei. »Wir hatten den Befehl, nach Manking zu gehen und dort den Gottesdienst zu stören und den Namen des Leiters festzustellen. Wir haben jetzt einen neuen Parteisekretär, der mit dem Christentum und auch mit allem anderen aus der alten Zeit gründlich Schluss machen will.«

Feng lächelt nur. »Ich heiße Feng Tiu«, sagt er ruhig.

Die drei Soldaten heben ihre Waffen auf und verabschieden sich. »Du solltest die ersten Monate hier lieber nicht den Gottesdienst leiten«, warnen sie ihn.

»Das werde ich gewiss sein lassen. Ich begeben mich nicht mutwillig in Gefahr. Aber der Auftrag des Herrn Jesus heißt: ›Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium der ganzen Schöpfung!‹ Dem muss ich nachkommen, was auch geschehen möge. Ich habe für jeden von euch ein Johannesevangelium. Lest viel darin und bittet Gott, Er möge euch das Gelesene verständlich machen. Geht mit Gott, dann erst geht ihr sicher!«

Zwei Monate später wird Feng, wie er einen Gottesdienst einer Hausgemeinde in Paoschan leitet, zusammen mit einer Anzahl anderer Gläubiger verhaftet. In der Zelle liest er den Brief, den er vor Beginn des Gottesdienstes erhalten hatte. Er ist von Mike.

Er ist tief erschüttert. So achtet er nicht auf das PS. unter dem Brief, ebenso wenig auf den zweiten Umschlag, den Mike seinem Brief zugefügt hat. Er weiß nur eins: Mike wird wirklich nie mehr nach Langsan kommen!

»Ach Herr, auch das noch!«, seufzt er.

»Ich stärke dich, Ich helfe dir, Ich unterstütze dich mit der Rechten meiner Gerechtigkeit!«, ist Gottes direkte Antwort. Feng erhält nur diesen Trost und keine Zurechtweisung, weil er mit Gottes Wegen unzufrieden ist.

Feng ist voll Dankbarkeit. »Herr, so bist Du zu mir?« Und er kniet nieder und dankt Gott für solche Güte. Dann steht er auf, um Mikes Brief noch einmal in Ruhe zu lesen. Nun erst entdeckt er den zweiten, etwas kleineren Umschlag. Er steckt ihn unter seinen Kittel. Erst kommt der Brief. »Lebe wohl, lebe ewig wohl!

PS. Ich muss dir neunhundert Dollar geben, Feng. Ich weiß nicht, warum genau neunhundert, aber ...»

Die Tür dröhnt. Feng schreckt aus seinen Gedanken auf. Er hat gerade noch Zeit, seinen Brief unter dem Kittel zu verbergen. In der offenen Tür stehen zwei Polizisten und befahlen ihm zu kommen. »Los, schnell!«

Der Raum, in den die beiden Wachtleute ihren Gefangenen bringen, ist rappellvoll. Ganz hinten stehen einige Glieder der Hauskirche, sonst sind es lauter Neugierige. Sie mögen aber auch zu diesem Prozess als Zuschauer befohlen worden sein. Hinter einem abgeschabten Tisch sitzen, wie üblich, acht Milizionäre. Der neue Sekretär von Paoschan steht auf und ergreift das Wort.

»Dem Angeklagten Feng Tiu, hier gegenwärtig, wird Folgendes zur Last gelegt:

Er hat sich nicht genau den Gesetzen, Verordnungen und dem Bekenntnis der Kommunistischen Partei und des Staates unterordnet und nicht danach gestrebt, ein vaterlandsliebender und gehorsamer Einwohner der Volksrepublik China zu sein.

Er hat im Amt für Religiöse Angelegenheiten dieser Provinz nicht um eine schriftliche Erlaubnis nachgesucht, religiöse Versammlungen durchführen zu dürfen.

Er hat andere überredet und gezwungen, an das Christentum zu glauben.

Er hat religiöse Versammlungen außerhalb der dafür bestimmten Räume abgehalten.

Er reist umher, um zu predigen.

Er hat den Bitten entsprochen, die andere Christen an ihn gerichtet haben, in ihren Häusern, Kirchen oder Versammlungsplätzen als ›selbsternannter Evangelist‹ zu predigen.«

Ruhig hat sich Feng die Anklagen angehört. In seinem Herzen klingt es noch: »Ich stärke dich, Ich helfe dir.« Womit man ihn auch bestrafen mag, wie schwer die Strafe auch wird, nichts kann ihn von der Liebe Gottes scheiden, die in Christus ist!

»Hat der Angeklagte noch etwas zu sagen?«

Feng tritt einen Schritt vor. »Ja, Kamerad Parteisekretär.«

»Du darfst reden.«

Und dann hält Feng so richtig aus seinem Herzen heraus eine kurze Ansprache. Er braucht nicht nach Worten zu suchen, die werden ihm in diesem Augenblick gegeben. Es gerät zu einem Loblied auf seinen Meister, Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. »Nur bei Ihm ist Rettung zu finden, in Ihm allein ist Seligkeit. Er ist das Lamm, das die Sünden der Welt wegnimmt. Außer Ihm ist nirgends Rettung zu finden. Und wie könnt ihr Ihn finden? Lest in der Bibel, dem einzigen Buch der Welt, in dem keine Lügen stehen. Das wäre auch unmöglich, denn es kommt von Jesus Christus, der selbst die Wahrheit ist, aber auch der Weg und das Leben! Kommt doch alle zu Ihm, die ihr mühselig und beladen seid!«

Einen Augenblick ist es ganz still im Gericht. Die Ankläger scheinen unter dem Eindruck von Fengs kurzer Predigt zu stehen. Wird sie etwas bewirken? Gott allein weiß es.

Der Mann an dem Tisch, der das Urteil zu verkündigen hat, flüstert kurz mit seinen Kollegen. Einer übergibt ihm ein Schriftstück.

Mit gewaltig lauter Stimme verkündet er: »Der Angeklagte Feng Tiu wird zu fünfzig Stockschlägen und zu

einer Geldbuße von 5 000 RMB (eine Geldeinheit der Volksrepublik China) verurteilt. Sie ist heute zu entrichten. Bleibt die Zahlung aus, wird der Betrag pro Tag um fünfzig RMB erhöht!«

Applaus bei den Zuhörern. Großer Schrecken bei den Gemeindegliedern. 5 000 RMB! Dafür müsste ein Landarbeiter im Flachland acht Jahre arbeiten, ganz zu schweigen von den Bergbauern in Lisuland!

»Ich helfe dir!« So deutlich hört er diese Worte, dass Feng sich unwillkürlich umdreht. Vor seinen Augen erscheinen die Zeilen, die Mike unter den Brief geschrieben hat: »Ich muss dir neunhundert Dollar gegen, Feng! Ich weiß nicht, warum genau 900 Dollar, aber ...«

»Oh Herr, 900 Dollar! Das sind 5 000 RMB.«

Er muss vor Freude weinen. »Oh Gott der tausend Wunder, ich danke Dir, ich danke Dir allein!«

Die Schuld ist bezahlt, das war erledigt; aber die Stockschläge! Hat man ihm die erlassen?

Er wird ins Haus von Lee Meekoon getragen. Man hat ihn so schrecklich geschlagen, dass er beim dreißigsten Schlag die Besinnung verlor; aber das war für seine Peiniger kein Anlass aufzuhören.

»Fünfzig sind fünfzig!«, rief der Aufsicht führende Offizier. Und die zwei Männer, die sich beim Schlagen abwechselten, machten weiter. »Achtundvierzig ... neunundvierzig ... fünfzig. So!«

Die im Gerichtssaal anwesenden Gläubigen haben ihn nach draußen getragen und ihn auf einer improvisierten Bahre ins Haus ihres Ältesten gebracht. Dort waschen sie ihm die Striemen und Wunden vorsichtig ab und legen Verbände an. Dann haben sie für seine Wiederherstellung gebetet, aber auch Gott für Seine wunderbare Rettung in der Geldangelegenheit gedankt. Nach dem »Amen« öffnete Feng die Augen.

»Und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden«, sagt er mit deutlicher Stimme. »Der Herr ist gut, Er bleibt ein Gott, der Wunder tut.«

Am selben Abend kommt Doktor Zhuman zu Besuch. Er untersucht die Wunden und verbindet sie sachkundig. Auch lässt er für vierzehn Tage Salben und Verbandszeug da.

»In dieser Woche werde ich nicht wiederkommen dürfen; aber ich hoffe, dass es ihm in knapp einer Woche wieder so gut gehen wird, dass er aufstehen und sich selbst helfen kann. Aber das werdet ihr am Besten beurteilen können. Ich wünsche euch von Herzen die Nähe Gottes.«

Am folgenden Tag macht sich der Älteste Lee mit zwei jüngeren Gemeindegliedern auf den Weg nach Langsan. Sie können ein Stück mit einem Mann aus ihrer Gemeinde mitfahren, der eine Ladung Holz von Jongping holen muss und sie so weit wie möglich nach oben bringen wird. Knapp drei Tage später erreichen sie das Dorf, wo ihre Nachricht große Trauer auslöst. Sogleich versammeln sich alle zu einem Bittgottesdienst. Er wird von Tsi geleitet und Lei sagt noch einige Worte zu dem Text: »In der Welt habt ihr Drangsal, aber seid guten Mutes, Ich habe die Welt überwunden.«

Fast ein Jahr ist seit der Verurteilung Fengs vergangen. Schon einen Monat nach der Gefangennahme konnte er nach Langsan zurückkehren. Als seine Wunden unter der guten Fürsorge Doktor Zhumans soweit genesen waren, dass er wieder schreiben konnte, war sein erstes Werk ein Brief an Mike. Trotz seiner Sorge um dessen Gesundheitszustand und des immer dreisteren Auftretens der Staatspolizei gegenüber den Hausgemeinden, vor allem in den Küstenprovinzen, herrschte die Dankbarkeit vor.

»Der Herr gibt so viel Kraft, dass, wenn es in Seinem Rat besteht, ich schon in einigen Wochen nach Langsan zurückkehren kann. Nächste Woche kann ich diesen Brief X nach Hongkong mitgeben. Wer weiß, vielleicht erreicht er dich zur gleichen Zeit, wenn ich nach Lang-

san gehe. Djeng hofft, im nächsten März wieder für einige Monate nach dort zu kommen. Er schreibt, er habe große Sorge um die Missionswerke in Hongkong; denn in vier Jahren soll die Stadt den chinesischen Behörden übergeben werden. Und dann? Es scheint, als wollten viele Christen nach Europa und Amerika auswandern. Aber davon wirst du sicher auch schon gehört haben. – Ach, wie gern ginge ich mit Lei wieder zu den Lisu ins Hochgebirge. Ich plane – wenn Gott will – im nächsten Frühjahr dorthin zu gehen. Djeng hofft dann, mit uns zu kommen.«

Der Brief ist gerade rechtzeitig fertig. Der Kurier hat ihn mit nach Kunming genommen und ihn Jong Sian ausgehändigt und der fährt in der nächsten Woche wieder einmal nach Hongkong.

24

In Nanjing, in der Staatsdruckerei werden Tausende von Bibeln produziert. Über die Patriotische Dreiselbst-Bewegung der protestantischen Kirchen in China, der PDSB, werden sie an jeden verkauft, der eine haben will. Doch für die nichtregistrierten Christen auf dem Lande ist es sehr schwer, an eine Bibel heranzukommen. Sie müssen dazu ein Formular ausfüllen mit Adresse, Namen und Ausweisnummer. Es ist dann sehr gut möglich, dass sie Besuch vom Staatssicherheitsdienst bekommen, mit all dem, was das bedeuten kann. In den großen Städten, in denen es genügend Dreiselbst-Kirchen gibt, können die Christen meistens ohne große Gefahren in den Besitz einer Bibel gelangen; wo aber viele Hausgemeinden sind, wird es schon schwieriger. Ihre Leiter beziehen sie durch Missionsgesellschaften in Hongkong und Taiwan oder von Übersee. Vor allem in der Provinz Jünnan sind Hunderte von Kurieren unter-

wegs, die unter Lebensgefahr Bibeln verbreiten. Auch in Lisuland sind sie aktiv und bringen Gottes Wort in alle Dörfer und bis in die letzten Weiler. Die Untergrunddruckerei in einem Vorort von Kunming arbeitet immer noch. Die geheime Staatspolizei weiß (noch) nichts davon, dass Hunderte von illegalen Bibeln gedruckt werden. In der Provinz Anhui hat sie nach vielem Suchen die versteckte Druckerei entdeckt und Maschinen, Papier und alles Andere beschlagnahmt und die Mitarbeiter eingesperrt.

Langsan ist gut dran. Dort ist wohl in jedem Haus eine Bibel zu finden. Doch hat sich inzwischen allerlei verändert. Vor einiger Zeit kamen zwei Kommunisten ins Dorf und sagten, sie seien von der Regierung eingesetzt, um die »neue Ordnung« auch in diesem entlegenen Nest durchzusetzen. Als Erstes schlossen sie die Scheunenkirche ab und ließen Hirsestroh hineinbringen. »Wir werden jetzt in diesem Gebäude eine Ziegenzucht beginnen und alle Bauern sind zur Mitarbeit verpflichtet.« Nun wird einzeln in den Häusern gebetet und das Wort Gottes gelesen. Vor allem betet man überall dafür, Gott möge das Herz der beiden Fremden ändern. Eines Tages erscheint einer von ihnen bei Tsi und fragt, woher es käme, dass in diesem Dorf alle so freundlich seien, das hätten sie bisher nie erlebt. Der alte Tsi merkt wohl, dass Gott beginnt, an dem Herzen dieses Menschen zu arbeiten und erklärt ihm freundlich aber klar, woran das liegt und dass er auch so ausgeglichen werden könnte.

Es dauert noch eine Weile, bis der andere ebenfalls seine Fragen stellt und nach weiteren Gesprächen und vielen Gebeten der Dorfbewohner werden die beiden Christen und arbeiten nun nach Kräften mit den anderen zusammen. Gott hat Langsan wieder eine Gnadenzeit zukommen lassen. So kann auch die Verkündigung des Evangeliums weitergeführt werden.

Lei, der vor eineinhalb Jahren seine Evangelistenausbildung abgeschlossen hatte, ist monatelang von zu Hau-

se fort, wenn er im weiten Umkreis das Evangelium verkündigt. Feng kann ihn nicht mehr auf allen Reisen begleiten.

»Die Jahre machen sich bemerkbar, Lei, und ich will dir nicht zur Last fallen.«

Im August 1993 hat er eine Bibelschule eröffnet und von überall her kommen junge Männer, aber auch Mädchen, für zwei Wochen nach Langsan zum Unterricht. Den Unterricht führt er ganz allein durch.

»Der Herr hat mir hier eine Aufgabe gegeben, Lei. Dich hat Er zu dem Werk bestimmt, für das du ausgebildet wurdest. Wunderbar, wie der Herr für Seine Gemeinde sorgt!«

Sen arbeitet in der Firma, die Jong Sian immer noch immer leitet. Zweimal im Jahr kommt er zu Ferien nach Haus. Dann bringt er Material mit, was man bei der Evangelisation braucht: Papier, Federn und Bücher.

Tsi ist Anfang Juni begraben worden. Er war so unglücklich gefallen, dass er noch am selben Tag gestorben ist. Er ist gar nicht mehr zum Bewusstsein gekommen. Bei der Beerdigung wurde der Psalm gesungen, den Pa-Mike ins Lisu übersetzt hat:

Der Herr erhebt, was niedrig ist,
die Böses tun, zerschmettert Er.

Feng hat die Beerdigung geleitet.

»Tsi hat überwunden! – Das kann nicht von jedem Menschen gesagt werden, wenn er stirbt, wohl aber von diesem demütigen Diener im Reiche Gottes. Ewige Herrlichkeit bekleidet ihn jetzt.«

In Hongkong haben nach den Ereignissen von 1989 auf dem Platz des Himmlischen Friedens viele besorgte Menschen die Stadt verlassen. »Man kann nie wissen ...«, argumentieren sie. Und obwohl inzwischen viele wieder zurückgekehrt sind, emigrieren doch noch weiter viele Hongkonger.

Richard und Djeng arbeiten treu im Dienst der Chinesischen Überseemission. Sie sorgen dafür, dass Bibeln, Liederbücher, Broschüren und anderes Evangelisationsmaterial verpackt und versandt werden kann. Sie unterhalten Kontakte zu den einzelnen Kurieren und Geschäftsleuten, durch die all die Sachen an den Bestimmungsort gelangen. Sie stehen auch mit anderen Missionsgesellschaften in der Stadt in Verbindung. Wie lange noch? Wird es so weitergehen, wenn Hongkong den chinesischen Behörden überlassen wird?

Den Wunsch, für immer nach China zu gehen, hat Djeng nach vielen Kämpfen aufgegeben. Er ist dankbar, dass ihm Gott ermöglicht, in regelmäßigen Abständen sein Vaterland besuchen zu dürfen, um für einige Monate dort leben zu können.

Im Dezember war er wieder für vier Wochen in London. Mike hat ihm keine Ruhe gelassen, bis er wirklich alles erzählt hatte. Stundenlang haben sie zusammen gesessen und in Erinnerungen geschwelgt. Das hat Mike sehr mitgenommen. Sein Herz protestierte heftig gegen diese seelische Anspannung, einmal musste Djeng sogar den Arzt anrufen. Der kam gleich und verbot Mike jegliche Aufregung. Er sollte eine Woche absoluter Ruhe einhalten. Als Djeng abreisen musste, schien Mike wieder der Alte zu sein; aber er mochte ihn nicht zum Flugplatz begleiten, so verabschiedeten sie sich in seiner Wohnung.

Jetzt ist es September und wenn Gott will, wird Djeng ab März nächsten Jahres wieder für einige Monate nach Langsan reisen. März 1995! Wie wird es dann in Lisu-land aussehen? Wird Jong Sian ihn wieder hinbringen können? Wie wird er Feng antreffen? Wird er ...? Ach, man soll sich keine Sorgen vor der Zeit machen! Alles ist in Gottes Hand und Der macht keine Fehler.

Jong Sian besucht immer noch regelmäßig Hongkong. Er hat bis jetzt unentdeckt Tausende von Bibeln, Büchern und Traktaten ausgeführt und den Kurieren ausgeliefert

oder selbst an den Bestimmungsort gebracht. Gott hat ihm auch Gelingen in seiner Arbeit gegeben, so dass er den Behörden unersetzlich erscheint und manche Freiheit genießt.

Wie es werden wird, wenn die Briten Hongkong abgeben, weiß niemand. Aber dass es Schwierigkeiten für die verschiedenen Missionsgesellschaften geben wird, ist allen klar. Doch man sollte sich für die Zukunft keine Sorgen machen. Der Herr steht über allem.

Es ist Ende März 1995. In Langsan stehen drei Menschen bereit, um in die Berge zu gehen. Zwei tragen das nötige Gepäck, einer hat nur einen kleinen Sack auf dem Rücken.

»Ich möchte so gerne noch einmal mit euch gehen«, hatte er zu verstehen gegeben. »Wenn Gott uns, wie wir geplant haben, zurückbringt, bleiben noch drei Wochen Zeit bis zur nächsten Bibelschule. Von daher gibt es also keine Bedenken.«

»Aber von anderer Seite wohl, Onkel Feng«, meint der jüngste der drei. »Du bist im Dezember sehr krank gewesen und es hat lange gedauert, bis du wieder gesund warst. Meinst du wirklich, du könntest die Reise machen?«

»Ja, Lei.«

Nach dem Gottesdienst, in dem Lei gepredigt und Feng das Dankgebet am Schluss gesprochen hat, machen sie sich auf den Weg: Feng, Djeng und Lei.

Es wird wieder eine beschwerliche Reise. Drei Tage kostet es sie, bis sie die tiefe Schlucht erreichen, die sie von den Lisu des Hochgebirges trennt. Dann beginnt der gefährliche Abstieg, gefolgt von stundenlangem Marsch durch die Schlucht und danach der riskante und mühsame Aufstieg. Alles in allem dauert es zwei Tage, ehe man die Schlucht hinter sich gelassen hat.

»Gäbe es hier nur eine Brücke und eine gute Straße, die dahin führt, dann wäre es für die Berglisu nicht so

schwer, sich das Nötigste zu besorgen und vor allem Gottes Wort zu hören!« »Aber wer wird für die wenigen armen Leute auf den Bergen eine Brücke bauen wollen? Eine Brücke zum Transport von Bibeln«, meint Feng. »Wenn Gott es will, dann sogar die Regierung in Peking«, lacht Lei und freut sich über diesen Gedanken.

Die Besuche in den Dörfern entschädigen sie für alle Mühsal. Wie dankbar sind die Menschen für alles Mitgebrachte an Arznei, Kleidung und Lektüre, besonders aber für das Evangelium, das sie wieder zu hören bekommen!

Nachdem sie das zweite Dorf erreicht haben, sagt Feng zu seinen Freunden: »Ich kann nicht weitergehen. Mir versagen die Beine den Dienst, zieht ihr nur weiter, ich warte hier auf euch. Auf dem Rückweg holt ihr mich ab.« Zunächst weigert sich Lei, seinen väterlichen Freund zu verlassen; aber als dieser ihm den großen Auftrag vor Augen hält, den sie von Gott empfangen haben, fügt er sich und rüstet sich mit Djeng zum Weiterziehen, nicht ohne vorher bei den Dorfbewohnern für ein möglichst bequemes Quartier für den Kranken gesorgt zu haben. »Nichts ist so wichtig wie der Auftrag, dem wir nachzukommen haben«, sind die letzten Worte, die Feng ihnen sagt. Schweren Herzens machen sie sich auf die Reise.

Eine Lisufrau sitzt bei dem kranken Evangelisten und versucht, ihm etwas heißen Tee einzuflößen. Feng ist dankbar für die Freundlichkeit. Leise beginnt er, ihr von der Herrlichkeit des Himmels zu erzählen, von den vielen, die er dort erwartet, von Linnang und Tsi und all den vielen, die ihm vorangegangen sind und vor allem von dem Herrn Jesus in Seiner unvorstellbaren Größe und Herrlichkeit. Still hört die Frau zu. Sie hat schon manches über Gott gehört; aber was sie jetzt erlebt, ist etwas ganz Neues. Da liegt ein ärmlicher alter Mann, dem man die Mühsal des Lebens deutlich ansieht und doch ist es, als öffneten seine Worte die Tür zu dem Glanz der Gegenwart Gottes, es ist, als fülle himmlisches Licht

den kleinen, dunklen und rauchigen Raum, in dem eigentlich alles ein wenig feucht und modrig riecht. – Sie steht auf, um ihren Mann zu holen. Jetzt ist Feng ganz allein. Er hat keine großen Schmerzen, er ist nur müde, ganz müde. Sein Herz ist voll Frieden und ihm kommen die Worte des alten Simeon: »Nun HERR, entlässt du deinen Knecht in Frieden.«

Leise treten die beiden Lisuleute ein. Wie sie an das Lager treten, sehen sie, dass ihr Gast für immer eingeschlafen ist. »So möchte ich auch sterben«, kann die Frau nur sagen. Der Mann denkt daran, was Feng ihnen bei seinen Besuchen so oft gesagt hat und bittet still, Gott möge auch ihn so sicher und glaubensstark machen wie Feng es war.

Nach acht Tagen kehren Djeng und Lei zurück. Sie wollten zwei Wochen bleiben; aber die Sorge um ihren alten Freund hat sie zurückgetrieben. Weinend berichten die Dorfbewohner, dass Feng schon vier Tage tot ist und dass sie ihn begraben mussten. So stehen die beiden, Djeng und Lei, an dem frischen Grab, einerseits tief erschüttert, andererseits voll dankbarer Freude, dass dieser tapfere Streiter Jesu Christi jetzt in ewiger Sicherheit ist. Keine Krankheit und kein Schmerz kann ihm von nun an jemals etwas anhaben und auch nicht der Hass der Kommunisten. Gepriesen sei Gott! Beide bitten den Herrn, genauso treu sein zu können wie ihr nun von ihnen genommener Freund.

In Langsan herrscht große Trauer; aber alle versprechen vor Gott, das Andenken an ihren Lehrer dadurch zu ehren, dass sie mutig und unbeirrt an der Wahrheit des Evangeliums fest halten. Lei beschließt die Trauerandacht mit den Worten: »Sei getreu bis an den Tod! Und ich werde dir den Siegeskranz des Lebens geben.«